



Nr. 114, Juni 2018

„Reformismus mit Emphase“. Elmar Altvater zur Erinnerung

Klimakrise: Industriepolitik und Kapitalinteressen

Foster - **Ökologische Revolution**/Heede - **Die „Carbon Majors“**/Witt - **Energiewende**/Garnreiter - **Schneller Kohleausstieg**/Balsmeyer & Knierim - **Klimakrise - Autoindustrie - Verkehrspolitik**/Lohbeck - **Autoindustrie: Heilsversprechen und Ideologie**/Reckordt - **Tiefseerohstoffe**

Marx-Engels-Forschung

Vollgraf - **Kuczynskis Gesamtausgabe „Kapital“ Bd. I/**
Zhang - **Band III des „Kapitals“ die Antithese zu Bd. I?**

Weitere Beiträge

Schneidemesser & Kilroy - **Streikmonitor 2017**/Goldberg/
Leisewitz/Reusch/Wiegel - **Steht die Linke im Wald?**/
Hösler - **Geschichtsschreibung der russischen Revolutionen 1917**/Meyer - **Zeitbudgets 1923/24/**
Zimmer - **Verdeckter Idealismus?**

Sowie: Zuschriften; Zeitschriftenschau; Berichte;
Buchbesprechungen

Einzelpreis 10,00 Euro

VSA: Klassenanalyse für das 21. Jahrhundert



Stephan Krüger
Soziale Ungleichheit
 Private Vermögensbildung, sozialstaatliche Umverteilung und Klassenstruktur
 Kritik der Politischen Ökonomie und Kapitalismusanalyse Band 5
 712 Seiten | € 39,80
 ISBN 978-3-89965-786-9

Weitere Bände in dieser Reihe (Hardcover, zahlreiche Abbildungen und Übersichten):

Bd. 1: Allgemeine Theorie der Kapitalakkumulation
 1124 Seiten | € 58,00
 ISBN 978-3-89965-376-2

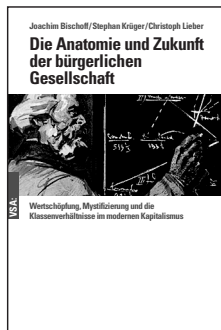
Bd. 2: Politische Ökonomie des Geldes
 616 Seiten | € 36,80
 ISBN 978-3-89965-459-2

Bd. 3: Wirtschaftspolitik und Sozialismus
 568 Seiten | € 34,80
 ISBN 978-3-89965-674-9

Bd. 4: Keynes und Marx
 416 Seiten | € 26,80
 ISBN 978-3-89965-531-5



Karl Marx
Das Kapital
 Kritik der politischen Ökonomie I Erster Band
 Neue Textausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Thomas Kuczynski
 800 Seiten | Hardcover mit USB-Card | € 19,80
 ISBN 978-3-89965-777-7
 Immer noch: die beste Voraussetzung für solide Klassenanalyse.



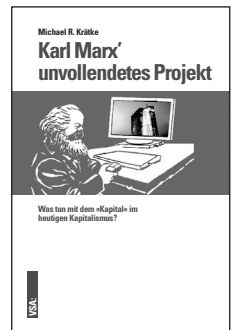
J. Bischoff/S. Krüger/C. Lieber
Die Anatomie und Zukunft der bürgerlichen Gesellschaft
 Wertschöpfung, Mystifizierung und Klassenverhältnisse im modernen Kapitalismus
 176 Seiten | € 16,80
 ISBN 978-3-89965-795-1



Frank Deppe
1968: Zeiten des Übergangs
 Das Ende des »Golden Age«, Revolten & Reformbewegungen, Klassenkämpfe & Eurokommunismus
 144 Seiten | € 12,80
 ISBN 978-3-89965-794-4



Bernd Riexinger
For the many, not the few
 Moderne Klassenpolitik
 160 Seiten | € 14,80
 ISBN 978-3-89965-827-9
 Klasse und Klassenpolitik müssen neu begründet werden – als Grundlage einer solidarischen Gesellschaft und linker Politik.



Michael R. Krätke
Karl Marx' unvollendetes Projekt
 Was tun mit dem »Kapital« im heutigen Kapitalismus?
 256 Seiten | € 19,80
 ISBN 978-3-89965-797-5
 Auch der globale digitale Kapitalismus lässt sich mit Marx' »unfertiger« Theorie erklären.

ZEITSCHRIFT MARXISTISCHE ERNEUERUNG

**Vierteljahresschrift
29. Jahrgang
Heft 114 (Juni 2018)**

Herausgegeben vom Forum Marxistische
Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.)
und dem IMSF e.V.

Redaktionsbeirat:

Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris,
Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt,
Klaus Pickshaus, Jörg Roesler,
Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach,
Harald Werner

Redaktion:

Stefan Bollinger, Dominik Feldmann, Jörg Goldberg,
André Leisewitz, John Lütten, Patrick Ölkrug, Jürgen Reusch,
David Salomon, Gerd Wiegel, Michael Zander

5 Editorial

- 8 „Reformismus mit Emphase“**
Zum Tod von Elmar Altvater am 1. Mai 2018
-

Klimakrise: Industriepolitik und Kapitalinteressen

John Bellamy Foster

- 9 Die lange ökologische Revolution**

Richard Heede

- 17 Die „Carbon Majors“**

Zum Anteil der Produzenten von fossilen Brennstoffen und Zement an den anthropogenen Emissionen von Kohlendioxid und Methan 1854-2010

Uwe Witt

- 32 Zum Stand der Energiewende 2018**

Franz Garnreiter

- 44 Schneller Kohleausstieg – Alternative zum klimapolitischen Nichtstun der Bundesregierung**

Heiko Balsmeyer / Bernhard Knierim

- 60 Klimakrise, Autoindustrie und Verkehrspolitik**

Wolfgang Lohbeck

- 70 Heilsversprechen und Ideologie statt Lösungen**

Fehlentwicklungen in der deutschen Autoindustrie

Michael Reckordt

- 78 Deutsche Rohstoffpolitik und deutsche Industrie-Interessen an „Tiefseerohstoffen“**
-

Marx-Engels-Forschung

Carl-Erich Vollgraf

- 87 Vergebliche Liebesmüh?**

Anmerkungen zu Thomas Kuczynskis Gesamtausgabe von Band 1 des „Kapitals“

Zhang Guangming

- 110 Ist Band III des „Kapitals“ die Antithese zu Band I?**

Zur Kritik einer aktuellen ideologischen Debatte in der Volksrepublik China

Streiks und Gewerkschaften

Lea Schneidemesser / Juri Kilroy

- 125 Streikmonitor: Arbeitskonflikte im Jahr 2017**
-

Weitere Beiträge

Jörg Goldberg/André Leisewitz/Jürgen Reusch/Gerd Wiegel

- 140 Steht die Linke im Wald?**
Nach den Bundestagswahlen und der Regierungsbildung (Teil II)

Joachim Hösler

- 154 Die Revolutionen 1917 in der sowjetischen und der heutigen russischen Geschichtsschreibung**

Gert Meyer

- 170 Zeitbudgets russischer Industriearbeiter 1923/24**

Jörg Zimmer

- 176 Verdeckter Idealismus?**
Antworten auf Thomas Metschers Essay zu „Arbeit am Begriff“
-

Diskussion, Kritik, Zuschriften

Joachim Schubert

- 187 Zu Z 113 (März 2018) – Arbeitsbelastungen (R. Schmucker); Tarifabschluss der IG Metall**
-

- 190 Zeitschriftenschau/Aktuelle Debatten**
-

Berichte

Alexander M. Hummel

- 197 Marx 200: Klassentheorie und Klassenbewegungen heute**
Frankfurt am Main, 19. bis 23. März 2018

Paul Oehlke

- 201 Marx in Köln – Demokratie und Sozialismus**
Köln, 14. April 2018

Yannik Pein

- 205 Marx in Hessen**
Frankfurt am Main, 21. bis 22. April 2018
-

209 Buchbesprechungen

Marx' „Krisenhefte“ 1857/1858 (Georg Fülberth zu MEGA² IV/14)

Zu Unrecht vergessen (Klaus Müller zu Frank Fehlberg)

Integrativer Marxismus (Dieter Kraft zu Thomas Metscher)

Harich und Lukács (Siegfried Prokop zu Wolfgang Harich [Hrsg. Andreas Heyer])

Geschützte Schutzlosigkeit (Bernhard H. F. Taureck zu Enno Rudolph)

Faschismus in den Niederlanden (Christoph Horst zu Peter Romijn)

KPD-Verbot (Heribert Peters zu Josef Foschepoth)

„Wende und Anschluss“ (Jörg Roesler zu Günter Benser)

Eurosklerose?!? (Klaus Dräger zu Andreas Wehr)

Imperialistische Kriege im Nahen Osten (Matin Baraki zu Aktham Suliman)

Anatomie der AfD (Detlef Kannapin zu Gerd Wiegel)

Klasse, Identität, Migration (Janis Ehling zu Sandro Mezzadra und Mario Neumann)

4 Impressum

239 Autorinnen und Autoren, Übersetzer

Impressum

„Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung“ wird herausgegeben vom Forum Marxistische Erneuerung e.V. (Frankfurt/M.) und vom IMSF e.V. (Frankfurt/M.)

Redaktionsbeirat: Joachim Becker, Joachim Bischoff, Dieter Boris, Frank Deppe, Klaus Dräger, Werner Goldschmidt, Klaus Pickshaus, Jörg Roesler, Ursula Schumm-Garling, Conny Weißbach, Harald Werner.

Redaktion: Stefan Bollinger, Dominik Feldmann, Jörg Goldberg, André Leisewitz, John Lütten, Patrick Ölkrug, Jürgen Reusch, David Salomon, Gerd Wiegel, Michael Zander

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung des Verfassers bzw. der Verfasserin, nicht unbedingt die der HerausgeberInnen oder der Redaktion wieder. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Nachdruck nur mit Zustimmung der Redaktion.

Z. erscheint vierteljährlich. Der Abonnementpreis (vier Hefte) beträgt Euro 35,-. Bei Bezug aus dem Ausland Euro 43,-. Das Einzelheft kostet Euro 10,-. Abo zum reduzierten Preis (Studenten u.a., gegen Nachweis) Euro 28,-, Ausland Euro 36,-. Das Abonnement verlängert sich jeweils um vier Hefte, wenn nicht sechs Wochen vor Ablauf des Bezugszeitraums eine schriftliche Kündigung beim Verlag eingegangen ist. Änderungen der Anschrift sind unverzüglich mitzuteilen. Bankverbindung: Forum Marxistische Erneuerung e.V., Frankfurter Sparkasse, BLZ: 500 502 01, Konto: 34595. IBAN: DE 69 5005 0201 0000 0345 95; BIC: HELADEF1822. Postanschrift von Redaktion und Vertrieb: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 700346, 60553 Frankfurt am Main, Tel./Fax. 069/53054406. e-mail: redaktion@zme-net.de; internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de

Druck: Beltz Bad Langensalza GmbH, Bad Langensalza. ISSN: 0940-0648.

Redaktionsschluss: 02.05.2018

Mit der Bitte um Beachtung – Neue Postfachadresse:
Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, Postfach 700346, 60553 Frankfurt/Main

Editorial

Die Weltwirtschaftskrise und die internationalen Konflikte des letzten Jahrzehnts haben die globale Umweltkrise völlig in den Hintergrund treten lassen. Im Koalitionsvertrag spielen die Klimakrise und die notwendige Umsteuerung der Energiepolitik keine besondere Rolle. Einzelne Bewegungen in der Bundesrepublik – so gegen den weiteren Kohleabbau im Rheinland und der Lausitz – bringen große Protestbewegungen auf die Beine, aber deren Ausstrahlung bleibt regional und es gelingt ihnen nicht, Koalitionen zu formen, die notwendig sind, um die sozialen Folgen der notwendigen Strukturbrüche aufzufangen. Gerade hört man, dass entsprechende Anträge für den DGB-Bundeskongress „mit Erfolg entschärft“ worden sind. Dabei brennt es umweltpolitisch an allen Ecken und Enden. Die im letzten Jahr bekannt gewordenen Langzeitstudien zum Rückgang der Insektenbestände in der Bundesrepublik müssten ähnlich ernst genommen werden, wie Rachel Carsons „Silent spring“ von 1962. Aber keine Spur von Reaktion. In allen Bereichen der Umweltpolitik zeigt sich die Stärke dominierender Kapitalverwertungsinteressen. Sie werden im Schwerpunkt dieses Heftes mit Blick auf Energiewende und Klimakrise in den Focus gestellt. Eine linke, progressive Umweltpolitik muss diese „harten“ Interessen zum Gegenstand der Kritik machen und wird sich nicht auf eine Thematisierung von Konsum- und Lebensstilen – wie in der Debatte um „imperiale Lebensweise“ – beschränken dürfen.

John Bellamy Foster weist darauf hin, dass die Klimakrise ein Ausdruck – neben anderen – der umfassenden Übernutzung des Planeten ist. Daher reichten technische Eingriffe im Sinne eine „grünen Kapitalismus“ nicht aus; sie können immer nur einzelne Stellschrauben verändern. Notwendig sei ein völlig neues praktisches Verhältnis zwischen Mensch und Natur, das aber innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise nicht geschaffen werden könne. Unbeschadet dessen sind aktuelles Handeln zur Abmilderung der Umweltkrise und der Eingriff in die herrschende Produktions- und Konsumtionsweise unabdingbar und möglich.

Die internationale Klimapolitik geht von der Verantwortung der einzelnen Nationalstaaten für die Reduktion von Treibhausgasen aus. In den Abkommen werden den entwickelten kapitalistischen Ländern mit ihren hohen Pro-Kopf-Verbräuchen und „historischen“ Emissionen strengere Auflagen zugewiesen als den Schwellen- und industriell schwach entwickelten Ländern. *Rick Heede* lenkt das Augenmerk dagegen auf die weltweit verstreuten privaten und staatlichen Unternehmen, die fossile Brennstoffe (Kohle, Öl, Gas) und Zement produzieren und damit die Hauptquellen anthropogener Treibhausgase, die den Klimawandel bestimmt haben und weiterhin bestimmen. Es zeigt sich, dass fast zwei Drittel der historischen Kohlendioxid- und Methan-Emissionen der Jahre 1854 bis 2010 auf global neunzig Unternehmen zurückgeführt werden können. Von der zukünftigen Politik dieser „Carbon majors“ hängt das Klimageschehen entscheidend ab.

Energiewende, Kohleausstieg, Verkehrspolitik sind Schlüsselbereiche der Klimapolitik in der Bundesrepublik. *Uwe Witt* analysiert die unterschiedlichen Fortschritte beim Ausbau erneuerbarer Energien im Stromsektor, in der Wärmeerzeugung

gung und im Verkehr. Als größtes Hindernis und enormes Risiko für das Erreichen der Klimaziele erweist sich dabei die Blockade des Einstiegs in einen sozialverträglichen Kohleausstieg durch Energiekonzerne, herrschende Politik und Gewerkschaften. *Franz Garnreiter* erinnert an das 2007 formulierte Ziel, den Klimagasausstoß bis 2020 um 40 Prozent gegenüber 1990 zu reduzieren. Davon sind heute erst 27 Prozent erreicht; das Ziel wird meilenweit verfehlt werden. Der im Anschluss an die Pariser Klimakonferenz 2015 verabschiedete „Klimaschutzplan 2050“ ist ein vager Text ohne nennenswerte Konkretisierungen, ebenso der Koalitionsvertrag. Dagegen wäre, wie Garnreiter im Einzelnen darlegt, ein großer Schritt zum Klimaschutz schnell möglich durch einen forcierten Ausstieg aus der Kohleverstromung.

Im Verkehrsbereich lagen die Treibhausgasemissionen 2017 *über* jenen des Jahres 1990. Ein großer Beitrag zum Scheitern der Klimaziele. Er hängt, wie *Heiko Balsmeyer* und *Bernhard Knierim* zeigen, von der staatlicherseits massiv im Konzerninteresse geförderten Expansion des privatmotorisierten Straßenverkehrs zu Lasten des öffentlichen Güter- und Personentransports ab. Er wird weiter vorangetrieben durch die Modellpolitik der Kfz-Industrie, die auf die für sie hoch profitablen SUVs setzt. Die Umstellung auf Elektromotorisierung führt wegen der Abhängigkeit von Lithium und seltenen Erden in eine Rohstoffsackgasse. Die Autoren plädieren dafür, mit einer Politik der Verkehrswende und der Investition in öffentliche Infrastruktur den Einfluss der Autokonzerne zurückzudrängen sowie den Umweltverbund aus Fuß-, Rad- und öffentlichem Verkehr zu stärken. *Wolfgang Lohbeck*, langjähriger Verkehrsexperte von Greenpeace, macht die ideologische Aufladung des Produkts „Auto“ als Inbegriff des westlichen Lebensstils dafür verantwortlich, dass die Autoindustrie die zahlreichen Skandale der letzten Jahre fast unbeschadet überstanden hat. Deren politisch-ökonomische wie ideologische Macht zeige sich auch in der Debatte um den Elektroantrieb, mit dem nicht nur gravierende technische und ökologische Probleme verbunden sind. Nur die Abkehr von der Ausrichtung auf immer größere, schwerere und leistungsstärkere Autos hin zu leichteren und kleineren Wagen könne einen tatsächlichen ökologischen und klimarelevanten Effekt zeitigen. Diese Wende kann aber nur politisch, gegen die Expansionsinteressen und -zwänge der Autokonzerne, durchgesetzt werden.

Der Rohstoffhunger der exportstarken BRD-Industrie ist außerordentlich groß. Zehn Prozent der weltweiten Erzförderung überschreiten die bundesdeutschen Grenzen, u.a. für die Autoindustrie, berichtet *Michael Reckordt*. Der BDI pocht auf „Versorgungssicherheit“. Mit dem Umstieg auf Elektromobilität wird u.a. die weltweite Kupfernachfrage enorm gesteigert. Die damit verbundenen Umwelt- und Klimaprobleme sind ungeklärt. „Tiefseerohstoffe“ sollen zur langfristigen Versorgungssicherheit mit strategischen Rohstoffen beitragen, so der BDI. Diese Forderung hat umgehend ihren Weg in den Koalitionsvertrag gefunden. Reckordt plädiert dafür, in diesem Kontext nicht nur den privaten Konsum zu thematisieren, sondern stärker den „produktiven Konsum“ zum Gegenstand der Auseinandersetzung zu machen, also den Verbrauch bei der industriellen Warenproduktion. Hier wird, wie z.B. die Modellpolitik der Autokonzerne zeigt, die Bedürfnis- und Konsumtionsstruktur vorgeprägt.

Marx-Engels-Forschung: Thomas Kuczynski hat auf Grundlage der MEGA eine „Neue Text-Ausgabe“ (NTA) des 1. Bandes des Marxschen „Kapitals“ zusammengestellt, die alle Marxschen Änderungsabsichten darzubieten versucht, und zwar in einem einzigen Band, um möglichst viele Leser*innen zu erreichen. *Carl-Erich Vollgraf*, zurzeit wohl der am engsten mit der entsprechenden MEGA-Bearbeitung vertraute Experte, untersucht die NTA darauf hin, ob sie ihrem Anspruch im Einzelnen gerecht wird bzw. überhaupt gerecht werden kann, zumal auch Ungereimtheiten bei Marx selbst einer völlig konsistenten Textfassung im Wege stehen. Aus China erreichte uns ein Beitrag von *Zhang Guangming*, der die in seinem Land diskutierte Frage behandelt, ob es einen Gegensatz zwischen dem ersten und dem dritten Band des ‚Kapital‘ gibt, d.h. ob Marx seine Position hinsichtlich der revolutionären Enteignung der Kapitalisten im Verlauf seines Lebens geändert habe. Der Autor verneint diese Frage vehement, gestützt auf eine umfassende Analyse der Marx’schen Texte. Der Beitrag wirft zugleich ein Licht auf aktuelle Marx-Diskussionen in der VR China.

Streiks und Gewerkschaften: Im „Streikmonitor“ zeigen *Lea Schneidemesser* und *Juri Kilroy*, dass 2017 zwar ein relativ streikarmes Jahr war, dass sich aber die Grundtendenz der letzten Jahre weiter ausgeprägt hat: eine Tendenz zur Zersplitterung und Dezentralisierung des Streikgeschehens sowie ein starker Anstieg defensiver Standortkonflikte, die mit dem laufenden Strukturwandel in der Industrie zusammenhängen.

Weitere Beiträge: In Fortsetzung ihres Beitrags aus Z 112 (Dezember 2017) zum Wahlausgang sondieren *Jörg Goldberg u.a.* die aktuelle politische Konstellation nach der Regierungsbildung und die eher deprimierende Verfasstheit der gesellschaftlichen Linken einschließlich der Orientierungskrise der Linkspartei.

Der Osteuropahistoriker *Joachim Hösler* gibt einen Überblick zur Erforschung und Darstellung der Oktoberrevolution in der sowjetischen bzw. russischen Geschichtsschreibung von 1920 bis in die Gegenwart. Fragestellungen und Erklärungsansätze, wie sie in den 1960er Jahren erarbeitet wurden, weisen für Hösler die bis heute größte Innovationskraft und Differenzierung auf. Als sozialwissenschaftlich äußerst innovativ erweisen sich im Rückblick die Zeitbudget-Analysen russischer Industriearbeiter aus den Jahren 1922/23 von Strumilin, die *Gert Meyer* vorstellt. Sie zeigen u.a., dass die Belastung insbesondere der werktätigen Frauen sich gegenüber den vorrevolutionären Zeiten kaum verändert hatte, also politisch anzugehen war. Thomas Metscher hatte in Z 113 eine Studie von *Jörg Zimmer* zur philosophischen Ästhetik kritisch besprochen. Zimmer antwortet nicht einfach mit einer Replik, sondern treibt die Debatte um eine materialistische Ästhetik weiter. *Berichte und Zeitschriftenschau* gehen auf eine Reihe von Veranstaltungen und Zeitschriftenbeiträge zu Marx 200 ein. Dies wird im nächsten Heft fortgesetzt.

Z 115 (September 2018) wird im Schwerpunkt die für die neuere deutsche Geschichte weichenstellende Periode „Von der Novemberrevolution zum ‚deutschen Oktober‘“ behandeln.

„Reformismus mit Emphase“

Zum Tod von Elmar Altvater am 1. Mai 2018

Gebeten, auf der ‚Fortschrittsskonferenz‘ des Frankfurter Instituts für Marxistische Studien und Forschungen (IMSF) im September 1987 zum Thema „Überleben und Revolution – Strategien in der Umbruchperiode“ zu sprechen, empfahl Elmar Altvater „Reformismus mit Emphase“.

Seine Überlegungen sind weiter aktuell: Konfrontiert mit lebensbedrohenden Krisengefahren – Atomkriege, Umweltkrisen, Finanzkrisen – müssen Lösungen hier und heute angegangen werden, um lebensbedrohende Verwerfungen zumindest zu begrenzen. Revolutionäre Umbrüche, so Altvater, könnten zu spät kommen. Zu den potentiell lebensbedrohlichen Krisen zählte er – mitten in der Schuldenkrise der Dritten Welt – auch Geldkrisen, die in einer monetarisierten Welt große Teile der Menschheit ins Elend stürzen können. Diese Einschätzung wurde 2008 auf ungeahnte Weise real: Kurzzeitig schien die Welt am Rande des Abgrunds zu stehen, Regierungen gewährten Billionengarantien, um einen weltweiten Vertrauensverlust in Geld- und Währungssysteme zu vermeiden.

Es ist hier nicht der Platz, die ganze Breite der Forschungs- und Publikationsthemen von Elmar Altvater anzusprechen. Er war ein Weltökonom im besten Sinne.¹ Für seine Fähigkeit, Entwicklungen der Finanzsphäre richtig einzuordnen, gilt, was er 2010 in einem Nachruf für Jörg Huffs Schmid formulierte²: Ihm sei zugute gekommen, dass er in einer Periode polit-ökonomisch „alphabetisiert“ worden war, in der die Realwirtschaft im Vordergrund stand, die Finanzmärkte eine eher sekundäre Funktion hatten. Als Teil dieser frühen „Alphabetisierung“ kann bei Elmar Altvater seine Beschäftigung mit Eugen Varga und dessen Analyse der Weltwirtschaftskrise 1929/32 betrachtet werden. Als einer der Ersten in Westdeutschland hatte er das Werk dieses genialen marxistischen Ökonomen der Vergessenheit entrissen und wichtige Texte der Öffentlichkeit wieder zugänglich gemacht.

Elmar Altvater war über lange Jahrzehnte hinweg ein Wissenschaftler und Aktivist, der aus den Kämpfen für eine bessere Welt nicht wegzudenken war. Er wird der Linken sehr fehlen.

¹ Dieter Boris, Eine Ausnahmegehalt der Linken. Elmar Altvater verstorben, in: Informationsbrief Weltwirtschaft & Entwicklung, Luxemburg, 5. Mai 2018.

² Elmar Altvater, Das Biest wird gezähmt oder: die Regulierung der Finanzmärkte, in: Z 81, März 2010, S. 23.

Die lange ökologische Revolution¹

Bis zum Aufstieg der Ökologiebewegung im späten zwanzigsten Jahrhundert war die Beherrschung der Natur eine weit verbreitete Metapher, die oft mit dem Fortschritt im Kapitalismus (und manchmal im Sozialismus) gleichgesetzt wurde. Sicher, diese Vorstellung, so wie sie in den (Natur)Wissenschaften verwendet wurde, war komplex. Wie Francis Bacon als der führende frühe Anhänger dieser Idee es ausdrückte: „Die Natur kann nur bezwungen werden, indem man ihr gehorcht.“ Nur wenn man die Naturgesetze befolgt sei es deshalb möglich, die Natur auch zu beherrschen.

Nach den großen Dichtern der Romantik waren die Begründer des klassischen historischen Materialismus, Karl Marx und Friedrich Engels, während der industriellen Revolution die entschiedensten Gegner der Idee der Naturbeherrschung. Marx merkte an, Bacons *Maxime* kommentierend, dass im Kapitalismus die Erforschung der Natur „eigenen Gesetze nur als eine List erscheint, um sie menschlichen Bedürfnissen zu unterwerfen“, insbesondere den Zwecken der Akkumulation. Doch trotz dieser raffinierten ‚List‘ kann das Kapital nie völlig die materiellen Grenzen der Natur überwinden, die sich immer wieder geltend machen – mit dem Ergebnis, dass „die Produktion sich in Widersprüchen bewegt, die stetig überwunden werden aber genauso stetig wiederkehren.“ Sein Umgang mit natürlichen Grenzen als bloße Hindernisse, die überwunden werden sollen, und nicht als tatsächliche Grenzen, verleiht dem Kapital seinen enorm dynamischen Charakter. Jedoch bedeutet die gleiche Weigerung, natürliche Grenzen anzuerkennen, dass das Kapital dazu tendiert, kritische Schwellen ökologischer Nachhaltigkeit zu überschreiten, und damit unnötige und bisweilen unumkehrbare Zerstörungen verursacht. Im Kapital wies Marx auf solche Brüche im sozial-ökologischen Stoffwechsel von Menschheit und Natur hin, die von der Akkumulation des Kapitals erzeugt werden. Und auf die Notwendigkeit, diesen Stoffwechsel durch eine nachhaltigere Beziehung zur Erde wieder herzustellen, indem man den Planeten als „*boni patres familias*“ (gute Familienväter) für kommende Generationen von Menschen erhält und sogar verbessert.²

In letzter Zeit ist diese Thematik mit der Klimakrise und der Einführung des Anthropozäns als wissenschaftlicher Klassifizierung des veränderten Verhält-

¹ Dieser Text ist eine stark gekürzte Version des Artikels von John Bellamy Foster, *The long ecological revolution*, *Monthly Review*, Volume 69, Issue 6, November 2017. Der vollständige Text ist im Internet abrufbar unter <https://monthlyreview.org/2017/11/01/the-long-ecological-revolution/>. Wir danken der Redaktion von *Monthly Review* und dem Autor für die freundliche Genehmigung, eine gekürzte deutschsprachige Übersetzung des Artikels zu veröffentlichen. Vgl. auch: John Bellamy Foster im Gespräch mit Christian Stache, „Ein unheilbarer Riss im Stoffwechsel zwischen Natur und Gesellschaft“, in: *Z 108* (Dezember 2016), S. 167-177.

² Karl Marx, *Das Kapital*, Dritter Band, MEW 25, S. 784; John Bellamy Foster, *Marx's Ecology*, New York 2000.

nisses des Menschen zum Planeten erneut relevant geworden. Das Anthropozän wird innerhalb der Wissenschaft allgemein als neue geologische Epoche definiert, die der Epoche des Holozäns der letzten 12.000 Jahre nachfolgt – ein Übergang, der seit dem Zweiten Weltkrieg durch einen ‚anthropogenen Riss‘ im Erdsystem gekennzeichnet ist.³ Nach Jahrhunderten eines Wissenschaftsverständnisses, das auf der Beherrschung der Natur beruht, haben wir nun unbestreitbar ein qualitativ neues und gefährliches Stadium erreicht, welches durch das Aufkommen von Atomwaffen und des Klimawandels gekennzeichnet ist – was der marxistische Historiker E.P. Thompson als „Exterminismus, die letzte Stufe des Imperialismus“ bezeichnete.⁴

Aus ökologischer Sicht markiert das Anthropozän – das nicht nur für die Klimakrise steht, sondern allgemein für die Überschreitung der natürlichen Grenzen des Planeten – die Notwendigkeit einer kreativeren, konstruktiveren und koevolutionären Beziehung zur Erde. In der ökosozialistischen Theorie erfordert dies die Rekonstitution der Gesellschaft in ihrer Gesamtheit auf einer egalitären und nachhaltigeren Basis. Es bedarf einer langen und anhaltenden ökologischen Revolution, die sich notwendigerweise in Etappen über Jahrzehnte und Jahrhunderte erstrecken wird. Angesichts der Bedrohung der Erde als Lebensraum für Menschen – bedingt durch Klimawandel, Übersäuerung der Ozeane, Artensterben, Verlust von Süßwasser, Entwaldung, Umweltvergiftung und vieles mehr – erfordert diese Transformation eine sofortige Umkehr im Akkumulationsregime. Dies bedeutet, sich der Logik des Kapitals zu widersetzen, wann immer und wo immer es die „kreative Zerstörung“ des Planeten fördern will. Solch eine Wiederherstellung der Gesellschaft im Allgemeinen kann nicht bloß durch technologische Mittel erfolgen, sondern muss den Stoffwechsel des Menschen mit der Natur durch die Produktion und damit den gesamten Bereich der ‚sozialen metabolischen Reproduktion‘ transformieren.⁵

In unserer Zeit wird dem ökologischen Marxismus oder dem Ökosozialismus – als der umfassendsten Herausforderung für die strukturelle Krise unserer Ära – die kapitalistische Ökomoderne⁶ gegenübergestellt. Diese schließt an eine frühere Ideologie der Moderne an, die sich von Anfang an gegen die Vorstellung wehrte, dass das Wirtschaftswachstum mit ‚Grenzen der Natur‘

³ Clive Hamilton and Jacques Grinevald, „Was the Anthropocene Anticipated?“ *Anthropocene Review* 3, no. 1 (2015): 67; Ian Angus, *Facing the Anthropocene*, New York 2016.

⁴ E. P. Thompson, *Beyond the Cold War*, New York 1982, 41–80; Rudolf Bahro, *Avoiding Social and Ecological Disaster*, Bath 1994, 19.

⁵ Zu den allgemeinen theoretischen Implikationen zur Frage der Beziehung zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und den Produktivkräften und der Verbindung zu jüngeren Auseinandersetzungen in der Marxschen Theorie, siehe John Bellamy Foster, Harry Magdoff, and Robert W. McChesney, „Socialism: A Time to Retreat?“ *Monthly Review* 52, no. 4 (September 2000): 1–7. Das Konzept der „sozialen metabolischen Reproduktion“ (metabolisch = stoffwechselbedingt) ist von zentraler Bedeutung für das Werk von István Mészáros, beginnend mit seinem *Beyond Capital*, London/New York, 1995.

⁶ Im europäischen Diskurs – von Konservativen, Sozialdemokraten, Grünen bis zur Linken – besser bekannt als ‚ökologische Modernisierung‘ in diesem Sinne. (Anm. des Übersetzers).

konfrontiert ist. Während der Ökosozialismus darauf besteht, dass eine Revolution zur Wiederherstellung einer nachhaltigen Beziehung der Menschheit zur Erde einen Frontalangriff auf das System der Kapitalakkumulation erfordert – und dies nur durch egalitärere gesellschaftliche Verhältnisse und bewusste ko-evolutionäre Beziehungen zur Erde erreicht werden kann – verspricht der Ökomodernismus das genaue Gegenteil.⁷

Das beste aktuelle Beispiel dieser Tendenz auf der Linken in den Vereinigten Staaten ist die Sommerausgabe 2017 der Zeitschrift *Jacobin* mit dem Titel *Earth, Wind and Fire* (Erde, Wind und Feuer).⁸ Nach Ansicht der Autoren in diesem Sonderheft und den damit verbundenen Arbeiten ist die Lösung des Klimawandels und anderer ökologischer Probleme in erster Linie eine von Innovationen bei der Entwicklung und Anwendung neuer Technologien und erfordert keine Kritik am Prozess der Kapitalakkumulation oder des Wirtschaftswachstums daselbst.

Bemerkenswert an der Sonderausgabe von *Jacobin* über die Umwelt und die damit verbundenen Werke seiner Autoren und Herausgeber ist, wie weit sie von einem genuine Sozialismus entfernt sind – sofern es dabei um eine Revolutionierung der sozialen und ökologischen Verhältnisse geht, die auf eine Welt substanzieller Gleichheit und ökologischer Nachhaltigkeit abzielt. Was uns stattdessen angeboten wird, ist eine mechanistische, techno-utopische „Lösung“ für das Klimaproblem, die das gesellschaftlich bedingte Verhältnis von Wissenschaft und Technologie genauso ignoriert, wie die menschlichen Bedürfnisse und die weitere Umwelt. Anders als der ökologische Marxismus und die radikale Ökologie im Allgemeinen stellt diese Vision einer staatlich gelenkten, technokratischen, umverteilenden Marktwirtschaft, die durch planetares Geoengineering verstärkt wird, das System der (kapitalistischen) Warenproduktion nicht grundsätzlich in Frage. Die ökologische Krise, die durch den Kapitalismus verursacht wurde, wird hier als Rechtfertigung verwendet, um alle ernsthaften ökologischen Werte beiseite zu schieben.

Der so konzipierte Sozialismus unterscheidet sich kaum vom Kapitalismus – er ist keine Bewegung, die die verallgemeinerte Warengesellschaft ersetzt, sondern eine, die mit der Grundstruktur der kapitalistischen Moderne homolog ist. Im besten Fall stellt dies eine Verkürzung der sozialistischen Vision dar, um in der liberalen politischen Arena erfolgreich zu sein. Aber die Kosten eines solchen Kompromisses mit dem Status quo sind der Verlust jeglicher Vorstellung von einer alternativen Zukunft.

⁷ Die Idee einer langen ökologischen Revolution knüpft an Raymond Williams frühere Vorstellung einer „langen Revolution“ an. Für Williams war kultureller und ökologischer Materialismus immer miteinander verflochten, was die lange Konvergenz der romantischen und marxistischen Traditionen widerspiegelt. Siehe Williams, *The Long Revolution* (New York: Columbia University Press, 1961) und *Politics and Letters* (London: New Left, 1979).

⁸ Siehe hier: <https://www.jacobinmag.com/issue/earth-wind-and-fire>. (Anm. des Übersetzers). Die ausführliche Auseinandersetzung des Autors mit den Konzepten und Schriften der AutorInnen dieser Sondernummer von *Jacobin* mussten wir aus Platzgründen weglassen.

Wie also sehen wir die notwendige ökologische und soziale Revolution unserer Zeit? Engels betonte im 19. Jahrhundert, das Gebot, dass die Gesellschaft sich im Einklang mit der Natur entwickeln müsse, sei die einzig genuin wissenschaftliche Sichtweise: „Nicht in der geträumten Unabhängigkeit von den Naturgesetzen liegt die Freiheit, sondern in der Erkenntnis dieser Gesetze, und in der damit gegebenen Möglichkeit, sie planmäßig zu bestimmten Zwecken wirken zu lassen. Es gilt dies mit Beziehung sowohl auf die Gesetze der äußern Natur, wie auf diejenigen, welche das körperliche und geistige Dasein des Menschen selbst regeln – zwei Klassen von Gesetzen, die wir höchstens in der Vorstellung, nicht aber nicht in der Wirklichkeit voneinander trennen können.“⁹ Vielmehr: es gibt keine Möglichkeit, Naturnotwendigkeiten zu bemogeln.

Engels argumentierte, dass die Baconsche ‚List‘ der Naturbeherrschung – den Naturgesetzen zu gehorchen mit dem einzigen Zweck, die Akkumulation des Kapitals zu fördern – sich letztendlich als zerstörerisch erweisen würde, weil dies die langfristigen Konsequenzen der Verfolgung solcher kurzfristigen Gewinne ignoriere. Im Unterschied dazu ging es beim „wissenschaftlichen Sozialismus“ nicht um den vergeblichen Versuch, die Natur zu unterwerfen, sondern vielmehr um die Förderung der menschlichen Freiheit in Übereinstimmung mit den Bedingungen, die uns die materielle Welt auferlegt.¹⁰

Heute hat das wachsende Bewusstsein für solche Probleme – und für die unabweisbare Abhängigkeit der Menschheit von der natürlichen Welt – Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen dazu geführt, nachhaltigere Formen der Entwicklung zu erforschen, wie in der Agrarökologie, Bionik und Systemen der ökologischen Widerstandsfähigkeit. „Das übergeordnete Ziel einer ökologischen Gesellschaft“, schreiben Fred Magdoff und Chris Williams, „besteht darin, die langfristige Gesundheit der Biosphäre zu erhalten und gleichzeitig menschlichen Bedürfnissen gerecht zu werden.“¹¹ Dies ist keine unmögliche Aufgabe, aber sie erfordert die Entwicklung der Wissenschaft auf einer höheren Ebene. Also eine, die sich nicht nur mit mechanistischer Manipulation der Erde und ihrer Bewohner für privaten Gewinn befasst, sondern auf dem Verständnis und der Sorge für die komplexen Kollektive beruht, die lebende Systeme und menschliches Leben selbst ausmachen. Dies erfordert eine ökologische Planung. Die ist aber nur dann möglich, wenn sich auch die gesellschaftlichen Verhältnisse verändern – indem ‚Freiheit‘ so neu definiert wird, dass dies Bedürfnisse einschließt, die tiefer und breiter angelegt sind, als solche, die den individuellen Eigennutz in einer Warenwirtschaft verfolgen.

Das bedeutet, dass wir uns nicht vor der Klimakrise – wie katastrophal auch immer ihre wahrscheinlichen Folgen sein mögen – wegducken müssen, indem wir die gleichen Einstellungen zum Verhältnis ‚Natur- Mensch‘ beibehalten, die die gegenwärtigen beispiellosen Bedrohungen der menschlichen Zivilisati-

⁹ Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, MEW 20, S. 106.

¹⁰ Friedrich Engels, Dialektik der Natur, MEW 20, S. 453 – 455.

¹¹ Fred Magdoff and Chris Williams, *Creating an Ecological Society*, New York 2017, 247.

on hervorgebracht haben. Entlang dieser Linie wäre unser Schicksal schon besiegelt. Wir können den langfristigen ökologischen Folgen der kapitalistischen Entwicklung nicht entkommen durch den faustischen Pakt, immer mehr Atomkraftwerke auf der ganzen Welt zu bauen, oder indem wir rücksichtslos Schwefelpartikel in die Atmosphäre injizieren – alles zum Zwecke der ungeheuer wachsenden Warenwirtschaft und der Kapitalakkumulation. Abgesehen davon, dass diese aus technischen und wirtschaftlichen Gründen unrealisierbar sind, müssen solche Pläne wegen der immensen, unvorhergesehenen Auswirkungen, die unweigerlich eintreten würden, abgelehnt werden. Für die CCS-Technologie¹² als primäre Lösung für die Klimakrise zu argumentieren (es steht außer Frage, dass eine solche Technologie begrenzt eine positive Rolle spielen könnte), bedeutet zum Beispiel, dafür zu werben, dass diesen Anlagen ein immenser Anteil an Ressourcen gewidmet wird, in einer Größenordnung, die jenen für die gesamte bestehende Energieinfrastruktur der Welt gleich kommt, mit allen möglichen zusätzlichen ökologischen und sozialen Kosten und Folgen.¹³

Es gibt bessere und schnellere Wege, die Klimakrise durch eine Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse anzugehen. Darüber hinaus ist jeder angeblich sozialistische Ansatz zur Lösung der Umweltprobleme mit einem Mangel an Courage behaftet, der sich nur auf den Klimawandel konzentriert, dabei die Existenz anderer planetarischer Grenzen ignoriert oder sogar ablehnt, und ansonsten auf rein technologische Lösungen setzt. Dies ist eine Weigerung, sich einem neuen, weiteren Bereich der Freiheit zu öffnen, um der Herausforderung zu begegnen, die uns die historische Realität heute auferlegt.¹⁴ Die Menschheit kann sich im einundzwanzigsten Jahrhundert nicht weiter entwickeln, ohne sich mehr kollektive und nachhaltige Formen der Produktion und des Konsums im Einklang mit biosphärischen Realitäten zu eigen zu machen.

Hier ist es wichtig zu erkennen, dass der heutige Monopolfinanzkapitalismus ein System ist, das auf Verschwendung aufgebaut ist. Der größere Teil der Produktion wird auf negative (oder spezifisch kapitalistische) Gebrauchswerte vergeudet, in Form von Militär- und Marketingausgaben und die in jedes Produkt, einschließlich ihrem eingeplanten Verfallsdatum, eingebauten Ineffizienzen. Der Konsum von immer sinnloseren und destruktiven „Gütern“ wird als Ersatz für alles angeboten, was die Menschen wirklich wollen und brauchen.¹⁵ Wie der marxistische Ökonom Paul A. Baran schrieb: „Menschen, die von der Kultur des Monopolkapitalismus durchdrungen sind, wollen nicht,

¹² Die CCS (Carbon Capture and Storage)-Technologie will CO₂ unterirdisch lagern, um eine weitere Belastung der Atmosphäre zu vermeiden.

¹³ Die CO₂-Abscheidungstechnologie ist höchstwahrscheinlich effektiv in Form von Bioenergiegewinnung aus Biomasse mit Kohlenstoffabscheidung und -speicherung (BECCS-Technologie).

¹⁴ Die Auffassung von Freiheit als Anerkennung der Notwendigkeit ist für die marxistische Theorie grundlegend. Sie wurde erstmals in Hegels Logik eingeführt und von Engels im Anti-Dühring in die materialistische Geschichtsauffassung eingearbeitet. Friedrich Engels, MEW 20, S. 105-06.

¹⁵ John Bellamy Foster, „The Ecology of Marxian Political Economy,” *Monthly Review* 63, no. 4 (September 2011): 1–16.

was sie brauchen und brauchen nicht, was sie wollen.“¹⁶ Abgesehen von den bloßen physischen Notwendigkeiten wie Nahrung, Unterkunft, Kleidung, sauberem Wasser, sauberer Luft usw. gehören dazu Liebe, Familie, Gemeinschaft, sinnvolle Arbeit, Bildung, kulturelles Leben, Zugang zur natürlichen Umwelt und die freie und gleichberechtigte Entwicklung jeder Person. Die kapitalistische Ordnung begrenzt oder verdreht all dies drastisch, indem sie eine künstliche Verknappung bei lebensnotwendigen Gütern schafft, um ein triebhaftes Verlangen nach unwesentlichen Dingen zu erzeugen – alles zum Zweck größerer Profitabilität und der Polarisierung von Einkommen und Reichtum. Allein die Vereinigten Staaten geben derzeit jährlich mehr als eine Billion Dollar für Militär und Marketing aus – letzteres zielt darauf ab, Menschen dazu zu bringen, Dinge zu kaufen, die sie sonst nicht kaufen würden.¹⁷

Es besteht kein Zweifel, dass die gegenwärtige planetare ökologische Krise technologischen Wandel und Innovation erfordert. Verbesserungen bei der Nutzung von Sonnen- und Windenergie und andere Alternativen zu fossilen Brennstoffen sind ein wichtiger Teil des ökologischen Ausgleichs. Es ist jedoch nicht wahr, dass alle Technologien, die benötigt werden, um den planetaren Notstand zu bewältigen, neu sind, oder dass technologische Entwicklung allein die Antwort ist. Trotz der Wunder intelligenter Maschinen gibt es keine Lösung für die globale ökologische Krise als Ganzes, die mit den kapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen vereinbar ist. Jegliche ökologische Verteidigungslinie, die in der Gegenwart errichtet wird, muss sich gegen die Logik der Kapitalakkumulation richten. Ebenso wenig kann ein Eingreifen des Staates, der als eine Art gesamtgesellschaftlicher Kapitalist fungiert, den Ausschlag geben. Vielmehr würde eine den Bedürfnissen der Welt angemessene lange ökologische Revolution bedeuten, den menschlich-gesellschaftlichen Stoffwechsel mit der Natur zu verändern und der Entfremdung von Natur und menschlicher Arbeit im Kapitalismus entgegenzuwirken. Vor allem müssen wir uns darum kümmern, die ökologischen Grundlagen für zukünftige Generationen zu erhalten – genau dies ist Nachhaltigkeit.

Von diesem Standpunkt aus kann eine Vielzahl von Dingen jetzt getan werden, wenn sich die Menschheit mobilisiert, um eine ökologische Gesellschaft zu schaffen.¹⁸ Angesichts der enormen Verschwendung, die dem Regime des Monopol-Finanzkapitals innewohnt und in die Struktur der Produktion eingedrungen ist, ist es möglich, Formen der revolutionären Umwelterhaltung zu

¹⁶ Paul A. Baran, *The Longer View*, New York 1969, 30.

¹⁷ Zu den Militärausgaben siehe John Bellamy Foster, Hannah Holleman und Robert W. McChesney, „The U.S. Imperial Triangle and Military Spending,” *Monthly Review* 60, no. 5 (October 2008): 1–19. Zum Marketing, siehe Michael Dawson, *The Consumer Trap* (Urbana: University of Illinois Press, 2005), 1. Die Gesamtausgaben für Militär und Marketing haben in den Jahren seit der Veröffentlichung dieser Schriften massiv zugenommen.

¹⁸ Über die Möglichkeiten einer ökologischen Revolution, siehe Fred Magdoff and John Bellamy Foster, *What Every Environmentalist Needs to Know About Capitalism*, New York 2011, 124–33; Magdoff and Williams, *Creating an Ecological Society*, 283–329.

implementieren, die sowohl den Bereich der menschlichen Freiheit erweitern als auch eine schnelle Anpassung an die durch die Krise des Erdsystems bedingte Notwendigkeit ermöglichen. Es ist weitaus effizienter und praktikabler, die CO₂-Emissionen drastisch zu senken, als dies durch den Aufbau einer globalisierten CCS-Infrastruktur der Fall wäre, die von ihrer Größenordnung her mit der aktuellen Energieinfrastruktur der Welt konkurrieren oder diese übertrreffen würde. Es wäre viel vernünftiger, einen schnellen, revolutionären Ausstieg aus den CO₂-Emissionen durchzuführen, statt zu riskieren, neue Bedrohungen für die Vielfalt des Lebens und der menschlichen Zivilisation durch planetares Geoengineering zu verursachen.

Der ökologische Marxismus bietet in vielfältiger Weise eine Öffnung der menschlichen Freiheit und Kreativität und ruft die Menschheit als Ganzes auf, ihre Welt auf ökologischen Grundlagen im Einklang mit der Erde selbst wieder aufzubauen. Versprechen einer globalen technologischen Reparatur der Umwelt – die unsinniger wird, wenn man über den Klimawandel hinaus auf die zahlreichen planetarischen Grenzen blickt, die von der kapitalistischen „Bezwungung der Natur“ bedroht sind – kann nur zu Elitopolitik und Elitenmanagement führen. Es ist die ultimative Hybris, der letzte Aufruf zur menschlichen Beherrschung der Natur als Mittel der Klassenherrschaft. Solche prometheischen Ansichten zielen darauf ab, die Realität der gegenwärtigen sozialen und ökologischen Krise zu leugnen, nämlich dass revolutionäre Veränderungen in den bestehenden Produktionsverhältnissen unvermeidlich sind. Modernisierung der Produktivkräfte ist nicht genug; wichtiger ist es, die Voraussetzungen für eine nachhaltige menschliche Entwicklung zu schaffen. Aus indigenen und traditionellen Formen der Landarbeit kann viel gelernt werden: Weil sich die menschliche Gesellschaft im Kapitalismus von der Erde entfremdet hat, bieten weniger entfremdete Gesellschaften entscheidende Einblicke in die Praxis einer nachhaltigeren Existenz.

Kritiker sowohl von links als auch rechts könnten antworten, dass es für eine ökologische Revolution „zu spät“ ist. Die Antwort darauf, wie Magdoff und Williams eloquent darlegen, lautet: „Zu spät für was? Für eine bessere Welt zu kämpfen heißt, die Welt so zu nehmen, wie sie ist, und daran zu arbeiten, sie umzugestalten. Obwohl die ökologischen und politischen Bedingungen und Trends in vielerlei Hinsicht ziemlich verzweifelt sind, sind wir nicht dazu verurteilt, die Umwelt oder unsere gesellschaftlichen Verhältnisse weiter zu verschlechtern Ein gewisses Maß an globaler Erwärmung wird sich fortsetzen, ungeachtet dessen, was wir mit all seinen negativen Nebenwirkungen tun Wir können jedoch die Talfahrt zu einer noch stärker degradierten Erde stoppen, die an Arten und der Gesundheit der verbleibenden Arten ärmer wird. Wir können die enorme Menge an verfügbaren menschlichen und materiellen Ressourcen nutzen, um die Wirtschaft zum Nutzen aller Menschen neu auszurichten. Eine ökologische Gesellschaft wird es uns erlauben, all das zu tun, was derzeit nicht möglich ist, und was der Kapitalismus stets nicht errei-

chen konnte: allen Menschen die Möglichkeit zu geben, ihr volles Potenzial zu entfalten.¹⁹

Aber um diese Dinge zu erreichen, müssen wir mit dem „business as usual“, also mit der gegenwärtigen Logik des Kapitals, brechen und eine völlig andere Logik einführen, die auf die Schaffung eines grundlegend anderen ‚sozialen metabolischen Systems der Reproduktion‘ abzielt. Jahrhunderte der Entfremdung von Natur und menschlicher Arbeit zu überwinden, einschließlich der Behandlung der globalen Umwelt und der meisten Menschen – gespalten durch Klasse, Geschlecht, Rasse und ethnische Zugehörigkeit – als bloße Objekte der Beherrschung, Enteignung und Ausbeutung, erfordern nichts weniger als eine lange ökologische Revolution, die notwendigerweise Siege, Niederlagen und immer wieder neue Anstrengungen beinhalten wird, die sich über Jahrhunderte hinziehen. Es ist jedoch ein revolutionärer Kampf, der jetzt mit einer weltweiten Bewegung hin zum Ökosozialismus beginnen muss – einer, der von Anfang an in der Lage ist, dem Kapital Grenzen zu setzen. Diese Revolte wird unweigerlich ihren Hauptantrieb in einem ‚ökologischen Proletariat‘ finden, das aus der Konvergenz von ökonomischen und ökologischen Krisen und dem kollektiven Widerstand der arbeitenden Gemeinschaften und Kulturen besteht – eine neu entstehende Realität, die sich gerade im globalen Süden abzeichnet.²⁰

In der langen ökologischen Revolution vor uns wird die Welt notwendigerweise von einem irdischen Kampf zum nächsten schreiten. Wenn das Aufkommen des Anthropozäns uns etwas sagt, dann ist es, dass die Menschheit durch ein engstirniges Streben nach ökonomischem Gewinn, der nur Wenigen zugutekommt, in der Lage ist, einen tödlichen Riss in den biogeochemischen Kreisläufen des Planeten zu erzeugen. Es ist daher an der Zeit, einen anderen Weg einzuschlagen: einen Weg der nachhaltigen menschlichen Entwicklung. Dies ist der ganze Sinn der Revolution in unserer Zeit.

Übersetzung: Klaus Dräger

¹⁹ Magdoff and Williams, *Creating an Ecological Society*, 309–10.

²⁰ Zum Konzept des „ökologischen Proletariats“, siehe John Bellamy Foster, Brett Clark, and Richard York, *The Ecological Rift*, New York 2010, 398–99, 440–41.

Die „Carbon Majors“

Zum Anteil der Produzenten von fossilen Brennstoffen und Zement an den anthropogenen Emissionen von Kohlendioxid und Methan 1854-2010¹

1. Einleitung

Es herrscht weitgehende Übereinstimmung darüber, dass der anthropogene Klimawandel eine ernste Bedrohung für Gesundheit, Wohlstand und Stabilität menschlicher Gemeinschaften sowie für die Existenz nicht-menschlicher Arten und Ökosysteme darstellt (IPCC 2007; World Bank 2012b; Hoeppe 2011; Busby 2007). Der 1992 etablierte internationale Rechtsrahmen zur Vorbeugung vor „gefährlicher anthropogener Störung“ des Klimasystems hat das Augenmerk auf die Rolle von Nationalstaaten gelenkt und zu Verpflichtungen vieler Nationalstaaten (vor allem der Annex-I- bzw. hoch-entwickelten Nationen) geführt, ihre Treibhausgas-Emissionen zu senken. Allerdings ist der gegenwärtige Klimawandel in erster Linie eine Folge historischer Emissionen (Allen et al. 2009b; Matthews et al. 2009; Wei et al. 2012; IPCC 2013), und die Vertragspartner mit den stärksten Quellen der historischen Emissionen sind nicht zwangsläufig dieselben, die für den entscheidenden Teil der gegenwärtigen Emissionen verantwortlich sind.

Dieser Artikel bietet eine grundlegend neue quantitative Analyse der historischen Emissionen in Form einer Rückverfolgung Emissionen von CO₂ und Methan auf die neunzig größten privaten und staatlichen Produzenten von fossilen Brennstoffen und Zement – von 1854 bis 2010. Zweck der Analyse ist es, die historischen Emissionen als Tatsache zu begreifen, das Augenmerk auf ihre mögliche politische Bedeutung zu lenken und das Fundament dafür zu legen, die Verantwortung für den Klimawandel denjenigen Instanzen zuzuweisen, die der globalen Wirtschaft die Kohlenwasserstoff-Produkte liefern.

2. Historische Emissionen in der internationalen Politik

Die kumulativen historischen Emissionen haben eine anhaltend höhere atmosphärische Konzentration von Kohlendioxid und anderer Treibhausgase verursacht (Matthews et al. 2009; Zickfeld et al. 2010). Während atmosphärische Konzentrationen von CO₂ auf verschiedene Weise gesenkt werden können, ist

¹ Übersetzung mit freundlicher Genehmigung des Verfassers von: Richard Heede (2014), Tracing anthropogenic CO₂ and methane emissions to fossil fuel and cement producers 1854-2010, *Climatic Change*, vol. 122(1): 229-241; doi:10.1007/s10584-013-0986-y. URL: <http://link.springer.com/article/10.1007/s10584-013-0986-y?view=classic>. Geringfügig gekürzt. Übersetzung: Winfried Schwarz.

allgemein anerkannt, dass zur Vermeidung weiterer gefährlicher anthropogener Störungen des Klimasystems die künftigen Netto-Emissionen, gemessen an „business-as-usual“-Prognosen, reduziert werden müssen. Die Vertragsparteien der UN-Klima-Rahmenkonvention (United Nations Framework Convention on Climate Change – UNFCCC 1992) haben sich darauf verständigt, dass entwickelte Länder „auf der Grundlage der Gerechtigkeit und entsprechend ihren gemeinsamen, aber unterschiedlichen Verantwortlichkeiten ... bei der Bekämpfung der Klimaänderungen und ihrer nachteiligen Auswirkungen die Führung übernehmen“. Mit der Formulierung „unterschiedlich“ wurde anerkannt, dass Annex-I-Nationen die meisten Treibhausgas-Emissionen produziert haben und deshalb für die ersten Schritte zur Reduzierung der Emissionen verantwortlich sind.

Es gibt zahlreiche Vorschläge für eine gerechte Verteilung von Lasten und Maßnahmen zur Behebung des Klimawandels. Dazu gehören u.a.: perspektivisch gleiche Pro-Kopf-Zuteilung (Baer et al. 2000; Bode 2004), Verringerung und Konvergenz hin zu einer gemeinsamen Pro-Kopf-Emissionsrate in einem im Voraus festgelegten Jahr (Global Commons Institute 2008), allgemeine, aber differenzierte Konvergenz mit günstigen (Emissions-) Rechten für non-Annex-I-Länder (Höhne et al. 2006). Die Ignorierung historischer Emissionen benachteiligt ärmere Nationen und verletzt das Prinzip der UN-Konferenz über die Umwelt des Menschen von 1972, nämlich das „Recht der Staaten auf Nutzung der eigenen Ressourcen“, sofern der „Umwelt anderer Staaten kein Schaden zugefügt wird“ (Neumayer 2000).

Ein Vorschlag, der die historischen Emissionen berücksichtigt, ist der vom „Gremium für wissenschaftliche und technische Fragen“ (SBSTA²) im Vorfeld des Kyoto-Protokolls analysierte Brasilianische Vorschlag, die Kostenlast zur Bekämpfung des Klimawandels entsprechend der Temperaturveränderungen zu verteilen, die von nationalen historischen CO₂-Emissionen ausgelöst worden sind (den Elzen et al. 2005; Rive et al. 2006; Baumert and Kete 2002). Solche auf Gerechtigkeit gründenden Vorschläge argumentieren teilweise mit der engen Verknüpfung des Wohlstands mit dem historischen Energieverbrauch und folglich den historischen Emissionen und der von ihnen bewirkten Veränderung des Wärmehaushalts der Erde (radiative forcing), woraus sich eine größere Verantwortung für Emissionsminderungen für diejenigen Nationen ableitet, die zum großen Teil dadurch reich wurden, dass sie die fossilen Brennstoffe schon seit langem entweder konsumieren und in vielen Fällen für den Weltmarkt produzieren (Gardiner 2004; Jamieson 2009).

Annex-I-Länder haben dieses Argument zurückgewiesen mit der Begründung, sie könnten nicht für Emissionen vor 1990 verantwortlich gemacht werden, dem Jahr, in dem der Weltklimarat (Intergovernmental Panel on Climate Change, IPCC) erstmals die Warnung aussprach, dass Treibhausgas-Emissionen zur glo-

² Subsidiary Body for Scientific and Technical Advice (SBSTA) und Subsidiary Body for Implementation (SBI) sind die zwei wichtigen Nebenorgane der Klimarahmenkonvention. Die Nebenorgane tagen zweimal jährlich – jeweils im Sommer in Bonn und während der Vertragsstaatenkonferenzen (COP) am Ende jeden Jahres. (Red.)

balen Erwärmung beitragen. Im Kern argumentierten sie, dass sie nicht für ein Problem verantwortlich gemacht werden können, von dem sie nichts gewusst hätten. Damit ignorieren sie die zahlreichen wissenschaftlichen Warnungen, die in den 1960ern, 1970ern und 1980ern veröffentlicht worden sind (President's Science Advisory Committee 1965; Matthews et al. 1971; Broecker 1975; World Meteorological Organization 1976; National Research Council 1979; U.S. EPA 1983; siehe die Diskussion in Weart 2003; Fleming 2005; Oreskes and Conway 2010). Dazu kommt, dass viele Länder, darunter Brasilien und die USA, das Rechtsprinzip der „objektiven Verantwortung“ haben, dem zufolge ein Umweltverschmutzer sich nicht durch Berufung auf Unkenntnis des Umweltschadens der Verantwortung entziehen kann.

3. Ein neuer Ansatz: Rückverfolgung der Emissionen auf die Produzenten

Der Wohlstand durch Produktion und Verwendung fossiler Brennstoffe legt eine Alternative zum nationalstaatlichen Ansatz nahe, nämlich die Emissionen aus fossilen Brennstoffen nicht auf die einzelnen Staaten als Verbraucher und Emittenten zu beziehen, sondern auf die privaten und staatlichen Unternehmen, welche die fossilen Brennstoffe produzieren. Unter diesem Blickwinkel zeigt sich, dass die Emissionen in beträchtlichem Umfang aus fossilen Brennstoffen entstehen, die aus „non-Annex-I-Staaten“ (Entwicklungsländer ohne Reduktionsverpflichtungen nach dem Kyoto-Protokoll; d. Übers.) stammen, wie China, Indien, Saudi-Arabien, Südafrika, Iran, Brasilien und Mexiko, oder aus Ländern, die selber keine großen Emittenten sind, wie Nigeria, Venezuela, Kuwait, Angola, Malaysia und Libyen. Die UN-Rahmenkonvention macht für den Klimawandel die reichen „Annex-I-Nationen“ verantwortlich, die am meisten von der Nutzung fossiler Brennstoffe profitiert haben.

Beträchtlicher Reichtum entsteht allerdings auch bei den Nationen und Unternehmen, welche die Brennstoffe für die internationalen Märkte produzieren. Aus diesem Grund konzentriert sich die vorliegende Untersuchung auf die weltgrößten privaten und staatlichen Produzenten fossiler Brennstoffe, unabhängig davon, ob sie ihren Sitz in Annex-I- oder non-Annex-I-Staaten haben, und berücksichtigt, dass für den Klimawandel und seine Behebung diejenigen Unternehmen ein hohes Maß an Verantwortung tragen, welche die überwiegende Menge der historischen fossilen Brennstoffe gefördert, raffiniert und vermarktet haben.

4. Datengewinnung und Berechnungen

Für die Rückführung auf die Produzenten wurde ein Schwellenwert für die Produktion fossiler Brennstoffe von jährlich 8 Millionen Kohlenstoff (MtC/y) angesetzt. Dadurch wurden neunzig Unternehmen identifiziert: 50 private Unternehmen, 31 staatliche und 9 Staaten mit zentraler Planung (gegenwärtig oder in der Vergangenheit). Von diesen neunzig sind 56 Mineralöl- und Erdgas-Unternehmen, 37 sind Kohleförderer (einschließlich Tochtergesellschaften von Öl- und Gas-Produzenten), und 7 sind Zementhersteller. Mit Sitz in

43 Ländern fördern diese Unternehmen Ressourcen in allen Regionen mit Vorkommen von Öl, Erdgas und Kohle und verarbeiten die Brennstoffe zu marktfähigen Produkten zum Verkauf an alle Nationen der Erde.

Die Ermittlung unternehmensbezogener Produktionsaufzeichnungen erfolgte aus zugänglichen Geschäftsberichten, aus öffentlichen und Universitäts-Bibliotheken in Europa, Nordamerika, Afrika und Asien, von Unternehmens-Internetseiten, aus bei der US-Börsenaufsichtsbehörde archivierten Unternehmensberichten, aus Firmenchroniken und anderen Quellen. Für die jährliche Produktion jedes Unternehmens wurde der Kohlenstoffgehalt von Kohle, Öl, Flüssig-Erdgas und Erdgas mittels der Kohlenstofffaktoren von IPCC, UN, Internationaler Energie-Agentur (IEA) und der US-Umweltschutz-Behörde (EPA) berechnet, um die jährlichen Emissionen auf jedes einzelne Unternehmen zurückzuverfolgen. Wir bemühten uns um historisch vollständige Unterlagen von den frühesten Aufzeichnungen an (die früheste stammt von 1854) bis 2010. Wo Fusionen oder Übernahmen vorkamen, wurde die Produktion von Kohlenstoff mitsamt den Emissionen vor dem Unternehmenszusammenschluss dem noch existierenden Unternehmen zugerechnet.

Da das Ziel der Analysen die Schätzung der in die Atmosphäre gelangenden Kohlenstoffmengen ist, mussten einige Berechnungen angestellt werden, so u.a. für Kohlenwasserstoffprodukte, die nicht für die Verbrennung bestimmt sind.

Im Falle von Rohöl und Flüssig-Erdgas gehören zur nicht-energetischen Nutzung u.a. Petrochemie, Schmierstoffe, Straßenbau, Wachse, Lösemittel und andere industrielle Anwendungen; im Falle von Erdgas sind es Düngemittel und Pharmazeutika, und im Falle der Kohle Pigmente, Kohlefasern und Stahlproduktion. Die nicht zur Verbrennung bestimmten Anwendungen speichern den Kohlenstoff wirksam und müssen daher von den Emissionsberechnungen ausgenommen werden. Die von uns ermittelte Netto-Speicherrate für Flüssigkeiten beträgt 8,02%, für Erdgas 1,86%, und für Kohle 0,016%. Das sind die Prozentsätze der Brennstoffe, die nicht emittieren.

Eine weitere Berechnung ermittelt den Kohlenstoffgehalt jedes Brennstoffs und damit das bei der Verbrennung freigesetzte CO_2 . Das ist besonders relevant für Kohle, weil die Produzenten lieber physische Mengen als Heizwerte berichten (d.h. Tonnen, Barrels oder Kubikfuß statt Energiegehalt). Die Faktoren für den Kohlenstoffgehalt für jeden Brennstoff entsprechen internationalen Richtlinien. Der Faktor variiert am meisten für Kohle – von ca. 33% Kohlenstoff für Braunkohle bis ca. 72% für Anthrazite.

Weitere Emissionsquellen, die Öl-, Gas- und Kohleaktivitäten zuzuordnen sind, ist CO_2 aus der Verarbeitung von Rohgas, CO_2 vom Gas-Abfackeln (typisch für Ölfelder mit Gasvorkommen) und verflüchtigtes oder abgeblasenes Methan von Öl- und Gas-Aktivitäten und von Kohleförderung. Die Emissionsraten wurden aus der internationalen Fachliteratur herangezogen (u.a. IPCC, EPA, Weltbank, Europäische Kommission). Sie unterliegen großen Schwankungen nach Ländern, Unternehmen, Lage der Felder, offshore oder onshore, Kohleförderung über- oder unterirdisch, Dekade der Produktion u.dgl.

Die Emissionsfaktoren, die Methodologie und die Resultate wurden mit der Datenbank der globalen CO₂-Emissionen abgestimmt, die sich beim Carbon Dioxide Information Analysis Center (CDIAC) befindet und den Zeitraum 1751 bis zur Gegenwart umfasst (Marland and Rotty 1984; Marland et al. 2011). Die Emissionsraten für Methan wurden für 1970 bis 2008 mit der EDGAR-Datenbank der Europäischen Kommission verglichen (fortgeschrieben bis 2010) und für 1860-1969 mit den Methan-Daten bei Stern & Kaufmann. Methan wurde gemäß IPCC 1996 mit dem 21-fachen Treibhauspotential von CO₂ (GWP 21) angesetzt.

Sieben Zementhersteller – sechs private Unternehmen in Japan, der Schweiz, Frankreich, Deutschland, Italien und Mexiko; dazu China – trugen Prozess-Emissionen aus der Kalzinierung (Brennen) von Kalkstein bei ($\text{CaCO}_3 \rightarrow \text{CaO} + \text{CO}_2$). CO₂-Emissionen aus der Energiezufuhr in die Öfen und Kraftwerke sind nicht hier, sondern bei den Brennstoffen berücksichtigt. Die Daten liegen für 1990 bis 2010 vor, für China sogar seit 1928. Die Emissionen aus der Kalzinierung stammen aus den Daten, die die Industrie an die World Business Council for Sustainable Development's Cement Sustainability Initiative (WBCSD 2011) übergibt.

5. Die „Carbon Majors“

Durch Analyse der historischen Produktionsaufzeichnungen von 1854 bis 2010 lassen sich insgesamt 914 Milliarden Tonnen CO₂-Äquivalente (GtCO₂e) auf neunzig internationale Unternehmen zurückführen.

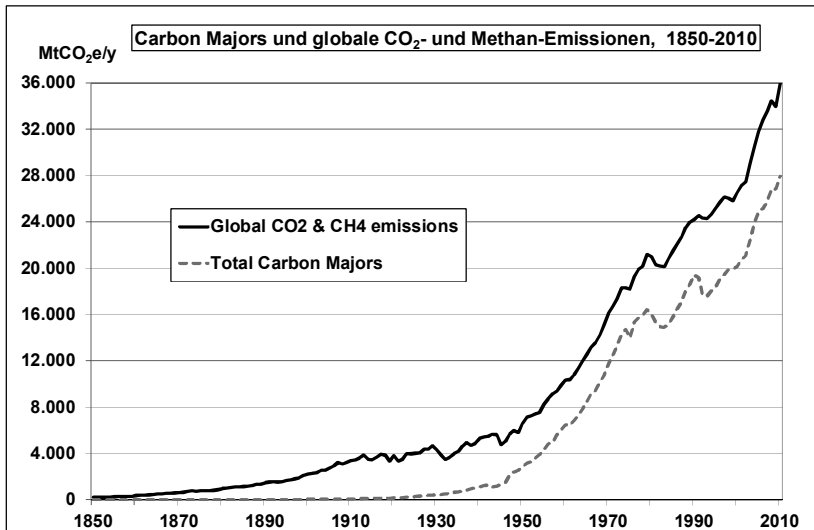


Abb. 1: CO₂-Emissionen global und durch „Carbon Majors“ 1859-2010. Linie: Globale CO₂-Emissionen nach CDIAC plus Methan nach Stern & Kaufmann und Europäischer Kommission. Gestrichelt: Gesamte CO₂- und Methan-Emissionen der „Carbon Majors“.

Diese Unternehmen produzierten kumulativ 985 Milliarden Barrel (bbl) Rohöl (79 Milliarden bbl davon für nicht-energetische Zwecke), 2.248 Billionen Kubikfuß (cubicfeet) Flüssiggas und 163 Milliarden Tonnen Kohle verschiedener Qualitäten.

Die auf die „Carbon Majors“ (wie nachfolgend die neunzig weltgrößten Produzenten kohlenstoffhaltiger Produkte genannt werden; d. Übers.) zurückgehenden Emissionen repräsentieren 63% der globalen Emissionen von CO₂ und Methan im Zeitraum 1751 bis 2010: aus der Verbrennung fossiler Brennstoffe, aus Abfackeln, Abblasen und Eigenverbrauch, aus Verflüchtigung und Ablassen von Methan sowie aus der Zementherstellung (Abb.1; Tabelle 1). An erster Stelle stehen 366 GtCO₂ aus der Verbrennung von Erdölprodukten durch 55 Unternehmen, die 77,5% der globalen erdölbedingten-Emissionen nach CDIAC-Schätzung (Carbon Dioxide Information Analysis Center) ausmachen. (Tabellen 1 und 2; Marland et al. 2011).

Tabelle 1: CO₂- und CH₄-Emissionen:

Diese Studie und CDIAC-Schätzungen für 1751-2010*

	Carbon Majors 1854-2010	CDIAC 1751-2010	Carbon Majors
Quelle	GtCO ₂ e	GtCO ₂ e	% von Global
Erdöl und Flüssiggas	365,7	472,0	77,5
Erdgas	120,1	176,1	68,2
Kohle	329,6	642,5	51,3
Abfackeln	6,0	12,6	47,9
Zement	13,2	32,5	40,6
Abgeblasenes CO ₂	4,8	n.v.	n.a.
Eigenverbrauch	7,1	n.v.	n.a.
Verflüchtigtes Methan	67,6	114,6	59,0
Summe	914,3	1.450,3	63

* Globales CO₂ aus Brennstoffen nach Carbon Dioxide Information Analysis Center (CDIAC); Methan nach Stern & Kaufmann und Europäischer Kommission.

Von den gesamten CO₂- und CH₄-Emissionen zwischen 1751 und 2010 stammt die Hälfte aus der Zeit nach 1984 (Marland et al. 2011). Die auf die „Carbon Majors“ zurückführbaren Emissionen aus der Produktion von fossilen Brennstoffen und Zement entstanden zur Hälfte nach 1986 (Abb. 1). Kumulativ gehen Emissionen von 315 GtCO₂e auf private Unternehmen zurück, 288 GtCO₂e auf staatliche Unternehmen und 312 GtCO₂e auf nationale Eigentümer (Planwirtschaften, nation states) (Abb. 2). Die „Delle“ in der Produktion der „nation states“ in den späten 1980ern bis in die frühen 2000er ist

Tabelle 2: Kumulative Emissionen der Carbon Majors 1854-2010 nach Quellkategorien

Quelle	Unternehmen (Anzahl)	Total Emissionen (GtCO ₂ e)	Anteil der Carbon Majors (%)
Erdöl und Flüssiggas	55	365,73	40,00
Erdgas	56	120,11	13,14
Kohle	36	329,6	36,05
Abfackeln	56	6,04	0,66
Eigenverbrauch	56	7,12	0,78
Zement	7	13,21	1,45
Abgeblasenes CO ₂	54	4,83	0,53
Flüchtiges Methan	83	67,62	7,40
Total	90	914,25	100
CDIAC Globale Emissionen 1751-2010		1,450,33	
Anteil Carbon Majors an globalen Emissionen (%)		63,04	

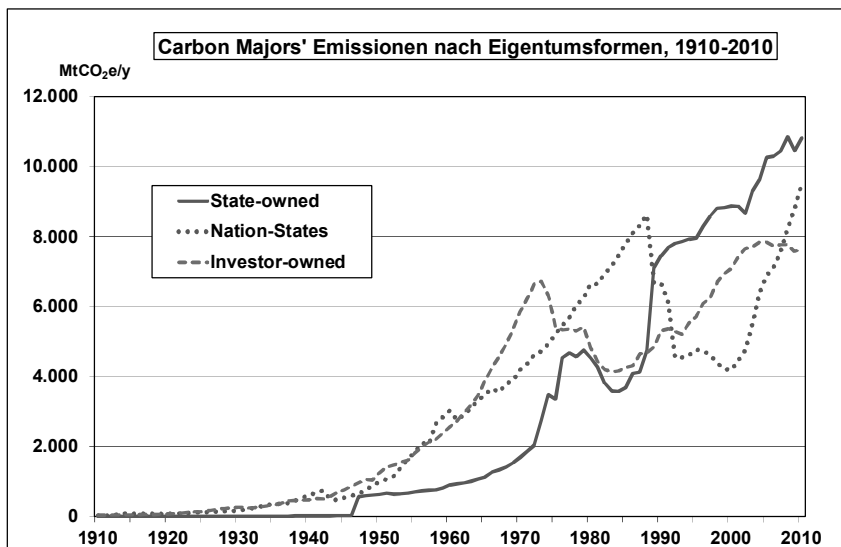


Abb. 2: Durch Carbon Majors bedingte Emissionen nach Eigentümerkategorien 1919-2010. Die historischen Gesamtbeiträge der einzelnen Eigentümerkategorien sind fast gleichgroß: 34,4% private Eigentümer (gestrichelt), 34,1% nationale Eigentümer (gepunktet) und 31,5% staatliche Eigentümer (durchgehende Linie), jedoch mit abwechselnden Proportionen im Zeitverlauf.

Folge des Zusammenbruchs der Sowjetunion und der Bildung neuer staatlicher Öl- und Gas-Unternehmen in Russland sowie der Umwandlung des chinesischen Erdölsektors in staatliche Unternehmen.

Die kumulativen Emissionen, die auf die zwanzig größten privaten und staatlichen Unternehmen im Zeitraum 1751 bis 2010 zurückzuführen sind, betragen insgesamt 428 GtCO₂e oder 29,5% der globalen Emissionen (Tabelle 3). Auf die zehn größten privaten Unternehmen gehen allein 230 GtCO₂e oder 18,8% der globalen Emissionen bis 2010 zurück.

6. Diskussion

Gemäß UN-Klima-Rahmen-Konvention von 1992 haben die Annex-I-Staaten den überwiegenden Teil der Finanzmittel für internationale Verhandlungen und für Anpassungsmaßnahmen der ärmsten Länder aufzubringen und die Führungsrolle im Kampf gegen den Klimawandel zu übernehmen, und zwar auf der Grundlage des Arguments, dass sie als historisch größte Emittenten den größten Nutzen aus den Emissionen gezogen haben und daher die größte Verantwortung für deren Eindämmung tragen. Dieses System hat bislang die globalen Treibhausgas-Emissionen nicht verringert, und einige Beobachter meinen, es stecke in einer Sackgasse.

Ohne die Logik der UNFCCC in Frage zu stellen, verweist die hier vorgelegte Analyse auf eine etwas andere und vielleicht nützliche Betrachtungsweise der Verantwortung für den Klimawandel. Sie hebt hervor, dass die führenden Produzenten fossiler Brennstoffe nicht alle ihren Sitz in Annex-I-Staaten haben: Saudi Arabien, Iran, China, Indien, Venezuela, Mexico, Kuwait, Abu Dhabi und Algerien stehen auf der Liste der „Top-20“ (Tabelle 3). Von den 85 heute noch bestehenden Unternehmen haben 54 ihren Sitz in Annex-I-Staaten und 31 in non-Annex-I-Staaten.

Diesen „Carbon Majors“ und ihren staatlichen Unterstützern und privaten Eigentümern sind beträchtliche Vorteile entstanden. Angesichts dessen scheint es durchaus angemessen, sie in der ethischen Verpflichtung zu sehen, an der Bewältigung der Destabilisierung des Klimas mitzuwirken (Gardiner et al. 2010; Gardiner 2011). Darüber hinaus verfügen viele dieser Unternehmen, sowohl staatliche als auch private, über die finanziellen Ressourcen und das technische Entwicklungspotential, zu Klimaschutz und Klimafolgenanpassung beizutragen.

Eine umfassende Analyse der der globalen Kohlenstoffindustrie zur Verfügung stehenden Möglichkeiten zur Milderung, Anpassung und Verbesserung des Klimas würde dieses Papier sprengen. Eine unvollständige Aufzählung beinhaltet folgende: Kapazitätsaufbau von CO₂-Abscheidung und –Speicherung (Carbon Capture and Storage) (Allen et al. 2009a), Finanzierung von Anpassungsprogrammen (wie etwa der UNFCCC-Anpassungsfonds), Investition in oder Entwicklung von Technologien und Programmen für das enorme Potenzial zu effizienter Nutzung kohlenstoffhaltiger Brennstoffe (Lovins 2011), Entwicklung von alternativen Brennstoffen und energieverzeugenden Systemen auf Basis von „lowerzero“-Kohlenstoff, Forschungsförderung von „Geo-Engineering“, öffent-

Tabelle 3: Top-20 der privaten und staatlichen Unternehmen und CO₂- und CH₄-Emissionen

Unternehmen	2010 Emissionen MtCO ₂ e	Kumulativ 1854-2010 MtCO ₂ e	%-Anteil an Global 1751-2010
1. Chevron, USA	423	51,096	3,52
2. ExxonMobil, USA	655	46,672	3,22
3. Saudi Aramco, Saudi Arabien	1.550	46,033	3,17
4. BP, UK	554	35,837	2,47
5. Gazprom, Russ. Föderation	1.371	32,136	2,22
6- Royal Dutch/Shell, Niederl.	478	30,751	2,12
7. National Iranian Oil Comp.	867	29,084	2,01
8. Pemex, Mexico	602	20,025	1,38
9. Conoco Phillips, USA	359	16,866	1,16
10. Petroleos de Venezuela	485	16,157	1,11
11. Coal India	830	15,493	1,07
12. Peabody Energy, USA	519	12,432	0,86
13. Total, Frankreich	398	11,911	0,82
14. PetroChina, China	614	10,564	0,73
15. Kuwait Petroleum Corp.	323	10,503	0,73
16. Abu Dhabi NOC, VAE	387	9,672	0,67
17. Sonatrach, Algerien	386	9,263	0,64
18. Consol Energy, Inc., USA	160	9,096	0,63
19. BHP-Billiton, Australien	320	7,606	0,52
20. Anglo American, UK	242	7,242	0,50
Top 20 privat & staatlich	11.523	428,439	29,54
Top 40 privat & staatlich		546,767	37,70
Alle 81 privat & staatlich	18.524	602,491	41,54
Total 90 Carbon Majors	27.946	914,251	63,04
Total Globale Emissionen	36.026	1.450,332	100,00

* Die rechte Spalte stellt für jedes Unternehmen die kumulativen Emissionen 1854-2010 den globalen Emissionen nach CDIAC für 1751-2010 gegenüber. *Ausgenommen* sind British Coal, deren Produktion nicht den bestehenden Unternehmen zugerechnet wurde, und fünf von neun „nation state“ (Planwirtschafts-) Unternehmen (ehemalige Sowjetunion, China, Polen, Russische Föderation und Tschechoslowakei, in dieser Reihenfolge).

liche Verpflichtung zur Abscheidung, Speicherung (CCS) oder Entfernung von Kohlendioxid aus der Atmosphäre entsprechend ihrer historischen Emissionen, Unterstützung internationaler Klima-Diplomatie und innerstaatlicher Gesetzgebung (womit führende multinationale Öl- und Gas-Unternehmen begonnen haben) und für den Fall, dass die Haftung für historische und/oder künftige Emissionen nicht abgewendet wird, Bildung von Rücklagen zur Deckung möglicher klimabezogener Haftungsansprüche.

Erforderlich ist außerdem größere Transparenz einschließlich umfassender Berichterstattung über alle direkten und produktbezogenen Emissionen, vollständige Information der Investoren über potenzielle Haftungsansprüche aus Unternehmenstätigkeit oder Produkten sowie über wesentliche Risiken für das Unternehmensvermögen und wesentliche Gefahren für künftige Gewinne aus dem Klimawandel (Hancock 2005; Coburn et al. 2011).

Wenn wir uns einen Augenblick auf die Möglichkeit künftiger Anstrengungen zur Abscheidung und Speicherung von CO₂ (CCS) konzentrieren, gilt es zu beachten, dass die meisten der in dieser Analyse betrachteten Unternehmen die technischen und institutionellen Kapazitäten haben, die Federführung in der Forschung und Entwicklung von CCS zu übernehmen oder sich an anderen proaktiven Klimaschutz-Programmen zu beteiligen. Unsere Analyse könnte die Basis für die Berechnung der Kohlenstoffmenge liefern, die durch die verschiedenen Unternehmen abgeschieden und gespeichert werden müsste, um ihre bisherigen Beiträge zum Klimawandel zu kompensieren, und somit eine tatsächliche Grundlage für Denkansätze schaffen, wie ein fairer Vorschlag aussehen könnte.

Schließlich, und das ist vielleicht am wichtigsten, besitzen die in diesem Papier behandelten „Carbon Majors“ nachgewiesene förderbare Kohlenstoffreserven, die, wenn gewonnen und emittiert, den anthropogenen Klimawandel intensivieren und die damit verbundenen sozialen, politischen und wirtschaftlichen Probleme wesentlich verschärfen würden (Carbon Tracker 2011). Die Analyse der historischen Emissionen kann auch auf die eigenen Kohlenstoffreserven der einzelnen Unternehmen angewendet werden und damit auf die Anteile ihrer künftigen Kohlenstoffproduktion, die in jährlich wachsenden Prozentsätzen abgeschieden und gespeichert (oder durch andere Maßnahmen ausgeglichen) werden müssen (Allen et al. 2009a).

In der Tat verfügen die in dieser Analyse festgestellten Unternehmen über zwei wichtige Vermögenswerte, nämlich Produktionskapazitäten und nachgewiesene förderbare Reserven. Zusammen mit Profitmotiven und steuerlichen und politischen Anreizen, neue Reserven fossiler Brennstoffreserven zu entdecken und zu gewinnen, haben sie eine Schlüsselfunktion für künftige Produktion und Emission fossiler Brennstoffe (Allen et al. 2009b), und damit wohl für die Zukunft des Klimasystems des Planeten. Die Internationale Energie Agentur kam zu dem Schluss, dass „bis 2050 nicht mehr als ein Drittel der nachgewiesenen fossilen Brennstoffreserven verbraucht werden darf, wenn die Welt das Zwei-Grad-Ziel einhalten soll“ (IEA 2012b); die Mehrheit dieser Reserven ist in der Hand von „Carbon Majors“. Selbst eine Verdopplung internationaler Bemühungen für ein wirksames

Klimaabkommen reicht wahrscheinlich nicht aus, sofern keine Mittel gefunden werden, die Carbon Majors einzubeziehen und sie zu bewegen, ihre Reserven in der Erde zu lassen oder angemessene Anstrengungen zu unternehmen, Emissionen in die Atmosphäre vorzubeugen oder sie zu kompensieren.

7. Fazit

Die hier präsentierte Analyse richtet das Augenmerk auf die privaten und staatlichen Unternehmen, die fossile Brennstoffe und Zement produzieren und damit die Hauptquellen anthropogener Treibhausgase, die den Klimawandel bestimmt haben und weiterhin bestimmen. Es zeigt sich, dass fast zwei Drittel der historischen Kohlendioxid- und Methan-Emissionen auf neunzig Unternehmen zurückgeführt werden können.

Diese Analyse liefert eine etwas veränderte Sicht auf die Ursachen von und die Verantwortung für die gefährliche anthropogene Störung des Klimasystems. Ohne die Verantwortung von Annex-I-Nationen oder der viel diskutierten Staaten China oder Indien zu bagatellisieren, hebt die Analyse die Rolle einiger non-Annex-I-Nationen hervor wie Saudi Arabien, Venezuela, Mexiko, Iran, Kuwait, Abu Dhabi, Libyen, Nigeria, Indonesien, Brasilien und anderer Länder, die bisher nicht im Mittelpunkt der Diskussionen über die Verantwortung für Emissionskontrolle standen. Einige dieser Nationen sind in ihrer Rolle als Kohlenstoffproduzenten genauso wichtige Verursacher des Klimawandels wie die Annex-I-Nationen, auf denen bis heute das Hauptaugenmerk liegt.

Bisher betrachten sowohl die meisten Analysen als auch die UNFCCC-Leitlinien die Verantwortung für den Klimawandel rein nationalstaatlich. Solche Analysen passen in den Rahmen internationalen Rechts, da Verträge und Übereinkommen auf Vereinbarungen zwischen Nationalstaaten beruhen. Allerdings kann Verantwortung auch anders aufgefasst werden, nämlich so, wie in der vorliegenden Analyse, welche die Emissionen auf die hauptsächlichen Kohlenstoffproduzenten zurückführt. Die Verschiebung des Blickwinkels von Nationalstaaten auf Unternehmen, sowohl private als auch staatliche, eröffnet neue Chancen für diese Unternehmen, Teil der Lösung zu werden, anstatt passive (und profitable) Zuschauer der anhaltenden Klimastörung zu sein.

Sozialer Druck auf private Unternehmen könnte als zusätzlicher Anstoß wirken, Treibhausgasemissionen zu reduzieren oder CO₂ aus der Atmosphäre zu entfernen. Vorschriften, Gerichtsverfahren und Aktionärsklagen, die auf die Verantwortung privater Unternehmen für Tabak-bedingte Erkrankungen zielten, spielen eine wesentliche Rolle in der Geschichte der Anti-Tabak-Maßnahmen; man könnte sich vergleichbares Handeln gegenüber privaten Unternehmen vorstellen, die an der Produktion fossiler Brennstoffe beteiligt sind, insbesondere soweit einige dieser Unternehmen, die in dieser Analyse vorkommen, an den Versuchen mitwirkten, eine Gesetzgebung zu verhindern, welche die Produktion und den Verkauf kohlenstoffhaltiger Brennstoffe hemmen könnte. Die Brennstoffunternehmen haben starke finanzielle Anreize, ihre Reserven zu fördern und zu vermarkten und Forderungen, ihre wertvollen Vermögenswerte im

Boden zu lassen, entgegenzutreten (Grantham 2012); aber sozialer und rechtlicher Druck kann diese Anreize einschränken. Zu wissen, wer die hauptsächlichen Kohlenstoffproduzenten sind und historisch waren, kann eine geeignete Grundlage für künftigen sozialen und rechtlichen Druck sein.

Literatur

- Allen MR, Frame DJ, Mason CF (2009a) The case for mandatory sequestration. *Nat Geosci* 2:813–814
- Allen MR, Frame DJ, Huntingford C, Jones CD, Lowe JA, Meinshausen M, Meinshausen N (2009b) Warming caused by cumulative carbon emissions towards the trillionth tonne. *Nature* 458:1163–1166
- Baer P, Harte J, Haya B, Herzog AV, Holdren J, Hultman NE, Kammen DM, Norgaard RB, Raymond L (2000) Equity and greenhouse gas responsibility. *Science* 289:2287
- Baumert KA, Kete N (2002) An architecture for climate protection. In: Baumert K (ed) Building on the Kyoto protocol: options for protecting the climate. World Resources Institute, Washington, DC, pp 1–30
- Bode S (2004) Equal emissions per capita over time—a proposal to combine responsibility and equity of rights for post-2012 GHG emission entitlement allocation. *Eur Environ* 14:300–316
- Broecker W (1975) Climatic change: are we on the brink of a pronounced global warming? *Science* 189:460–464
- Busby JW (2007) Climate change and national security: an agenda for action. Council on Foreign Relations, 40 pp
- Carbon Tracker (2011) Unburnable carbon: are the world's financial markets carrying a carbon bubble? Investorwatch, London; carbontracker.org
- Coburn J, Donahue SH, Jayanti S (2011) Disclosing climate risks: a guide for corporate executives. Attorneys & Directors. Ceres, Boston, 42 pp
- den Elzen M, Fuglestvedt J, Höhne N, Trudinger C, Lowe J, Matthews B, Romstad B, de Campos CP, Andronova N (2005) Analysing countries' contribution to climate change: scientific and policy-related choices. *EnvSci Pol* 8:614–636
- European Commission Joint Research Centre (2011) Global emissions EDGAR v4.2: methane emissions. Emission Database for Global Atmospheric Research (EDGAR). Ispra, Italy. edgar.jrc.ec.europa.eu/overview.php?v=42
- Fleming JR (2005) Historical perspectives on climate change, Oxford University Press
- Gardiner SM (2004) Ethics and global climate change. *Ethics* 114:555–600
- Gardiner SM (2011) A perfect moral storm: the ethical tragedy of climate change. Oxford University Press
- Gardiner SM, Caney S, Jamieson D, Shue H (2010) Climate ethics: essential readings. Oxford University Press
- Global Commons Institute (2008) Carbon countdown: a campaign for contraction & convergence, GCI, London, www.gci.org.uk/
- Grantham J (2012) Be persuasive. Be brave. Be arrested (if necessary). *Nature*, 491, onli-

ne 14Nov12

- Hancock EE (2005) Red dawn, blue thunder, purple rain: corporate risk of liability for global climate change and the SEC disclosure dilemma. *Georgetown Int Environ Law Rev* 17:223–251
- Heede R (2013) Carbon majors: accounting for carbon emissions 1854–2010. Methods & Results Report, 98 pp. Annex B: Methodology. Climate Mitigation Services, Snowmass, CO, www.climatemitigation.com
- Hoeppe P (2011) Extreme weather events: are their frequency and economic impact rising? Climate change and waterinvestment conference, London, 6 June 2011, Geo Risks Research, Munich RE, Munich, www.munichre.com
- Höhne N, den Elzen MGJ, Weiss M (2006) Common but differentiated convergence (CDC), a new conceptual approach to long-term climate policy. *Clim Pol* 6:181–199
- Höhne N, Hare B, Schaeffer M, Chen C, Rocha M, Vieweg-Mersmann M, Fekete H, Rogelj J, Macey K, Fallasch F (2011) Negotiations heading towards high warming, high cost pathway. Climate Analytics, Berlin; climateanalytics.org
- Intergovernmental Panel on Climate Change (1996) Climate change 1995, second assessment Rpt, The science of climate change, IPCC Working Group I, Cambridge Univ. Press, 572 pp
- Intergovernmental Panel on Climate Change (2006) 2006 IPCC guidelines for National Greenhouse Gas Inventories: vol. 2: energy (stationary, mobile, and fugitives), vol. 3: Industry. IPCC, Geneva. ipcc-nggip.iges.or.jp/public/2006gl
- Intergovernmental Panel on Climate Change (2007) In: Core Writing Team, Pachauri RK, Reisinger A (eds) Climate change 2007: synthesis report. Contribution of working groups I, II and III to the fourth assessment report of the intergovernmental panel on climate change. IPCC, Geneva
- Intergovernmental Panel on Climate Change (2013) Climate Change 2013: the physical science basis, summary for policy makers. WG1 contribution to IPCC AR5, 27 September 2013, 36 pp
- International Energy Agency (2012a) „Global carbon-dioxide emissions increase by 1.0 Gt in 2011 to record high.” (IEA newsroom, Paris, 24 May)
- International Energy Agency (2012b) World Energy Outlook 2012. IEA, Paris, www.iea.org
- International Petroleum Industry Environmental Conservation Association, & International Association of Oil and Gas Producers (2011) Energy efficiency: improving energy use from production to consumer. IPIECA & OGP, London
- Jamieson D (2009) Climate change, responsibility, and justice, science and engineering ethics; online 22Oct09; doi:10.1007/s11948-009-9174-x
- La Rovere EL, de Macedo LV, Baumert KA (2002) The Brazilian proposal on relative responsibility for global warming. In: Baumert K (ed) World Resources Institute: Building on the Kyoto Protocol: options for protecting the climate, Washington, DC. pp 154–174
- Lovins AB (2011) Reinventing fire: bold business solutions for the New Era, Chelsea Green, 352 pp

- Marcel V (2006) *Oil titans: national oil companies in the Middle East*, Chatham House, London. Brookings Institution Press, Washington, 322 pp
- Marland G, Rotty R (1984) Carbon dioxide emissions from fossil fuels: a procedure for estimation and results for 1950–1982. *Tellus* 36b:232–261
- Marland G, Boden TA, Andres RJ (2011) Global, Regional, and National CO₂ Emissions. In *Trends: A Compendium of Data on Global Change*, CDIAC, Oak Ridge Natl. Lab., U.S. DOE, cdiac.esd.ornl.gov/frequent_data_products.html
- Matthews WH, Kellogg WW, Robinson GD (1971) *Inadvertent climate modification: study of man's impact on climate (SMIC)*. MIT Press, Cambridge
- Matthews HD, Gillett NP, Stott PA, Zickfeld K (2009) The proportionality of global warming to cumulative carbon emissions. *Nature* 459:829–832
- National Research Council (1979) *Carbon dioxide and climate: a scientific assessment, report of an ad hoc study group on carbon dioxide and climate*. Woods Hole, 23–27 July. NRC, Washington
- Neumayer E (2000) In defence of historical accountability for greenhouse gas emissions. *Ecol Econ* 33:185–192
- Olivier JGJ, Janssens-Maenhout G, Peters JAHW (2012) *Trends in global CO₂ emissions, 2012 report*. Netherlands Environmental Assessment Agency; edgar.jrc.ec.europa.eu/CO2REPORT2012.pdf
- Oreskes N, Conway E (2010) *Merchants of doubt: how a handful of scientists obscured the truth on issues from tobacco smoke to global warming*. Bloomsbury Press, New York
- Peters GP, Marland G, Le Quéré C, Boden T, Canadell JG, Raupach MR (2012) Rapid growth in CO₂ emissions after the 2008–2009 global financial crisis. *Nat Clim Chang* 2:2–4
- President's Science Advisory Committee (1965) *Restoring the quality of our environment, report of the environmental pollution panel*. The White House, Washington, DC
- Ringius L, Torvanger A, Underdal A (2002) Burden sharing and fairness principles in international climate policy. *Int Environ Agreements: Polit, Law Econ* 2:1–22
- Rive N, Torvanger A, Fuglestad J (2006) Climate agreements based on responsibility for global warming: periodic updating, policy choices, and regional costs. *Glob Environ Chang* 16:182–194
- Rogelj J, et al. (2010) Copenhagen accord pledges are paltry. *Nature* 464:1126–1128
- Schiermeier Q (2012) The Kyoto protocol: hot air. *Nature* 492:656–658
- Smith KR, Desai MA, Rogers JV, Houghton RA (2013) Joint CO₂ and CH₄ accountability for global warming. *Proc Natl Acad Sci*, online 11 July 2013, E2865–E2874
- Stern DI, Kaufmann RK (1998) Annual estimates of global anthropogenic methane emissions: 1860–1994. Oak Ridge Nat. Lab., Carbon Dioxide Information Analysis Center (CDIAC). U.S. DOE, Oak Ridge, TN. cdiac.esd.ornl.gov/trends/meth/ch4.htm
- U.S. Environmental Protection Agency (1983) *Can we delay a greenhouse warming? The effectiveness and feasibility of options to slow a build-up of carbon dioxide in the atmosphere*, by Stephen Seidel & Dale Keyes, 2nd Corrected Edition,

Washington, DC

- U.S. Environmental Protection Agency (2011) Global anthropogenic non-CO₂ greenhouse gas emissions: 1990–2030, draft. Climate Change Division, EPA 430-D-11-003. EPA, Washington
- U.S. Environmental Protection Agency (2012a) Inventory of U.S. greenhouse gas emissions and sinks: 1990–2010. 15 April, EPA, Washington. www.epa.gov/climatechange/emissions/usinventoryreport.html
- U.S. Environmental Protection Agency (2012b) Inventory of U.S. greenhouse gas emissions and sinks: 1990–2010, Annex 2.3: methodology for estimating carbon emitted from non-energy uses of fossil fuels, Table A-58: fuel types and percent of C stored for non-energy uses; Tables A-256 and A-257
- United Nations (1992) United Nations framework convention on climate change, Articles 3 and 2. New York. unfccc.int/resource/docs/convkp/conveng.pdf
- United Nations (2012) Energy statistics yearbook 2009. UN statistics division, New York. unstats.un.org/unsd/energy/yearbook/default.htm
- Victor DG (2009) Global warming: why the 2 °C goal is a political delusion. *Nature* 459:909
- Victor DG (2011) Global warming gridlock: creating more effective strategies for protecting the planet. Cambridge Univ Press, New York
- Victor DG, Hults D, Thurber M (eds) (2012) Oil and governance: state-owned enterprises and the world energy supply, Cambridge University Press
- Weart SR (2003) The discovery of global warming. Harvard Univ Press, Cambridge
- Wei T. et al. (2012) Developed and developing world responsibilities for historical climate change and CO₂ mitigation. *Proc Natl Acad Sci U S A* 109:12911–12915
- World Bank (2008) A citizen’s guide to national oil companies, part a: technical report, and part B: data directory, World Bank, Washington, & Center for Energy Economics, Bureau of Economic Geology, University of Texas, Austin
- World Bank (2012a) Estimated flared volumes from satellite data, 2006–2010. World Bank Global Gas Flaring Reduction. World Bank, Washington. <http://go.worldbank.org/D03ET1BVD0>
- World Bank (2012b) Turn down the heat: why a 4 °C warmer world must be avoided, by the Potsdam Institute for Climate Impact Research, and Climate Analytics, climatechange.worldbank.org
- World Business Council for Sustainable Development, Cement Sustainability Initiative (2011) CO₂ and energy accounting and reporting standard for the cement industry; WBCSD, Geneva, and related materials posted at www.wbcscement.org
- World Coal Association (2005) The coal resources: a comprehensive overview of coal, London, worldcoal.org/resources/wca-publications
- World Meteorological Organization (1976) WMO statement on climatic change, adopted by the WMO executive committee, and technical report by the WMO executive committee panel of experts on climatic change. WMO, Geneva
- Zickfeld K, Eby M, Matthews HD, Weaver AJ (2010) Setting cumulative emission targets to reduce the risk of dangerous climate change. *Proc Natl Acad Sci U S A* 106:16129–16134

Uwe Witt

Zum Stand der Energiewende 2018

Am Neujahrmorgen 2018 war es soweit: Erstmals versorgte sich die Bundesrepublik vollständig mit Ökostrom. Wenn auch nur für wenige Stunden an einem Feiertag mit wenig Nachfrage nach Elektrizität – ein Meilenstein der Energiewende.

Im Stromsektor hat das im Jahr 2000 verabschiedete Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) für eine beispiellose Erfolgsstory gesorgt. „Eine Million statt vier“ lautet ein Slogan der Umweltbewegung. Tatsächlich haben sich Bürgerinnen und Bürger, Energiegenossenschaften und Kommunen massenhaft aufgeschwungen zu Energieproduzenten und Energiedienstleistern. Sie jagen den Platzhirschen RWE, E.on, EPH und EnBW unablässig Marktanteile ab, machen das Stromsystem nicht nur klimafreundlicher, sondern auch demokratischer. Die überkommene fossilatomare Energiewirtschaft gerät zunehmend unter Druck. Ein Zeichen dafür ist die beinahe panische Neuordnung der Geschäftsanteile und Geschäftsfelder von RWE / Innogy und E.on im März.

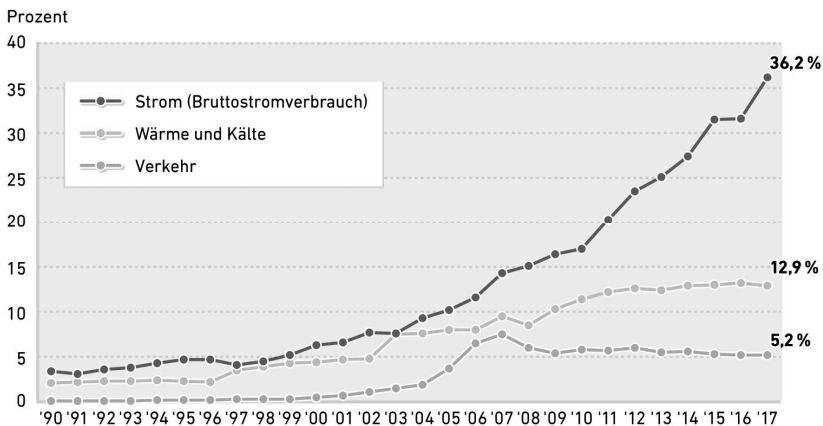
Energiewende absurd

Der Boom der Ökostromerzeugung ist ein Erfolg. Dass die Energiewende dennoch tief in der Krise steckt, liegt am Beharrungsvermögen der fossil-atomaren sowie Automobilkonzerne und ihrer Lobby in Parteien und Gewerkschaften. Greifbar wird dieses Beharrungsvermögen vor allem bei der weiterhin fast unbremsten Kohleverstromung. Die alte und neue Große Koalition hält an uralten Kohlekraftwerken fest wie ein Raucher an der letzten Kippe. Der Ökostrom-Zuwachs spart aber hierzulande kein CO₂, wenn nicht im selben Maße fossile Meiler heruntergefahren bzw. abgeschaltet werden. Vielmehr drückt insbesondere überschüssiger Braunkohlestrom auf die europäischen Großhandelspreise. Das führt zu stetig wachsenden Stromexporten. So werden nicht nur in Deutschland, sondern auch in den Nachbarländern emissionsärmere Gaskraftwerke vom Markt gedrängt. Nebenher verstopft der Transit Transportleitungen, die eigentlich für die Ableitung von Ökostrom zu Verbrauchszentren benötigt werden, insbesondere in Nord-Süd-Richtung. In der Folge werden vor allem in Norddeutschland zeitweise Windräder vom Netz genommen. Auf diese Weise verlor etwa Schleswig-Holstein im Jahr 2016 fast ein Viertel seiner möglichen Stromerzeugung aus Windenergie an Land.

Ein Totalausfall ist bei der Verkehrswende zu verzeichnen. Die Emissionen stagnieren hier auf dem Niveau von 1990, regenerative Energien spielen mit ca. 5 Prozent praktisch keine Rolle. Ebenfalls kaum Fortschritte gibt es dabei, den Wärmebereich zukunftsfähig zu machen. Der Anteil erneuerbarer Energien sank hier 2017 sogar auf knapp 13 Prozent, die energetische Gebäudesanierung kommt ebenfalls kaum voran. Kein Wunder, dass Deutschland das nationale 2020er Klimaschutzziel krachend verfehlen wird, seine Treibhaus-

gasemissionen gegenüber 1990 um 40 Prozent zu senken. Nur rund 32 Prozent werden wohl erreicht, wenn sich nichts Einschneidendes ändert¹. Auch das der Bundesrepublik von der EU auferlegte Einsparziel für die Sektoren jenseits des Emissionshandels² für 2020 wird verfehlt werden. Zur Erfüllung dieses „Effort Sharing“ sollte Deutschland seine Emissionen um 14 Prozent gegenüber 2005 mindern. Erreicht werden wohl nur magere 11 Prozent³. Für die Differenz muss Deutschland so genannte EU-Emissionszuweisungen von „Übererfüllern“ kaufen, wahrscheinlich aus Osteuropa. Selbst bei den Erneuerbaren besteht ein Defizit: Das EU-Ziel eines Anteils erneuerbarer Energien am Endenergieverbrauch⁴ von 18 Prozent wird Deutschland mit einer Verfehlung von rund 2 Prozent reißen.⁵ Ökostrom ist eben nicht alles; regenerative Energien gehören auch in den Verkehrs- und Wärmebereich.

Anteile Erneuerbarer Energien am Endenergieverbrauch in Deutschland 1990–2017



Quelle: BMWi / AGEE-Stat

Stand: 3/2018

© 2018 Agentur für Erneuerbare Energien e.V.



AGENTUR FÜR
ERNEUERBARE
ENERGIEN
unendlich-viel-energie.de

¹ <http://www.sueddeutsche.de/wirtschaft/klimawandel-deutschland-hinkt-seinem-klimazielen-hinterher-1.3702329>

² Jenseits von Energiewirtschaft und Industrie, also private Haushalte, Verkehr, Landwirtschaft sowie Handel, Gewerbe und Dienstleistungen

³ <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/19/009/1900923.pdf>

⁴ Umfasst Strom, Wärme, Mobilität.

⁵ https://www.bee-ev.de/fileadmin/Publikationen/Positionspapiere_Stellungnahmen/BEE/BEE-Prognose_EU-Ziel_Anteil_Erneuerbarer_Energien_bis_2020_Sep2017.pdf[^]

Vier Phasen der Energiewende

Trotz alledem: Mit einem Anteil Erneuerbarer Energien an der Bruttostromerzeugung von rund 36 Prozent im Jahr 2017 bestimmt Elektrizität, erzeugt aus Wind, Sonne oder Biomasse, immer stärker das Energiesystem. Mittlerweile kann Ökostrom nicht mehr einfach nur ins Stromnetzaufgenommen und verteilt werden, ohne die Fahrweise der Kohle- und Atomkraftwerke sowie die Netzinfrastruktur an die naturgemäß schwankende Einspeisung anzupassen. Experten sprechen deshalb ab einem Anteil regenerativer Energien von etwa einem Viertel an der Stromerzeugung von der zweiten Phase der Energiewende. In ihr müssen fossile und atomare Kraftwerke bei Starkwind oder mittags, wenn die Sonne am stärksten scheint, immer öfter und schneller herunter geregelt werden. Zu anderen Zeiten ist fast die volle Nachfrage zu bedienen, etwa an Winterabenden mit Windflaute.

Ab Phase drei gibt es nicht mehr genug fossile und regelbare Öko-Kraftwerke, um diese „dunklen Flauten“ zu überbrücken. Dagegen steht an sonnigen und windigen Tagen weit mehr Strom zur Verfügung als verbraucht werden kann. Spätestens dann – etwa ab einem Anteil von 60 bis 70 Prozent Erneuerbaren – muss in Saisonspeicher eingelagerter Ökostrom angezapft werden. Das ist in der zweiten Hälfte der 20er Jahre zu erwarten. In Phase vier übernehmen die Erneuerbaren nebst Infrastruktur vollends.

Konventionelle liefern kaum Flexibilität

In der jetzigen Phase zwei wächst der Bedarf an flexibler Fahrweise im konventionellen Kraftwerkspark enorm an. Tendenziell sinken damit die Einsatzstunden von Atom- und Kohlekraftwerken und folglich deren Rentabilität. Nur der seit Jahren steigende Stromexport (mittlerweile rund 10 Prozent der Erzeugung geht ins Ausland) verhindert, dass aus dem Ökostromboom tatsächlich mehr Klimaschutz erwächst. Gäbe es ihn nicht, müssten die ineffizientesten Kohlekraftwerke schon jetzt vom Netz. So aber können sie Europa mitschmutzigem Strom fluten. Das wird befördert durch das komplette Versagen des EU-Emissionshandelssystems (ETS) als klimapolitisches Regulativ.

Die durchlaufenden Kohlemeiler verhageln nicht nur die Klimabilanz, sie verstopfen gleichzeitig die Übertragungsnetze. Aber auch weil der Netzausbau im Zeitverzug ist werden regelmäßig Ökostromanlagen abgeregelt, um mit den Engpässen bei den Stromautobahnen umgehen zu können. Da ihre Betreiber entschädigt werden, kostet das Stromkunden zusätzlich Geld. Allein 2016 mussten sie 643 Mio. Euro zusätzlich berappen.

Obwohl der Ausfall mit knapp 2,3 Prozent⁶ der gesamten geförderten Ökostromerzeugung bzw. 5,6 Prozent des produzierten Windstroms im Jahr 2016 (noch) überschaubar ist, wird hier tendenziell der Einspeisevorrang für Öko-

⁶ https://www.bundesnetzagentur.de/SharedDocs/Downloads/DE/Allgemeines/Bundesnetzagentur/Publikationen/Berichte/2017/Monitoringbericht_2017.pdf?__blob=publicationFile&v=4

strom unterlaufen⁷. Denn es gibt Hinweise dafür, dass Betreiber von Kohle- und Atomkraftwerke in solchen Situationen (mit viel regenerativer Erzeugung und wenig Verbrauch) ihre Meiler nicht wirklich bis zur technischen Grenze herunterregeln.⁸ Aber selbst wenn sie die gesetzliche Abschalt-Hierarchie im Engpassmanagement einhalten würden – Ökostrom erst dann abschalten, wenn alle anderen dazu nicht mehr in der Lage sind –, kann das Abregeln⁹ bei Kohle- und Atomkraftwerken aus technischen Gründen nur langsam und häufig nur im begrenzten Umfang geschehen („Mindesterzeugung“). Insbesondere Braunkohlekraftwerke wurden eben nicht dafür gebaut, der schwankenden Einspeisung von Wind- und Sonnenkraftwerken zu folgen.

Die fehlende Flexibilität führt in diesen Zeiten nicht nur zu Netzengpässen. Manchmal produziert sie auch negative Strompreise an der European Power Exchange in Paris. Das passierte 2016 in Deutschland an 97 Stunden. Auch am frühen Neujahrmorgen diesen Jahres, als der Wind stark blies, aber alle Welt noch verkatert und stromsparend im Bett lag, sank der Preis auf minus 76 Euro pro Megawattstunde. Für die Abnahme von Strom wird in dieser Zeit an der Großhandelsbörse gezahlt, statt kassiert. Diese Verkehrung ist für Betreiber von Großkraftwerken vielfach billiger als die Meiler herunter zu dimmen. Denn sie müssen sie später, wenn die Nachfrage ansteigt oder es dunkel wird und der Solarstrom aussteigt, aufwändig wieder hochfahren. Währenddessen könnten sie vielleicht sogar ein gutes Geschäft verpassen.

Aus diesen Gründen bestand die regenerative Vollversorgung am Neujahrmorgen nur rechnerisch. Real wurde in den Stunden zusätzlich ein Volumen an Kohle- und Atomstrom produziert, das ein Viertel des Inlandsverbrauchs ausmachte. Entsprechend viel Graustrom verschoben die Erzeuger ins Ausland. Auch wenn einzuräumen ist, dass ein Teil der fossilen Kraftwerke gegenwärtig noch unverzichtbare Systemdienstleistungen¹⁰ erbringen, etwa Frequenzhaltung sowie Blind- und Kurzschlussleistung, der Kohle-Sockel also hätte nicht komplett abgeschaltet werden können: Dreckiger deutscher Überflusstrom verdrängt regelmäßig, insbesondere bei niedrigen Großhandelspreisen, emissionsärmere Kraftwerke, auch im Ausland. Vergleichsweise saubere Gasturbinen etwa stehen dann still. Die Bundesrepublik exportiert so ihr Klimaschutzversagen.

Irrwitziger Weise verlieren nach der letzten EEG-Novelle größere Ökostromanlagen für jene Zeit ihre Förderung, in der negative Strompreise sechs Stunden oder länger auftreten¹¹. Die Windkraftbetreiber sollen so dazu angehalten wer-

⁷ Siehe auch den Beitrag Franz Garnreiter in dieser Ausgabe.

⁸ https://www.energybrainpool.com/fileadmin/download/Studien/Studie_2016-05-30_Energy_Brainpool_Kurzanalyse_Stromerzeugung_bei_EE-Abregelung_Greenpeace.pdf

⁹ Welches von den Übertragungsnetzbetreibern angewiesenen wird.

¹⁰ Diese Aufgaben übernehmen zunehmend neue Generationen von Ökostromanlagen und Batteriespeichern.

¹¹ Rückwirkend von der ersten Minute der negativen Preise, „6-Stunden-Regel“ nach § 51 Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG 2017).

den, ihre Anlagen von sich aus abzuregeln. Sanktioniert werden mit diesem Mechanismus die Zukunftsenergien statt die ursächlich unflexible Erzeugung der gestrigen Energiewirtschaft. Im letzten Jahr geschah das hierzulande an 54 Stunden.¹² Grünstromanlagen werden im Übrigen auch ohne diese Regel abgeschaltet, wenn die negativen Preise einen höheren Betrag haben als die Förderung, ansonsten verbrennen sie Geld. Wird nicht endlich der Kohleausstieg angegangen, werden sich in diesem System solche absurden Auswüchse noch verschärfen.

Kohle-Abschaltplan und CO₂-Preise

Bei den Themen Kohleausstieg und Dekarbonisierung der Industrie verließ sich die Bundesregierung bislang aufs Europäische Emissionshandelssystem (ETS). Doch das ist gescheitert. Unter anderem, weil zusätzlich zu den Emissionsrechten dieser Handelsperiode (2013 bis 2020) noch gewaltige Mengen an überschüssigen Zertifikaten aus der längst vergangenen Periode 2008 bis 2012 im Umlauf sind. Letztere machen mit etwa 2 Mrd. Zertifikaten (je eine Tonne CO₂-Äquivalent) mehr als ein gesamtes „normales“ EU-Jahresbudgets an ETS-Berechtigungen aus. Die ungenutzten Emissionsrechte kamen zu zwei Dritteln aus obskuren Klimaschutzprojekten im Ausland, waren aber auch Folge einer Überzuteilung an die Industrie sowie der Wirtschaftskrise 2008/2009. Im Ergebnis liegt der CO₂-Preis seit Jahren im Keller. Selbst die eben in Brüssel verabschiedete ETS-Reform hat ihn lediglich von rund 5 Euro je Tonne auf rund 13 Euro heben können. Tatsächlich wären 25 bis 30 Euro nötig, damit das System beginnt, relevant in Richtung CO₂-Minderung zu steuern¹³. Doch die Knappheit an Zertifikaten, die dafür notwendig wäre, ist auch beim neuen Design erst ab der zweiten Hälfte der 20er Jahre zu erwarten – wenn es gut läuft.

Sollten Linke im Kampf gegen die Erderwärmung nun marktnahe Instrumente endgültig aus ihrem Tornister verbannen? Die Antwort lautet „Jain“.

Ob man will oder nicht, das europäische ETS wird absehbar weiter existieren. Parallel lassen sich aber nationale bzw. regionale Alternativen einführen. Dazu gehören ganz oben nationale Abschaltpläne für Kohlekraftwerke, die die Meiler schrittweise – am Stand des Ausbaus der Erneuerbaren und der Speichermöglichkeiten orientiert – vom Netz nehmen. Das sollte zügig und sozialpolitisch begleitet gesehen. Spätestens gegen 2030/2035 muss Schluss sein mit der Kohleverstromung. Allerdings ist gleichzeitig zu verhindern, dass die jeweils verbliebenen Kohleblöcke selbst dann Volllast weiterlaufen, wenn Wind und Sonne Stromüberschüsse liefern. Instrumente, um das auszuschließen, wären etwa eine gesetzliche Begrenzung der jährlichen Volllaststunden oder der Klimabeitrag, wie er einst unter Wirtschaftsminister Gabriel angedacht war, aber am Widerstand der Kohleländer scheiterte.

¹² <https://www.next-kraftwerke.de/wissen/direktvermarktung/6-stunden-regel>

¹³ Ab dann würden am Strommarkt alte Braunkohlekraftwerke durch deutlich emissionsärmere neue Gaskraftwerke verdrängt. Der genaue Wechselpreis ist abhängig von Brennstoffpreisen und Kraftwerkseffizienz.

Das erfolgversprechendste Instrument dafür ist derzeit jedoch der CO₂-Mindestpreis. Das Öko-Institut hat dafür kürzlich im Auftrag der Umweltstiftung WWF einen konkreten Vorschlag¹⁴ vorgelegt. Er knüpft unter anderem an eine deutsch-französische Parlaments-Initiative an, die ebenfalls einen CO₂-Preis fordert. Schwarz-Rot hat das im Koalitionsvertrag sogar aufgegriffen. Ein CO₂-Bepreisungssystem allein für Deutschland lehnen Union und SPD zwar ab. Ziel sei aber eins, „das nach Möglichkeit global ausgerichtet ist, jedenfalls aber die G20-Staaten umfasst“.

Dem Klima-/Energie-Chef des Öko-Instituts, Felix Matthes, schwebt wiederum ein regionales System vor, in dem die Bundesrepublik und einige Nachbarstaaten des Stromverbunds mitmachen. Das „Momentum“ dafür sei günstig, auch weil neben Frankreich die Niederlande ähnliche Pläne verfolgten. In Großbritannien drückt ein CO₂-Mindestpreis bereits seit einigen Jahren erfolgreich die letzte Kohle aus dem Markt.

Wie kann so etwas in Deutschland funktionieren? Kurz gesagt würde eine Steuer erhoben je produzierter Kilowattstunde, die sich nach dem CO₂-Gehalt der Stromproduktion richtet. Je Tonne CO₂ wären beispielsweise 25 Euro fällig. Da Braunkohlekraftwerke je Stromeinheit fast 50 Prozent mehr des Klimagases emittieren als Steinkohlemeiler, und diese wiederum doppelt so viel wie Gasturbinen, würde folgendes geschehen: Emissionsstarke Kraftwerken könnten ihre Elektrizität nur bei hoher Stromnachfrage bzw. wetterbedingtem Mangel an Ökostrom verkaufen. Im umgekehrten Fall werden sie runterregeln oder abschalten, ansonsten verfeuern sie Geld.

Der CO₂-Mindestpreis fungiert de facto als Fehlerkorrektur für das missratene ETS. Als Steuer würde die Differenz zum ETS-Zertifikatspreis fällig werden. Stiege letzterer irgendwann einmal Ende des nächsten Jahrzehnts auf 25 Euro je Tonne CO₂, so wäre bei einem regionalen Mindestpreis von 25 Euro also nichts abzuführen – momentan aber eben 12 Euro, weil ein Zertifikat zurzeit nur 13 Euro kostet. Der Mindestpreis müsste allerdings sehr hoch sein, um allein mit ihm auch modernere Braunkohle- und Steinkohlekraftwerke „einzufangen“. Deshalb setzen nicht nur WWF und Öko-Institut auf eine Kombination mit gesetzlichen Abschaltplänen für Kohlemeiler. Auch die LINKE fordert seit Jahren ähnliches in ihren Anträgen für ein Kohleausstiegsgesetz.¹⁵ Das Öko-Institut hat nun ein effizientes Verhältnis zwischen beiden Strategien berechnet. So müssten beispielsweise bei 25 Euro je Tonne CO₂ noch zusätzlich 7 Gigawatt Braunkohle vom Netz, um die Klimaziele bis 2020 zu erfüllen. Danach würde es in diesem Mix bis nach 2030 weiter gehen, dynamisch steigende CO₂-Mindestpreise wirkten im Verbund mit gesetzlichen Stilllegungen. Letztere würden Planbarkeit für Unternehmen und Regionen bedeuten, erstere dafür sorgen, dass nicht dauerhaft mehr Strom produziert wird als Deutschland verbraucht.

¹⁴ http://www.wwf.de/fileadmin/fm-wwf/Publikationen-PDF/WWF_Studie_Kohleausstieg_CO2_Mindestpreise.pdf

¹⁵ Z.B. <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/18/081/1808131.pdf>

Der Mix ist auch effizient. Er spart deutlich Kosten gegenüber einer reinen Stilllegungs- oder einer reinen CO₂-Preisstrategie. Nebenbei blieben etliche Kohlejobs länger erhalten als bei Stilllegungen als einzigem Mittel. Denn letztere würden für den gleichen Klimaschutz zeitnah mehr Totalabschaltungen erfordern. Aus dem System würden überdies Steuereinnahmen sprudeln, die zur sozialen Absicherungen der Energiewende verwendet werden könnten. Die Abschaffung der Stromsteuer, wie sie LINKE, Grüne und andere fordern, könnte ebenfalls jene Zusatzkosten mehr als kompensieren, die für Endkunden entstünden.

Einstieg in den Ausstieg wichtiger als Enddatum

DIE LINKE Bundestagsfraktion will als ersten Schritt die ältesten zwanzig Braunkohleleimer bis 2020 abschalten, was 8,4 Gigawatt Erzeugungskapazität ausmacht¹⁶. Das ist möglich ohne Gefährdung der Versorgung- oder System-sicherheit, dies bestätigten im Kern selbst Bundesnetzagentur und BMWi in einem Schreiben¹⁷ anlässlich der Jamaika-Verhandlungen. In Verbindung mit einem CO₂-Mindestpreis ließe sich so die erwartete Klimaschutzlücke bis 2020 von rund 100 Mio. t CO₂ Großteils schließen. Würden parallel ernsthafte Anstrengungen in den Bereichen Verkehr und Wärme unternommen, wäre das 40-Prozent-Ziel sicher zu erreichen.

Nach Vorstellung der LINKEN soll der Kohleausstieg spätestens 2035 abgeschlossen sein. Über das Enddatum lässt sich diskutieren, nicht aber darüber, dass es aus Klimaschutzsicht momentan das vordringliche Ziel sein muss, den Einstieg in den Kohleausstieg endlich zu *beginnen*. Schließlich steht den Staaten weltweit nur noch ein begrenztes CO₂-Budget bis 2050 zur Verfügung, will sie den Anstieg der Erdmitteltemperatur auf ein erträgliches Maß begrenzen. Jedes Jahr, in dem relevante CO₂-Minderungen verschleppt werden, provoziert umso radikalerer Schritte in der Zukunft. Die Folgen wären härter und teurer als früher Klimaschutz.

Diesen Mechanismus bekommt Deutschland bereits jetzt zu spüren wegen der Versäumnisse von gestern: Der Klimaschutzplan 2050 (KSP 2050) der Bundesregierung sieht eine CO₂-Minderung des Energiesektors auf rund 180 Mio. Tonnen CO₂ im Jahr 2030 vor. Obwohl dieses Ziel für einen 1,5-bis-2-Grad-Korridor zu schwach ist, müsste selbst dafür das durchschnittliche jährliche Tempo der CO₂-Einsparung im Vergleich zum Zeitraum 1990 bis 2016 vervierfacht (!) werden. Gleichwohl geht Schwarz-Rot jeder Formulierung nach einem längst überfälligen *Einstieg* in den Kohleausstieg aus dem Weg – selbst im Koalitionsvertrag bei der Formulierung des Arbeitsauftrags jener Kommission, die die wesentlichen Vorentscheidungen zum Kohleausstieg treffen soll (siehe unten).

¹⁶ <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/008/1900830.pdf>

¹⁷ <https://twitter.com/jdoeschner/status/930867020341661705>

Halbscharf: Klimaschutzplan 2050

Der Klimaschutzplan 2050 (KSP 2050) wurde vom Bundeskabinett im November 2016 (siehe Übersicht 1) verabschiedet, also in der letzten Legislaturperiode.

Übers. 1: Sektorziele des Klimaschutzplans 2050

	Emissionen				Minderung						Durchschn. jährl. Minderung			Notwendige Tempo- Erhöhung zur Erfül- lung des 2030er Ziels (von-bis)	
	1990	2016	2030-Ziele KSP (auf ... von - bis)		2016 / 1990	2030/ 1990 (von-bis)		2030/ 2016 (von-bis)		2016 / 1990	2030/ 2016 (von-bis)				
	Mio. t CO ₂ -Äquivalente				%	%		%		%	%		Faktor		
Energie- wirt- schaft	466	343	175	183	-26,4	-62	-61	-49	-47	-1,2	-4,7	-4,4	4,0	3,7	
Gebäude	210	130	70	72	-38,1	-67	-66	-46	-45	-1,8	-4,3	-4,1	2,4	2,3	
Verkehr	163	166	95	98	1,8	-42	-40	-43	-41	0,1	-3,9	-3,7	55,7	52,7	
Industrie	284	188	140	143	-33,8	-51	-50	-26	-24	-1,6	-2,1	-1,9	1,3	1,2	
Land- wirtschaft	90	72	58	61	-20,0	-36	-32	-19	-15	-0,9	-1,5	-1,2	1,8	1,4	
Sonstige	39	10	5	5	-74,4	-87	-87	-50	-50	-5,1	-4,8	-4,8	0,9	0,9	
Gesamt	1.252	909	543	562	-27,4	-57	-55	-40	-38	-1,2	-3,6	-3,4	3,0	2,8	

Quelle: Grunddaten aus KSP 2050, Antwort des BMU auf Anfrage, eigene Berechnungen. Zu beachten: 1990 bis 2016 = 26 Jahre; 2016 bis 2030 = 14 Jahre.

Positiv ist, dass es mit ihm zum ersten Mal in Deutschland Minderungsziele *für die einzelnen Sektoren* gibt. Diese haben einen Zielhorizont bis 2030. Neben der Energiewirtschaft sind die Industrie, Gebäude oder Verkehr genauso betroffen wie die Landwirtschaft. Die Minderungsziele sind zwar gemessen am UN-Klimaschutzübereinkommen von Paris unzureichend, aber angesichts der bisherigen Entwicklung hierzulande dennoch ambitioniert (wenn auch ohne Gesetzeskraft). Ihre Erfüllung kann politisch von den einzelnen Ressorts eingefordert werden. Sie können sich somit nicht mehr hinter dem BMU, dem BMWi oder dem Kanzleramt verstecken. Das ist die neue Qualität. Ansonsten wurde der Plan während der Ressortabstimmungen mehrfach aufgeweicht in ökologischer wie sozialer Hinsicht.¹⁸ Das ist die übliche Qualität.

¹⁸ Siehe den Beitrag von Franz Garnreiter in diesem Heft.

In den kommenden Monaten bis zur Sommerpause müssen die betroffenen Ministerien Maßnahmepläne zur Umsetzung des KSP 2050 erarbeiten und an das BMU liefern. Anschließend folgen die Abstimmungen mit Verbänden und unter den Ressorts. Das Ganze soll in diesem Jahr so weit vorangetrieben werden, dass 2019 nur noch die Gesetzgebung stattfindet. Voraussichtlich zunächst mit einem Klimaschutzgesetz, anschließend mit Novellen klimarelevanter Gesetze und Verordnungen in den einzelnen Ressorts. Dazugehört wird eine gesetzliche Regelung über das Enddatum des Kohleausstiegs und dessen Verlauf – unter Einbeziehung der noch einzusetzenden „Kohle-Kommission“, die bereits Ende 2018 erste Ergebnisse liefern soll. Den Zeitplan schätzte ein Beamter des BMU kürzlich gegenüber Industrievertretern als „sehr, sehr, sehr ambitioniert“ ein.

Obleich die Sektorziele – sollen sie erreicht werden – *gravierende Strukturveränderungen* in der Wirtschaft erfordern, ist deren Instrumentierung viel zu schwach. In letzter Minute gestrichen wurden zudem seinerzeit für den Klimaschutz zentrale Passagen, u.a.:

- der Satz „Kohle muss somit schon deutlich vor 2050 beendet werden“
- die Formulierung, dass es keine neuen Tagebaue und keine Tagebauerweiterungen mehr geben soll (insb. auf Druck der Braunkohleländer rausgeflogen);
- die Passage, nach der sich Deutschland für einen CO₂-Mindestpreis beim Europäischen Emissionshandelssystem einsetzt (dito);
- Passagen, die zu einer sozialen Absicherung der Energiewende im Gebäudebereich hätten führen können (auf Druck des Finanzministeriums).

Der zeitnahe Beginn des Kohleausstiegs ist dennoch für die Bundesregierung unausweichlich, will sie das Sektorziel für die Energiewirtschaft bis 2030 erreichen. Aktuell wird er allerdings erneut verschleppt. Im Koalitionsvertrag wurde er weder terminiert noch untersetzt, dafür aber um mindestens zwei Jahre verschoben, u.a. weil zunächst die genannte Kommission über den Kohleausstieg beraten soll. Dies hat im Übrigen unmittelbar zur Folge, dass eine entschädigungslose Abschaltung älterer Anlagen bis 2020 nicht möglich sein wird. Denn nach Einschätzung von Juristen im Auftrag von „Agora Energiewende“ hätte dies einen Entscheidungs-Vorlauf von mindestens zwei Jahren zur Voraussetzung.

Kommission für den Kohleausstieg

Im Koalitionsvertrag heißt die Kohle-Kommission „Wachstum, Strukturwandel und Beschäftigung“ und soll unter Federführung des BMWi arbeiten. Begriffe wie „Kohleausstieg“ oder nur „Energiewende“ im Titel wurden tunlichst vermieden. Doch genau das wird ihr Hauptauftrag sein. In der Kommission sollen unterschiedliche Akteure aus Politik, Wirtschaft, Umweltverbänden, Gewerkschaften sowie betroffenen Ländern und Regionen einbezogen sein. Beginnen mit der Arbeit soll sie noch vor dem Sommer, bis Jahresende 2018 soll sie erste Ergebnisse vorlegen, welche 2019 in ein Klimaschutzgesetz einfließen sollen. Da aber bei Redaktionsschluss noch nicht einmal die Zusammensetzung des

Gremiums klar war, müsste es unter einem unrealistischen Hochdruck arbeiten, um rechtzeitig zu liefern. Ein Scheitern ist so vorprogrammiert – entweder bei der Erfüllung des Arbeitsauftrags oder im Liefertermin.

Laut Bundeswirtschaftsminister Altmaier soll die Kommission nach dem Vorbild der damaligen Kommission zur Überprüfung der Finanzierung des Kernenergieausstiegs (KFK) aufgesetzt werden. In dieser Kommission waren alle Parteien vertreten, die seinerzeit Fraktionen im Deutschen Bundestag hatten – außer DIE LINKE.

Eine Entscheidung über den Einstieg in den Kohleausstieg steht bislang nicht zur Debatte. Im Koalitionsvertrag ist bezüglich des Kommissionsauftrags nur von einer Entscheidung über das Enddatum der Kohleverstromung die Rede, von einer Entscheidung über den Beginn aber nicht. Der Beginn des Ausstiegs könnte demnach auch den Konzernen überlassen oder gar bis nach der nächsten Bundestagswahl oder dem Abschluss des Atomausstiegs (2022) verschoben werden. Allerdings soll die Kommission laut Koalitionsvertrag auch Entscheidungen über die wesentlichen energiepolitischen Weichenstellungen bis 2030 vorbereiten, wobei die KSP-Ziele 2030 „sicher erreicht“ werden sollen. Der Aufbau eines Verschiebebahnhofs müsste in dieser Debatte eigentlich schnell aufliegen.

Kommt der Kohleausstieg, muss er sozial begleitet werden. Auch das wird ein wesentliches Kommissionsthema sein. Hier fordert die LINKE Bundestagsfraktion einen Strukturwandelfonds des Bundes von mindestens 400 Mio. Euro jährlich für die Reviere. Nach dem Koalitionsvertrag ist ein solcher Fonds in vergleichbarer Höhe geplant – wenigstens ein Positivum in dem Papier.

Bürgerenergiewende vorantreiben und schützen

Angesichts des Klimawandels muss der Ausbau der Erneuerbaren weiter vorangetrieben werden. Dafür ist das Tempo des Ökostromausbaus gegenüber den Planungen der Bundesregierung zu erhöhen. Die von Union und SPD im Koalitionsvertrag vorgesehenen Sonderausschreibungen (deren gesetzliche Umsetzung permanent verschleppt wird) reichen dafür nicht aus. Hier fordert beispielsweise DIE LINKE einen Mechanismus, der eine Realisierung von insgesamt jährlich 5 bis 6 Gigawatt Wind ermöglicht¹⁹, ähnliches wollen die Grünen.

Darüber hinaus muss verhindert werden, dass der bürgerschaftliche Charakter der Energiewende verloren geht. Genau der ist zumindest im Windbereich in Gefahr, wo die Koalition mit den Novellen zum EEG 2014 und EEG 2017 an Stelle der garantierten Einspeisevergütung neue Verfahren gesetzt hat. Marktprämie und Ausschreibungszwang benachteiligen aber Energiegenossenschaften und andere Formen der Bürgerenergie. Weil dies auch der Bundesregierung schwante, kreierte sie unter dem Slogan „Akteursvielfalt erhalten“ Ausnahmetatbestände für Bürgerenergien. Genau diese wurden aber von geschickten Großprojektierern missbraucht. Und zwar so gründlich, dass am Ende der Ausschreibungsrunden des

¹⁹ <http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/19/008/1900830.pdf>

letzten Jahres formell fast alle Zuschläge an Bürgerenergien gingen, praktisch aber kaum welche. Mittels Strohmannsystem siegten vielmehr solvente Großunternehmer. Die erhielten damit auch noch jene Vorzugskonditionen, die eigentlich für bürgerschaftliches Engagement gedacht waren. Teile der Opposition fordern nun, dies müsse ein Ende haben. Nach LINKEN und Grünen soll die Bürgerenergie neu und missbrauchsfest definiert werden. Bürgerenergieprojekte sollen bis zu einer Größe von 18 Megawatt von Ausschreibungen ausgenommen und stattdessen mit einer staatlich festgelegten Einspeiseprämie vergütet werden. Ob sich die Bundesregierung darauf einlassen wird, bleibt offen.

Und was wird aus den Konzernen?

Auch die großen Energiekonzerne bzw. deren Töchter kamen bei den Ausschreibungen nicht zum Zuge. Sie hatten die Energiewende ohnehin bekämpft und teils auch nur verschlafen. Im Ergebnis haben sie zu lange an alten Geschäftsmodellen festgehalten; zeitweise verloren sie bis zu 80 Prozent ihres Börsenwerts. Erst vor knapp zwei Jahren zogen RWE und E.on wegen schrumpfender Margen tiefer gehende Konsequenzen – wenn auch halbherzig. Es erfolgte bei beiden Konzernen eine Abtrennung jeweils einer Tochter, um die Geschäftsfelder der klassischen Erzeugung von jenen der Zukunftsenergien und -dienstleistungen abzutrennen.

Bei RWE wurde die Tochter Innogy für die grünen Energien und Dienstleistungen gegründet und mit einem enormen PR-Zug als stylischer Ökostromanbieter eingeführt. Die Abtrennung sollte bei Innogy auch für eine neue Unternehmenskultur und Kunden-Glaubwürdigkeit sorgen. Beim Mutterkonzern²⁰ (mit dem ohnehin kaum rettbareren Dreck-Image) verblieb das schmutzige Altgeschäft – Kohle, Atom und Gas – sowie der Großhandel mit Strom.

E.on vollzog das Splitting genau anders herum. Beim Mutterkonzern E.on verblieb im Wesentlichen die Zukunft – erneuerbare Energien, Gasspeicher, Netze und Kundenanwendungen. Allerdings wurden hier auch die abzuwickelnden AKW angegliedert. Im Gegenzug wurde die Tochter Uniper zur „Bad Bank“ mit dem traditionellen Energiegeschäft, bestehend aus der konventionellen Erzeugung (Kohle, Gas und Öl) und dem dazugehörigen globalen Energiehandel. Das neue Unternehmen ging dann an die Börse. E.on verkaufte Anfang des Jahres seinen verbliebenen Anteil²¹ an Uniper an den finnischen Versorger Fortum.

RWE und E.on haben am 12. März 2018 vereinbart, sich jeweils auf spezielle Geschäftsfelder konzentrieren zu wollen. Zu diesem Zweck soll nun als wichtigste Neuordnungsaktivität – so seltsam es zu nächst klingt – das einzige Unternehmen zerschlagen werden, das bei den beiden klar als Ökostromanbieter und -dienstleister ausgerichtet war: Die RWE-Tochter Innogy. Der Grund: Die Geschäftsfeld-Konzentration, die RWE und E.on planen, verläuft konzernübergreifend, wobei alte Wertschöpfungsketten getrennt werden. Die Schnitte gehen

²⁰ RWE hält 76 Prozent an Innogy.

²¹ 47 Prozent, Rest institutionelle Anleger und privater Streubesitz.

nicht entlang „alter“ und „neuer“ Energie. Es wird nun aufgeteilt nach Erzeugung auf der einen Seite (künftig RWE) und Netzbetrieb und Kundenanwendungen auf der anderen Seite (künftig E.on). Es geht bei dem Deal offensichtlich nicht um eine klarere und zukunftsfähige energiepolitische Ausrichtung, sondern vor allem um mehr Effizienz durch Spezialisierung. E.on und RWE haben sich darauf geeinigt, dass E.on das Netzgeschäft (Verteilnetze) der RWE-Tochter Innogy übernimmt. Im Gegenzug erhält RWE die Ökostromanlagen von E.on (und die der eigenen Tochter Innogy), die E.on-Gasspeicher sowie einen Anteil von 17 Prozent an E.on. RWE soll dafür 1,5 Milliarden Euro zahlen.

Unter dem Strich werden wir künftig also einen RWE-Konzern haben, der streng auf die Erzeugung von Strom und Wärme aus Kohle, Gas und Erneuerbaren fokussiert ist. Innerhalb dieses Rahmens soll RWE auch zum drittgrößten Ökostromanbieter Europas aufsteigen. E.on wiederum wird sich auf den Netzbetrieb im Verteilnetzbereich sowie auf Kundenanwendungen und Energiedienstleistungen konzentrieren und selbst kaum mehr Strom produzieren. Laut Presseberichten wird E.on dann nicht nur zum größten Verteilnetzbetreiber Deutschlands. Das Unternehmen wird europaweit auch 50 Mio. Kunden mit (eingekauftem) Strom beliefern.

Was der Deal für die Zukunftsfähigkeit der Unternehmen bedeutet, lässt sich schwer abschätzen. Aus Sicht der Gewerkschaften, die ihn – im Gegensatz zu den betroffenen Betriebsräten – eher positiv bewerteten, verspricht die Neuordnung im Falle RWE wenigstens eine Zukunft nach dem Kohleausstieg. Beobachter machen aber darauf aufmerksam, dass sich RWE nun aber allein auf jene Bereiche konzentriert, die ein vergleichsweise hohes Preisrisiko beinhalten. Die Erträge der Stromerzeugung sind stark von den Großhandelspreisen abhängig, welche stark schwanken. E.on kann dagegen mit dem von RWE übernommenen Netzgeschäft jenen Teil vom Energiegeschäft vergrößern, der sichere Renditen verspricht. Der Netzbereich ist staatlich reguliert, hier werden Garantierenditen eingepreist.

Aus Sicht der Verbraucher dürften all jene Gefahren lauern, die gemeinhin mit stärkerer wirtschaftlicher Konzentration einhergehen. So könnte im Falle RWE strategisches Bieten bei Ökostromausschreibungen befürchtet werden, was Bürgerenergie zu schaffen machen würde. Auch E.on als neuer Netzkönig wird sicher nicht nur Effizienzpotentiale zu Tage fördern, sondern auch erstarkende Marktmacht. Eine neue Macht übrigens auch gegenüber der regulierenden Bundesnetzagentur. Etwa bei künftigen Verhandlungen um gestattete Rendite-Zinssätze oder die Zuordnung von Kosten in die Netzentgelte.

Mehr Konzentration und Effizienz kosten zunächst aber Geld und Beschäftigung. Informell wird von 5.000 Beschäftigten gesprochen, die allein bei RWE/Innogy wegfallen könnten (von momentan 70.000). „Die Ankündigung von E.on SE und RWE AG, die Innogy SE zu zerschlagen, hat die gesamte Belegschaft erschüttert und zutiefst verunsichert“, brachten die Betriebsräte dann auch in einem gemeinsamen Rundschreiben an die Mitarbeiter die Stimmungslage auf den Punkt. Die Konzerne haben die Energiewende verpennt, und die Beschäftigten müssen das nun ausbaden.

Schneller Kohleausstieg – Alternative zum klimapolitischen Nichtstun der Bundesregierung

Das renommierte *Tyndall Centre for Climate Change Research* veröffentlichte Ende des letzten Jahres – mit spezieller Blickrichtung auf die EU-Länder – eine Untersuchung, in der es eine Vielzahl von einzelnen Studien unter der Fragestellung auswertete: Was ist erforderlich zur Erfüllung des Pariser Klimabeschlusses, die Klimaerwärmung auf unter 2°C zu halten (Anderson/Broderick 2017). (Dass das höhere Ziel einer Begrenzung auf 1,5°C noch erreicht werden könnte, halten die Autoren für völlig unwahrscheinlich.) Unter den sehr optimistischen Annahmen,

- dass die Entwaldung und die Emissionen von Kohlendioxid (CO₂) aus industriellen Prozessen (v.a. Zementherstellung) massiv und rapide zurückgefahren werden und
- dass die Entwicklungs- und Schwellenländer ihr (gemeinsames) Maximum an Treibhausgas-Emissionen spätestens 2025 erreichen und ab da mit einer Rate von 10 Prozent jährlich senken,

bleibt für die EU-Länder – um das 2°C-Ziel einzuhalten – noch eine Menge an Treibhausgas-Emissionen in Höhe von 23 bis 32 Mrd. Tonnen CO₂ übrig. Das entspricht dem Sechs- bis Neunfachen der aktuellen jährlichen Emissionen. Sechs bis neun Jahre „Weiter so“ und das 2°-Limit ist, sogar bei diesen sehr optimistischen Randbedingungen, auch theoretisch nicht mehr einzuhalten. Die Autoren fordern, dass die EU sofort mit einer massiven Reduzierung um 12 Prozent jährlich beginnen und bis 2035 eine Reduzierung um 95 Prozent erreichen muss. Das ist unvergleichlich anspruchsvoller als die 40 Prozent Reduzierung bis 2030, die die EU als „freiwillige Selbstverpflichtung“ in den Pariser Verhandlungen abgegeben hat. „Ein dringendes Programm, aus dem EU-weiten Verbrauch von Erdgas und anderen fossilen Energien auszusteigen, ist ein zwingendes Gebot jeder wissenschaftlich begründeten und auf Gerechtigkeit gründenden Politik zur Erfüllung des Pariser Abkommens“ (Ebd., S. 5).

Es ist offensichtlich, dass unter den realen politischen Gegebenheiten auch das Ziel, ein 2°C-Limit einzuhalten, illusionär geworden ist. Die in Paris abgegebenen „freiwilligen Selbstverpflichtungen“ reichen ja auch nur zu einer Dämpfung der Erwärmung auf 3°C bis 4°C. Das entschwundene 2°C-Limit darf aber nicht dazu führen, die Bemühungen um Klimaschutz einzustellen – im Gegenteil.

1. Deutsche Klimapolitik: Heuchelei und Nichtstun

Die Kanzlerin bezeichnete auf der Bonner Klimakonferenz Ende 2017 (der COP23, d.h. der dreiundzwanzigsten Nachfolgekonferenz nach dem Erdgipfel in Rio 1992) die Klimafrage als „Schicksalsfrage für die Menschheit“.

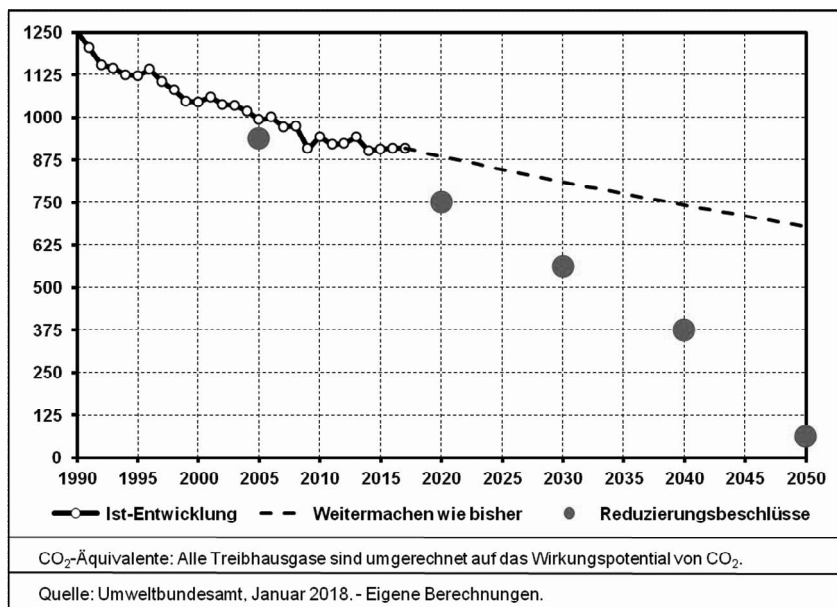
Da hat sie Recht. Einerseits. Die von der bisherigen Politik und Wirtschaftsweise ausgehenden Verwüstungen für die Bedingungen menschlichen Lebens müssen hier nicht nochmals dargestellt werden (vgl. Garnreiter 2016). Vielleicht nicht zufällig warnte der BND-Präsident, begleitend zur Bonner Konferenz, vor „weit mehr als einer Milliarde Menschen“ (SZ, 15.11.2017), die künftig Grund genug haben, vor zerstörter Umwelt, Hunger und Gewalt zu flüchten.

Andererseits: Diese Aussage der Kanzlerin ist grenzenlos heuchlerisch. Denn der Widerspruch zwischen wohlfeilen Versprechungen und dem faktischen Nichtstun der Berliner Regierung (und der meisten anderen Regierungen) könnte größer kaum sein. Dabei steht Deutschland besonders in der Pflicht: Es gehört zu den größten Emittenten unter den fast 200 Ländern – aktiver Klimaschutz ist hier also besonders dringlich. 1991 beschloss die Regierung, die Treibhausgas-Emissionen bis 2005 um 25 Prozent gegenüber dem Wert von 1990 zu senken (damals waren es 1.250 Mio. Tonnen CO₂-Äquivalente¹). Bis 2005 wurden nur 20 Prozent Reduzierung erreicht, wobei diese 20 Prozent zu mehr als der Hälfte auf dem besonderen Umstand der Deindustrialisierung der DDR beruhen. Der eigentlich totale Fehlschlag kümmerte nicht weiter, 2007 wurde eine Reduzierung um 40 Prozent (gegenüber 1990) bis 2020 beschlossen, also maximal 750 Mio. Tonnen in 2020. Mit diesen vollmundigen Versprechen (und dem Schub aus der DDR-Deindustrialisierung) erwarb sich Deutschland den Ruf als Klimaschutz-Weltmeister. Bis 2016 hat Deutschland nur eine Reduzierung um 27 Prozent erreicht. 2016 stieg der Ausstoß sogar um 0,3 Prozent auf 909 Mio. Tonnen CO₂-Äquivalente (siehe Abb. 1), und auch 2017 ist er nach ersten Berechnungen nur minimal um 0,5 Prozent gefallen (BMU 2018). In den Jahren seit 2005 wurde eine Reduzierung um nur 0,9 Prozent im Jahresdurchschnitt erreicht; seit der Krise 2009 per Saldo gar nichts mehr. Nicht einmal die Regierung hält es noch für möglich, in die Nähe des 2020-Zieles zu kommen; sie gesteht zögernd „Handlungslücken [!] zur Erreichung des Klimaziels 2020“ ein (Koalitionsvertrag, S. 126). Egal. 2020 kann man ruhig vergessen, die Regierung hat ja mittlerweile schon neue und noch schönere Ziele beschlossen: Bis 2030 sollen die Emissionen um 55 Prozent sinken, bis 2040 um 70 Prozent, bis 2050 um 5 Prozent². Das Karbonzeitalter soll dann beendet sein. Und: „Das Minderungsziel 2030 wollen wir auf jeden Fall erreichen“ (Koalitionsvertrag). Wie schön, wenn die Regierung eines ihrer erklärten Ziele auch erreichen will. Auch wenn es – siehe den einleitenden Absatz – ewig entfernt liegt von den zur Einhaltung des 2°C-Limits nötigen Aktivitäten.

¹ Es gibt mehrere unterschiedliche treibhauswirksame Gase, von denen das Kohlendioxid CO₂ mit etwa 75 Prozent Anteil das wichtigste ist. Sie können addiert werden, indem man die anderen Treibhausgase auf das Treibhauspotential von Kohlendioxid umrechnet.

² Offiziell um 80 bis 95 Prozent. Die frühere Bundesumweltministerin Hendricks präzierte aber am 12. 11. 2015 im Bundestag: „In Europa wollen wir vorangehen. Bis 2050 wollen wir 80 bis 95 % weniger Treibhausgase ausstoßen. Für Deutschland heißt das: Wir müssen am oberen Ende dieser Grenze liegen.“ Ohnehin sind 95 Prozent Reduzierung nötig, um das 2°-Limit einzuhalten.

Abb. 1: Entwicklung der Treibhausgasemissionen in Deutschland und erklärte Reduzierungsziele (in Mio. Tonnen CO₂-Äquivalenten)



Der Klimaschutzplan 2050 – Deutsche Klimapolitik nach der Pariser Klimakonferenz

Auf der Klimakonferenz in Paris Ende 2015 (der COP21) wurde ein überwiegend gefeierter neuer Ansatz in der internationalen Klimaschutzpolitik vereinbart. Statt wie bisher zu versuchen, einen international verbindlichen Klimaschutzvertrag mit (unterschiedlichen) Verpflichtungen für jedes Land abzuschließen – was in 20 Konferenzen über mehr als 20 Jahre hinweg nicht gelungen ist – wurden diesmal die Länder aufgerufen, „freiwillige Selbstverpflichtungen“ abzugeben. Eine Nicht-Erfüllung dieser Verpflichtungen soll keine Vertragsstrafe nach sich ziehen, sondern die internationale Blamage, nach Ansicht der Initiatoren eine furchtbare Perspektive. Dem kamen mittlerweile alle Länder nach. Den Berechnungen verschiedener Institute zufolge reichen diese Selbstverpflichtungen allerdings nur für eine Begrenzung auf bestenfalls 3°C. Unabhängig davon versprach man sich feierlich, die Klimaerwärmung sicher auf 2°C und möglichst auf 1,5°C zu begrenzen. Dieser Widerspruch scheint bisher keine Regierung zu stören oder gar zu einer Überarbeitung ihrer Selbstverpflichtung anzuregen.

Die damalige Bundesumweltministerin Hendricks machte sich nach der Rückkehr aus Paris daran, einen „Klimaschutzplan 2050“ (BMU 2016) zu formulieren. In einem durchaus aufwendigen Prozess mit Bürgerbeteiligung, Diskussio-

nen mit Interessengruppierungen und mit Wissenschaftlern sollte ein nationales Programm konkretisiert werden – erst einmal konzentriert auf das Zwischenziel 2030 (minus 55 Prozent Treibhausgas-Emissionen gegenüber 1990).

Zu Beginn, im Frühjahr 2016, war der erste Entwurf wohl ein ganz brauchbares Papier. Dann kam die Abstimmung mit den anderen Ministerien, zunächst mit dem damaligen Wirtschaftsminister Gabriel. Dieser kassierte den ersten Entwurf – für seinen Geschmack enthielt er viel zu scharfe Anforderungen an Industrie und Energiewirtschaft. Ähnlich zerrupften andere beteiligte Ministerien (v.a. Verkehr und Landwirtschaft, damals beide in CSU-Hand) die zunehmend inhaltsleeren Versionen des Plans noch weiter. Die Bewertungen seitens der Regierungskollegen lauteten „Horror katalog“, „überhastete Vorschläge“, „große Gefahr für Wirtschaft und Wohlstand“, „untragbar“. Erfolgreich bekämpft, also aus dem ursprünglichen Papier gestrichen, wurden von den Klimaschutzgegnern alle Konkretisierungen: ein zügiger Ausstieg aus der Kohleverstromung mit Ausstiegsterminen, Vorgaben für den Heizungsverbrauch von Wohngebäuden, desgleichen für Bürogebäude, eine Verkehrspolitik, die mehr will als von BMW akzeptierte CO₂-Emissionsgrenzen, Maßnahmen zur Reduzierung des Fleischkonsums und des Düngereinsatzes, Einsparungsvorgaben für industrielle Prozesse.

So zerfleddert, wie dieser Klimaschutzplan 2050 im Herbst 2016 schließlich verabschiedet wurde, stellt sich die Frage: *Warum wollen wir eigentlich Klimaschutz?* Dass der Klimaschutz eine große, die gesamte Gesellschaft umfassende Aufgabe ist, davon ist im Klimaschutzplan nichts zu spüren. Das wirkliche Interesse der Regierung am Klimaschutz offenbart sich unter der Kapitelüberschrift: „Klimaschutz als Modernisierungsstrategie unserer Volkswirtschaft“ (S. 10). Konkret: „Dabei ist Klimaschutz ein Treiber ... für eine Modernisierungsstrategie, die das Ziel hat, ... die internationale Wettbewerbsfähigkeit der industriellen Produktion ... in Deutschland auch unter den Bedingungen einer ambitionierten Klimaschutzpolitik zu erhalten“ (S. 57). Also: Wir betreiben Klimaschutz nicht etwa deshalb (hauptsächlich), weil wir den Klimawandel verhindern wollen, sondern unser Ziel ist die *internationale Konkurrenzfähigkeit*. Wenn schon der Zeitgeist für Klimaschutz weht, dann muss Deutschland der Hauptgewinner sein. Deutschland soll vom möglichen Megamarkttrend Klimaschutz das meiste abschöpfen. Dieses Motto, dieser Tenor in der Sprache, zieht sich durch den kompletten Text – abgesehen von einigen einleitenden Bemerkungen, die wohl noch von Umweltministerialen stammen, und in denen sogar mal von Verantwortung die Rede ist.

Es gibt im gesamten Text von 90 Seiten keinerlei Diskussion, wie sich die Gesellschaft angesichts des Klimawandels ändern muss, welche Herausforderungen auf Bewusstsein und Handeln der Einzelnen zukommt. Begriffe wie Wachstumskritik oder Solidarität tauchen kein einziges Mal in den 90 Seiten auf. Die Begriffe Luxus und Verteilung ebenfalls nicht. Es gibt keinerlei Diskussion, ob der drohende Klimawandel eventuell erfordert, unseren Lebensstil zu ändern, den Luxus der ein Prozent oder der 10 Prozent Reichsten zu kappen, ob eine gesellschaftliche Umverteilung angebracht ist, um die gigantischen Stoffströme und Energieströme

einzudämmen, ob die nötigen hohen Energiepreise womöglich mit Vorstellungen von Verteilungsgerechtigkeit in Konflikt geraten und wie darauf zu reagieren ist, ob das hochgezüchtete Konkurrenzdenken der Machthaber und das Gefühl des Überflüssigseins bei den Machtlosen zur notwendigen Solidarität und Verantwortungsübernahme bei der Bekämpfung des Klimawandels passt.

Der Klimaschutzplan 2050 handelt von einem ganz anderen Thema. Es geht dabei vor allem um Wettbewerbsfähigkeit. Der Begriff Wettbewerb kommt 31mal vor in den 90 Seiten über (angeblich) Klimaschutz. Der Begriff Digitalisierung kommt 22mal vor. Mit Industrie 4.0 macht die Regierung jetzt Klimaschutz – um die internationale Konkurrenzfähigkeit der hiesigen Konzerne, der eigenen Global Player, weiter nach vorne zu puschen. Klimaschutz ist hier eine rein technizistisch-betriebswirtschaftliche Angelegenheit, die die Wirtschaftsingenieure durchrechnen sollen. Durchaus konkret wird dieser Plan immer dann, wenn die Regierung der Industrie zu Diensten sein darf und will, etwa: „Die Ausstattung der bewirtschafteten Rastanlagen bis 2017 mit Schnellladesäulen ist Teil dieses Strategierahmens“ (S. 53). Vage bleibt er beim Klimaschutz: „Der Ausbau der erneuerbaren Energien wird auch in den kommenden Jahren eine zentrale Rolle spielen“ (S. 33). Das Fazit dieses völlig desorientierenden Pseudo-Klimaplanes ist folgerichtig: „Der Klimaschutzplan 2050 wird im Jahr 2018 mit einem in seiner Minderungswirkung quantifizierten Maßnahmenprogramm unterlegt, das sicherstellt, dass die 2030er Ziele erreicht werden“ (S. 83), d.h. die 55 Prozent Reduzierung. Also auf gut deutsch: 2017 passiert erst mal gar nichts. 2018 fangen wir mit der Gesetzesarbeit an, dann sehen wir weiter.

Der Koalitionsvertrag 2018

Der hier skizzierte inhaltsleere Klimaschutzplan 2050 ist aber ohnehin und mit Recht aus der Diskussion verschwunden. Nun haben wir eine neue Regierung mit einem 177 Seiten langen Koalitionsvertrag. Zum Klima, der „Schicksalsfrage für die Menschheit“ laut Kanzlerin, fällt er bescheiden aus: Nur 60 Zeilen, viel weniger als ein Prozent des Textes, beschäftigen sich damit.³ Das kann nicht sonderlich konkret werden, obwohl als Leitlinie formuliert wird: „Wir setzen uns mutige Ziele für die nächsten vier Jahre.“ (Koalitionsvertrag S. 4, Präambel) Entsprechend wolkig-vage fällt der Text aus: „Wir stehen weiterhin für eine wissenschaftlich fundierte, technologieoffene und effiziente Klimapolitik“, die „unter Beachtung des Zieldreiecks Versorgungssicherheit, Sauberkeit und Wirtschaftlichkeit“ (S. 126) realisiert werden soll. Etwas konkreter wird der Koalitionsvertrag nur in zwei Punkten:

„Den EU-Emissionshandel wollen wir als Leitinstrument weiter stärken“ (S. 143) ist das erste große Ziel. Und zwar soll er künftig mindestens die G20-Staaten um-

³ So irrelevant der Klimaschutz in der „hohen Politik“ ist, so irrelevant ist er auch in der Mediendiskussion: Nur eine einzige der 143 wichtigen Talkshows im deutschen Fernsehen (Will, Maischberger u.a.) widmete sich 2017 der Klimafrage (klimafakten 2018). Die Klimaproblematik interessiert offensichtlich niemanden mehr in den Medienapparaten.

fassen oder besser möglichst alle Staaten. Mit dem Emissionshandel ist der Handel mit CO₂-Zertifikaten gemeint. Innerhalb der EU sind seit 2005 alle Kraftwerke und industriellen Großverbraucher (aber nicht die Millionen Kleinverbraucher, z.B. im Verkehr und Raumheizung) verpflichtet, für die Emission einer Tonne CO₂ einen Erlaubnisschein, ein Zertifikat, vorzuweisen. Diese Zertifikate können frei gehandelt werden. Sie sind mengenmäßig begrenzt, allerdings sind diese Grenzen – industriefreundlich und klimafeindlich – dermaßen hoch, dass sich im Lauf der Jahre ein riesiger Überschuss aufbaute und der Preis der Zertifikate (der eigentlich CO₂-Verbrauchsreduzierungen anreizen sollte) in den Keller fiel. Das ganze System trug daher kaum etwas zum Klimaschutz bei. Zähl und mühsam ziehen sich seit einigen Jahren die Bemühungen hin, diese Überschüsse stillzulegen und den Zertifikatpreis, ggfs. per Mindestpreis-Vorgabe, zu erhöhen. Relevante Einsparimpulse werden noch Jahre auf sich warten lassen.

Einfacher und umfassender wäre es, vom Zertifikatesystem abzugehen und alle in den Handel gebrachten fossilen Energieträger – ab Förderung bzw. ab Grenze beim Import – entsprechend ihrer Klimaschadenswirksamkeit zu besteuern. Dieses Verfahren einer Verbrauchsbesteuerung ist einfacher als die vielen Verbrennungsorte zu überwachen (wenige Förderer und Großhändler statt Tausende Verbraucher); die meisten Energieträger werden auch heute schon mit einer (geringen) Verbrauchssteuer belegt. Und vor allem: Es würden alle Verbrennungsvorgänge, also die gesamte Emission, von dieser Art Klimaabgabe erfasst, statt weniger als die Hälfte wie beim Zertifikatesystem.

Der zweite konkrete Punkt ist die Einsetzung einer Kommission „Wachstum, Strukturwandel und Beschäftigung“ (S. 142). Sie soll sich bis Ende 2018 etwas einfallen lassen, um das aufs Schwerste angeschlagene Klima-Weltmeister-Image halbwegs zu reparieren:

- Maßnahmen, um das riesige Versagen beim Reduzierungsziel 2020 noch ein bisschen abzumildern,
- Maßnahmen, um das Reduktionsziel 2030 „zuverlässig“ zu erreichen (das liegt jenseits dieser Legislaturperiode, da kann man noch unbesorgt versprechen),
- „einen Plan zur schrittweisen Reduzierung und Beendigung der Kohleverstromung“, sogar „einschließlich eines Abschlussdatums“.

Wieder einmal werden also Maßnahmen gegen die Klimazerstörung auf die lange Bank geschoben. Und trotzdem kommt noch der Verweis auf die absolute Schranke für jede ernsthafte Klima- und Energiepolitik: Eine Beeinträchtigung der *internationalen Konkurrenzfähigkeit* soll unbedingt zu vermieden werden; umgekehrt ist ihre notwendige Förderung das höchste Ziel. Viermal wird allein schon in den Abschnitten für Klima und Energie die „internationale Wettbewerbsfähigkeit“ als absolutes Ziel herausgestellt: nämlich der „energieintensiven Industrien“, der „deutschen Unternehmen“, des „Industriestandortes Deutschland“ und „unseres Wirtschaftsstandortes“ (S. 71, 137, 143)⁴.

⁴ 80mal geht es im Koalitionsvertrag um Wettbewerb und sogar 270mal um Digitalisierung, al-

1992 auf der Rio-Konferenz gewann man aus der naturwissenschaftlichen Diskussion die Perspektive, dass man etwa ein halbes Jahrhundert Zeit habe, um die Treibhausgasemissionen sukzessive, systematisch und weltweit auf annähernd Null herunter zu fahren – in den reichen, entwickelten Ländern sofort, forciert und mit Engagement beginnend, um den armen Ländern die Möglichkeit zu geben, eine nachholende materielle Basis aufzubauen und dann die Reduzierungstechnologien zu übernehmen. Tatsächlich ist aber in dem Vierteljahrhundert seit 1992 ein ungeheurer Anstieg von Treibhausgasemissionen festzustellen – das Versagen Deutschlands beim Klimaschutz ist nicht die Ausnahme unter den Ländern, sondern die Regel. Angesichts dessen ist das Aushandeln von völlig unzureichenden Beschlüssen (Paris 2015, EU-Emissionshandel), das zögerliche Überlegen, wie man solche Beschlüsse konkretisiert, das wiederholte Verschieben von konkreten Umsetzungsmaßnahmen auf ein nächstes Jahr und wieder und wieder aufs nächste Jahr letztlich genauso zu werten wie das Nichtstun und Zusehen, wenn in unserer reichen Welt fast eine Milliarde Menschen hungerkrank ist und Millionen jährlich verhungern. Jean Ziegler schreibt: „Ein Kind, das heute an Hunger stirbt, wird ermordet.“ Dasselbe kann man von den Ertrunkenen und Verdursteten aufgrund der jetzt erst richtig beginnenden Klimakatastrophe sagen.

2. Die Machbarkeit eines schnellen Kohleausstiegs

Ungeachtet der hohen klimapolitischen Bedeutung eines Kohleausstiegs gehört er zu den umstrittensten Maßnahmen. Die bisherige Regierung, das Koalitionspapier 2018 und auch das Jamaika-Sondierungspapier sprechen zwar von der Dringlichkeit, aus klimapolitischen Gründen den Kohlestrom zu reduzieren. Nirgendwo ist aber von einem angesteuerten, gewollten Endtermin für den Prozess des Ausstiegs die Rede. Das Umweltbundesamt hat den Ansatz eines Strategiepapiers vorgelegt (UBA, November 2017), das erste notwendige Maßnahmen bis 2020 notiert:

- Stilllegung von alten Braunkohlekraftwerken im Umfang von 5 Gigawatt (GW/Millionen kW) Erzeugungsleistung, etwa ein Fünftel der bestehenden Kapazitäten. Das soll eine Emissionsreduzierung um 16 bis 20 Mio. Tonnen CO₂ bringen.
- Begrenzung der jährlichen Laufzeiten der Braunkohlekraftwerke auf 4.000 Volllaststunden⁵. Greenpeace schätzt die dadurch reduzierbaren CO₂-Emissionen auf 30 bis 40 Mio. Tonnen.

Zusammen sind das rund 50 Mio. Tonnen, weniger als ein Viertel der derzeitigen Emissionen aus den Kohlekraftwerken. Nach dem Papier des Umweltbundesamtes würde sich der Kohleausstieg bis nach 2030 hinziehen. 2030 würde immer noch ein Fünftel der heutigen Kohlestrommengen in Kohlekraftwerken erzeugt. Man kann wohl davon ausgehen, dass sich niemand in

les Dinge, die seinen AutorInnen viel wichtiger sind als die Klimaänderungen.

⁵ Erzeugungsmenge, die einer Laufzeit unter Volllast von 4.000 Stunden entspricht. Ein Jahr hat 8.760 Stunden.

den Regierungsstellen und den zugeordneten Ämtern einen schnelleren Ausstieg vorstellen kann.

Das ist absolut unzureichend, wenn man Klimaschutz ernst nehmen will. Hier sollen im Folgenden Umfang und Möglichkeiten für einen sehr viel schnelleren Kohleausstieg aufgezeigt und diskutiert werden. Dabei orientiere ich mich nicht an den juristischen Problemen und Grenzen, sondern daran, was klimapolitisch erforderlich und was technisch gut, also zeitnah, umsetzbar ist, was also eine schlagkräftige Klimaschutzpolitik leisten sollte.

Die Lücke zwischen dem 40-Prozent-Reduzierungsziel für 2020 und dem mutmaßlichen Istwert in 2020 dürfte sich auf rund 150 Mio. Tonnen CO₂ belaufen. Ein völliger Ausstieg aus der Kohleverstromung würde die Emissionen um mehr als diese 150 Mio. Tonnen reduzieren. Ein großer Schritt. Ein Großteil eines solchen Kohleausstiegs könnte in wenigen Jahren vollzogen werden. Die Energiewirtschafts-Expertin Claudia Kemfert vom DIW: „Die Klimaziele [für 2020] wären durchaus noch zu erreichen, wenn man [unter anderem] die alten und ineffizienten Kohlekraftwerke sofort vom Netz nehmen würde“ (DIW, Wochenbericht 3/2018).

Atomausstieg plus Kohleausstieg: Welchen Umfang hat das?

Die CO₂-Emissionen aus der Stromerzeugung dürften sich 2017 auf rund 290 Mio. Tonnen belaufen, also auf fast ein Drittel der deutschen Emissionen insgesamt (BMW 2018; eigene Hochrechnung aus dem bisherigen Trend). Steinkohle und Braunkohle steuern rund 37 Prozent zur Stromerzeugung bei, aber etwa 77 Prozent zu den Emissionen. Pro Kilowattstunde (kWh) Strom sind sie also fast sechsmal so klimazerstörender wie der Durchschnitt der anderen Einsatzstoffe. Im Einzelnen belaufen sich die CO₂-Emissionen in Gramm pro kWh Strom auf etwa: Braunkohle 1020, Steinkohle 780, Erdgas 340, Gesamtdurchschnitt incl. Regenerative, Müll, Atom 470 (unterschiedliche Angaben finden sich in der Literatur je nach Kraftwerks-Wirkungsgrad). Deutschland hat unter den reichen Ländern den höchsten Kohleanteil in der Stromerzeugung, diesbezüglich ähnlich wie die armen Länder der Welt.

Das zu überwindende Haupthindernis: Die Profitmaximierung der Stromkonzerne

Im Jahr 2017 setzte sich die deutsche Stromerzeugung aus den in Tab. 1 zusammengestellten Beträgen nach Energieträgern zusammen (Tab. 1, nach BMW 2018). Der Kohleausstieg darf natürlich den laufenden Atomausstieg nicht stoppen oder gar rückgängig machen. Dieser ist Ende 2022 beendet. Zusammen müssen daher insgesamt 318 Terrawattstunden (TWh) Atom- und Kohlestrom ersetzt werden, also knapp die Hälfte der Gesamtstromerzeugung.

210 TWh Strom wurden 2017 aus den Regenerativen Wind, Sonne, Biomasse, Wasserkraft erzeugt. Vor 20 Jahren, 1997, belief sich der Regenerativstrom auf 23 TWh, fast alles traditionelle Wasserkraft. Schon damals war das Hochziehen

von regenerativem Strom erklärte Politik. Gleichzeitig wuchs der inländische Stromverbrauch nur noch wenig, in den 20 Jahren um insgesamt 9 Prozent. Dennoch investierten die Stromkonzerne weiter in neue Kohlekraftwerke. Naheliegend, dass das zu *Auslastungs- und Überproduktionsproblemen* führte. Klar, dass die Stromkonzerne die Regenerativen als Störenfried, als Überschussstrom definieren, dass sie ihren fossil-atomaren Marktanteil auf Biegen und Brechen verteidigen wollen. Andererseits, wenn man die erklärte Energie- und Klimaschutzproblematik ernst nimmt oder ernst nehmen würde, dann ist natürlich der aus Klimaschutzgründen zurückzudrängende Fossilstrom der Überschussstrom. Diese bizarren Fehlinvestitionen der hoch bezahlten Strommanager führten zu einer dramatischen Entwertung der Anlagen (Aktienbewertung) vor allem der großen Stromkonzerne (Garnreiter 2018).

Tabelle 1: Anteile der einzelnen Energieträger an der Stromerzeugung der Bundesrepublik Deutschland 2017

Energieträger	Beitrag zur Stromerzeugung	
	in Terawattstunden (Mrd. kWh)	in Prozent
Steinkohle	94	14,4
Braunkohle	148	22,6
Atom	76	11,6
Erdgas	86	13,1
Wind + Photovoltaik	145	22,2
Biomasse + Wasser	65	9,9
Sonstige (Müll u.a.)	40	6,1
Gesamterzeugung	654	100

Bekanntlich kann bei den Regenerativen, vor allem bei Wind und Sonne, die *Stromerzeugung sehr stark schwanken*. Zum Ausgleich gegenüber der Stromnachfrage gibt es drei Instrumente:

- Stromspeicher, langfristig das wichtigste Instrument: Forschung hierzu und ihr Ausbau müssten vordringliche Ziele sein;
- Nachfragelast-Management: Gesteuerte Verlegung der Stromnachfrage in Zeiten eines hohen Angebotes;
- Andere Kraftwerke füllen die Lücke.

Sehr gut als „Lückenfüller“ geeignet sind moderne Gaskraftwerke, die in Minuten hoch- und heruntergefahren werden können. Zudem haben sie einen hohen Wirkungsgrad: Sie wandeln 60 Prozent der im Gas steckenden Energie in Strom um, Kohlekraftwerke dagegen nur 40 Prozent. Das macht sich auch im Unterschied der oben angegebenen Emissionsfaktoren bemerkbar. Gaskraftwerke sind also ideal als Ergänzung zum regenerativ erzeugten Strom – solange es nicht ausreichende Stromspeicherkapazitäten gibt! Dagegen sind vor allem

Atom- und Braunkohlekraftwerke völlig unflexibel in ihrer Fahrweise. Anfahren und abschalten dauert viele Stunden bis Tage. Atom und Kohle können also die Schwankungen beim benötigten Reststrom nicht zeitgerecht ausgleichen.

Aber: Kohle und Uran sind billiger als Erdgas, also profitabler für die Konzerne, wobei das allerdings nur dann gilt, wenn man – wie bei der unternehmerischen Kostenkalkulation üblich – die Umwelt- und die Gesundheitsschäden außer Acht lässt. Diese Schäden, in der Ökonomen-Fachsprache Externe Kosten, werden nicht vom Verursacher, sondern von Dritten getragen, etwa von den Geschädigten oder von der Öffentlichen Hand. Sie liegen bei Kohle pro kWh mehrfach höher als bei Erdgas, und insgesamt belaufen sie sich auf 46 Mrd. Euro jährlich (UBA, November 2017), etwa 1,5 Prozent des BIP.

Aus Konzernsicht ist also, zur Profitmaximierung, Atom und (Braun-)Kohle gegenüber Erdgas klar vorzuziehen. Gaskraftwerke werden – in Zeiten allgemeiner Stromüberproduktion – demzufolge immer weniger betrieben. Etwa drei Viertel der Zeit stehen sie still, während Braunkohle- und Atomkraftwerke zu annähernd 90 Prozent des Jahres mit Volllast laufen (die restliche Zeit wird benötigt für Revisionen, Wartung, Reparaturen, Brennstoffstabwechsel dieser meist uralten Maschinen). Verrückt ist, dass gerade die modernsten, effizientesten *Gaskraftwerke stillstehen*. Beispiel: Die Blöcke 4 und 5 des Gaskraftwerkes Irsching bei Ingolstadt (zusammen 1400 MW Leistung, mehr als ein AKW) wurden 2010 fertig gestellt. Sie wurden damals als die Kraftwerke mit dem weltweit höchsten Wirkungsgrad und sehr guter Schadstoffminderung gefeiert. Abgesehen vom Probebetrieb liefen sie seither so gut wie überhaupt nicht und der Eigner Eon will diese Kraftwerke endgültig stilllegen. Stattdessen laufen die ältesten und umweltschädlichsten, abgeschrieben und billigsten Kohlekraftwerke auf Volllast.

Aber es geht noch irrsinniger: Immer häufiger werden die Situationen, wo die zahlreicher werdenden Windmühlen bei kräftigem Wind Strom einspeisen wollen, das aber nicht können, weil die Stromnetze (in Zeiten geringerer Nachfrage, etwa nachts oder am Wochenende) voll und verstopft sind mit Atom- und Kohlestrom. AKWs durchlaufen lassen und den Strom verschenken ist billiger als ein AKW herunter- und wieder hochfahren. Als Konsequenz werden immer häufiger *Windmühlen* wegen Netzüberlastung abgeklemmt (einfaches, primitives Engpassmanagement). 3,7 Mrd. kWh möglicher regenerativer Strom wurden 2016 dadurch verloren bzw. nicht eingespeist. Das sind 0,6 Prozent des deutschen Stromverbrauchs, entspricht also dem Verbrauch einer durchschnittlichen deutschen Halbmillionenstadt inklusive Industrie. 2012 waren es erst 0,4 Mrd. kWh, die auf diese Weise verloren gingen – Verluste, die im Lauf der Zeit anwuchsen und 2015 sogar 4,7 Mrd. kWh erreichten. Der Großteil der Abklemmungen ereignete sich in Norddeutschland (Schleswig-Holstein), wo der Dauerbetrieb der AKWs (Brokdorf) den Abtransport des Windstroms blockierte. Der gesetzliche Einspeisevorrang für die Regenerativen verwandelt sich hier so zu einer realen Nachrangigkeit hinter Atomstrom. Der Neubau von Wind- und Solaranlagen wurde derweilen mit engen jährlichen Obergrenzen herunter geregelt, insbesondere in den norddeutschen Atom-Wind-Konfliktgebieten

(ausgestrahlt/netzverstopfer, 2018). Die Folge sind Absatzprobleme bei den deutschen Windstromanlagenbauern, die in Kapazitäts- und Personalabbau münden / zu münden drohen (IGM 2017) – völlig bizarr angesichts der Dringlichkeit, von Kohle auf Wind überzugehen.

Trotz des Klimazerstörungspotenzials des Kohlestroms wurden allein seit 2010 Kraftwerkskapazitäten für Braunkohle im Umfang von fast 3.000 MW und für Steinkohle von fast 9.000 MW gebaut bzw. grunderneuert. Zusätzlich stehen noch 3.000 MW im Planungs-/Genehmigungsverfahren (UBA, August 2017; UBA, November 2017). Das ist zusammen ein Erzeugungspotenzial, das etwa doppelt so hoch ist wie das aller aktuell laufenden AKWs zusammen. Hätte man früher, meinetwegen erst im Jahr 2000, mit wirklicher Klimaschutzpolitik begonnen, hätte man damals auf Gaskraftwerke gesetzt und natürlich erstrangig auf Regenerative, dann hätten wir heute nicht annähernd dieses Kohle-Problem, dann könnten wir heute den Kohleausstieg schon fast erledigt haben. Aber es geht noch weiter: Bei der derzeitigen Diskussion um die *Erweiterung des Braunkohle-Tagebaus* geht es um ein (schon genehmigtes!) Abbaupotenzial von 4,2 Mrd. Tonnen Braunkohle (UBA, November 2017). Allein damit könnte man den Betrieb der Braunkohlekraftwerke im heutigen Umfang noch drei Jahrzehnte weiterführen, zusätzlich zum Potenzial der schon bestehenden und längst noch nicht ausgebeuteten Tagebaue. Ein weiterer unfassbarer Widerspruch zwischen billigen Klimaschutzbeschlüssen und dem realen Handeln.

Ist der Ersatz von Kohlestrom durch Erdgasstrom sinnvoll?

Ist der Erdgasverbrauch klimaverträglich? Definitiv nein. Für eine genauere Betrachtung gilt zunächst, dass das Verbrennen von Erdgas nicht ganz so schädlich ist für das Klima wie das Verbrennen von Kohle. Das Verbrennen einer Energiemenge von 1 Gigajoule (GJ) in Form von Erdgas (das sind etwa 25 m³) führt zu CO₂-Emissionen in Höhe von 56 kg. Aus derselben Energiemenge in Form von Ölprodukten resultieren 70 bis 80 kg, bei Steinkohle sind es 94 kg und bei Braunkohle 111 kg CO₂ (also doppelt so viel wie bei Erdgas) (UBA 2018). Erdgas führt also zu den im Vergleich niedrigsten Emissionen, weist also die niedrigste Treibhauswirksamkeit auf. Hinzu kommen zugunsten des Erdgases die schon angesprochene bessere Kraftwerks-Regelbarkeit und der erheblich höhere Kraftwerks-Wirkungsgrad.

Nun besteht Erdgas fast gänzlich aus *Methan*, und unverbrannt in die Atmosphäre entlassenes Methan ist nach Kohlendioxid CO₂ das zweitwichtigste Treibhausgas. Es hat einen Anteil an der Klimaerwärmung von etwa 20 Prozent (CO₂ knapp 75 Prozent, die restlichen zusammen gut 5 Prozent). Methan bewirkt besonders stark den Treibhauseffekt: ein Molekül Methan wirkt bei einem Betrachtungszeitraum von 100 Jahren rund 25mal so schädlich wie ein Molekül CO₂⁶). Es stellt sich daher die Frage: Wenn bei Förderung, Transport

⁶ Für das Schadenspotenzial des Methans relativ zum CO₂ werden Werte zwischen 20 und 100 geschätzt. Methan wirkt nur wenige Jahrzehnte, CO₂ dagegen viele Jahrhunderte, weswegen je nach dem betrachteten Zeitrahmen unterschiedliche relative Wirkungsgrade berechnet werden. Setzt

und Verbrauch von Erdgas unverbrannte Teile dieses Erdgases in die Luft freigesetzt werden, wenn also Methan emittiert wird, bleibt dann der Erdgaseinsatz in der Stromerzeugung immer noch vorteilhafter als der Kohleinsatz?

Anderson/Broderick (2017) vom schon genannten Tyndall Centre haben zur Analyse dieser Frage eine Vielzahl von Studien und Untersuchungen ausgewertet. Sie ermitteln eine enorm hohe Streubreite der Methanemissionen in der Gasindustrie. Die Höhe der Methanfreisetzung ist offensichtlich stark abhängig von der Sorgfalt bei Förderung und Transport. Darüber hinaus ist bei der Fördermethode Fracking das Risiko von Methanemissionen weitaus höher als bei herkömmlich konventioneller Förderung. Und weiter führt auch der Transport per LNG (Liquefied Natural Gas), zu mehr Risiken (und auch zu erheblich mehr Treibstoffbedarf) als der Pipelinetransport des Erdgases. Bei LNG wird Gas in flüssige Form verdichtet und per Schiff über die Meere transportiert. Bislang ist das eine sehr teure Transportform, die hauptsächlich für die Versorgung von Japan mit Nahost-Erdgas verwendet wird. Die USA, deren Erdgasförderung wesentlich auf Fracking beruht, wollen ihr Erdgas künftig mit LNG-Schiffen auf dem europäischen Markt verkaufen.

Die Ergebnisse von Anderson/Broderick: Berücksichtigt man die Methanemissionen, dann erhöht sich die Treibhauswirksamkeit der Verbrennung von Erdgas bei einer Versorgung über Pipelines im Mittel um 10 Prozent, bei einer Versorgung über LNG um 24 Prozent⁷. Angesichts der Tatsache, dass die Treibhauswirksamkeit der Verbrennung von Steinkohle um 67 Prozent und bei der Braunkohle sogar um fast 100 Prozent über der von Erdgas liegt, ändert eine Berücksichtigung der Methanemissionen nicht die Rangfolge der Treibhauswirksamkeit der Energieträger. Sie verringert aber den relativen Vorteil des Erdgases, ihre „Klimaverträglichkeit“. Im Übrigen gibt es auch beim Kohlebergbau Methanemissionen: das regelmäßig unverbrannt ausgeblasene Grubengas besteht wesentlich aus Methan, die gefürchteten Schlagwetter unter Tage sind Methanexplosionen. Und auch bei der Ölförderung gibt es als Begleitgas Methan, das üblicherweise (aber nicht immer) abgefackelt wird.

Fazit: Es ist klimapolitisch sinnvoll, bei der Verstromung Kohle durch Erdgas zu ersetzen, solange es noch nicht genügend Regenerativstrom gibt, so lange noch nicht genügend Strom eingespart werden kann und solange es noch nicht genügend Speichermöglichkeiten zum Schwankungsausgleich gibt. Es ist aber unabdingbar, den Erdgasstrom nach dem Kohleausstieg mit aller Kraft durch Regenerativstrom zu ersetzen.

Schritte zum Atom- und Kohleausstieg

Was wären die zentralen Schritte für einen schnellen Atom- und Kohleausstieg, für den Ersatz von rund 320 TWh?

man bei Methan einen Zeithorizont von 20 statt 100 Jahren an, so vervierfacht sich rechnerisch die Klimaschädlichkeit.

⁷

Mit einer Streubreite bis zum Zwei- bis Dreifachen dieser mittleren Werte.

1. *Kein Stromexport mehr: 50 TWh.* Bis vor einigen Jahren war der deutsche Außenhandelsaldo mit Strom immer in der Nähe von Null. Mit zunehmendem Regenerativstrom und dem Nicht-Abschalten der alten konventionellen Kraftwerke nahm der Stromexport drastisch zu auf 54 Mrd. kWh in 2017. „Hauptursache für diesen Stromexport ist die hohe Kohlestromproduktion“ (Agora 2017) – den Atomstrom hat Agora hier vergessen. Hauptabnahmeländer sind Österreich, Schweiz, Niederlande: Länder, die überwiegend nicht durch exzessiven Kohlestrom bekannt sind. Rein rechnerisch produzieren fünf der sieben noch laufenden Atomkraftwerke allein für den Export. In diesem Ausmaß könnte man fossil-atomare Stromproduktion stoppen und die entsprechende Kraftwerksanzahl stilllegen. Juristisch dürfte es vermutlich schwierig werden, die Konzerne von Exportoffensiven abzuhalten.

2. *Massiver Anschub für Wind- und Photovoltaikstrom: 120 TWh.* In der Hochphase 2010 bis 2015 nahm die Erzeugung von Wind- und Sonnenstrom jährlich um fast 15 TWh zu. Die Merkel-Regierungen änderten aber wiederholt das EEG (das den regenerativen Strom fördern soll) und zwängten die Regenerativen in immer engere Schranken. Die CSU brachte mit der 10H-Regel den Ausbau des Windstroms in Bayern heute schon zum Stillstand (Rückgang um 99 Prozent). Das Umweltbundesamt befürchtet, dass der Ausbau des Windstroms dadurch in einigen Jahren völlig zum Erliegen kommen wird (UBA, November 2017). Die Anlagenbauer leiden unter inländischem Nachfrageschwund. Eine forcierte Klimaschutzpolitik müsste dagegen – alle Technik bekannt, Kosten niedrig, Kapazitäten verfügbar – einen Ausbau der Regenerativen um 120 TWh problemlos innerhalb von fünf oder höchstens acht Jahren umsetzen können. Das Umweltbundesamt fordert – als Minimalziel! – einen Ausbau der erneuerbaren Stromerzeugung auf 50 Prozent des Stromverbrauchs in 2025 (UBA, November 2017). Das ist eine ähnliche Größenordnung. Immer dringender wird dann aber die Lösung der Stromspeicherung: Forschungen zu den Speichermöglichkeiten, Möglichkeiten und Perspektiven von Power-to-Gas, Stromnachfragesteuerung.

3. *Verdoppelung des Gasstroms: 80 TWh.* „In Deutschland stehen viele Gaskraftwerke ungenutzt herum“ (Agora 2017) oder sie laufen mit niedriger Last. Von 2007 bis 2011 liefen die Gaskraftwerke schon mal sehr viel intensiver, fast doppelt so lange pro Jahr wie heute (4000 Benutzungsstunden). Das war zu der Zeit, als sich in etlichen AKWs Unfälle ereigneten (v.a. Brunsbüttel, Krümmel) und dann nach Fukushima diese und einige weitere alte AKWs abgeschaltet wurden. Die Gaskraftwerke konnten den Ausfall lässig kompensieren. 80 TWh zusätzlich sollten von daher ohne wesentliche Investitionen kurzfristig erreichbar sein. Man könnte als Anreiz den Kohleeinsatz über eine CO₂-Steuer drastisch verteuern und die Brennelementesteuer für AKWs wieder einführen.

4. *Schließlich die Stromeinsparung: 70 TWh.* Reale Marktwirtschaft funktioniert bekanntlich oft schlecht. In den Lehrbüchern werden Effizienz, kostenoptimale Verwendung der Produktionsfaktoren, die denkbar beste Allokation der Ressourcen versprochen. Leider nur in den Lehrbüchern. Das Umweltbundesamt ließ die Klimapolitik evaluieren und kommt dabei unter anderem zum Ergebnis,

dass „innerhalb von zehn Jahren zusätzlich [!] insgesamt 100 TWh/Jahr an Strom gegenüber dem Trend prinzipiell wirtschaftlich [!] eingespart werden könnten“ (UBA 2016). 100 TWh Einsparung, die rentabel ist, aber dennoch nicht durchgeführt wird, weil simples Marktversagen dominiert. 100 TWh, die nur mühsam durch teure staatliche Anreizprogramme mobilisierbar sind. Diese Vergeudung (oder marktwirtschaftsbedingte Unfähigkeit) der Unternehmen, rentable Energieeinsparmöglichkeiten zu erkennen und zu realisieren, ist ein völlig normales und weit verbreitetes Phänomen, nicht nur beim Strom, festgestellt in zig Untersuchungen. Man muss hier noch die Größtverbraucher (Chemie, Stahl, NE-Metalle) hinzu nehmen mit einem Verbrauch im TWh-Bereich pro Betrieb, aber mit Strompreisen von 5 ct/kWh oder wenig darüber, die bei so einem Niedrigstpreis natürlich so gut wie keinen Einsparanreiz verspüren: hier muss und könnte mit einer geschickten Preispolitik eine rentable Verbrauchsreduzierung erzielt werden.⁸ Dann könnte sicherlich noch ein viel umfangreicheres Reduzierungspotential erschlossen werden. Dann könnte zusätzlicher Stromverbrauch durch die Elektrifizierung des Autoverkehrs auch bei bestehendem Kraftwerkspark befriedigt werden (wobei der Mehrverbrauch durch eine Million E-Autos sich lediglich auf etwa ein halbes Prozent des gegenwärtigen Stromverbrauchs belaufen würde). Oder Dann könnte auch aus der Gasstromerzeugung früher ausgestiegen werden.

3. Die Dunkelflaute

Die zentralen Bedenken gegen einen Kohleausstieg beruhen auf der so genannten Dunkelflaute. Wenn nachts kein Wind weht und zudem noch Winter ist: sind wir dann auf Kohlekraftwerke angewiesen, um nicht frierend im Dunklen sitzen zu müssen? Das ist ein durchaus zentraler Gesichtspunkt, weswegen sich die Ausstiegssdiskussion meistens auf die Strom-Erzeugungsleistung konzentriert, also auf das zum ungünstigsten Zeitpunkt nötige Erzeugungspotential, gemessen in GigaWatt (GW).

Betrachten wir den 11. Januar 2018 abends 19 Uhr, ein deutschlandweit windstiller Abend mit sehr hohen Verbrauchsspitzen (71,6 GW) (Daten aus: Agorameter)⁹. Eine Leistung von 16,5 GW wurde durch regenerative Energien (Laufwasser und Biomasse), durch sonstige, v.a. Müllkraftwerke sowie durch Pumpspeicherkraftwerke dargestellt. Damit verblieben noch 55 GW, die in konventionellen Kraftwerken erzeugt werden mussten. Installiert war 2017 eine konventionelle (Netto-)Leistung von rund 87 GW¹⁰, davon 11 GW Atom, 25

⁸ Beispielsweise durch eine Sonderabgabe von 10 ct/kWh auf den Strompreis, verbunden mit einer gleichbleibenden Zahlung eines Festbetrages an das Unternehmen in Höhe des bisherigen Stromverbrauchs mal 10 ct/kWh. Möglichkeiten und die Rentabilität von Verbrauchsreduzierungen würden massiv steigen, während ihr finanzieller Nutzen (und Anreiz) beim Unternehmen verbliebe. Eine Maßnahme aus dem marktwirtschaftlichen Instrumentenkasten.

⁹ In dieser Stunde wurde trotzdem noch eine Leistung von knapp 3 GW exportiert.

¹⁰ Ob alle diese Kraftwerke am 11. 1. 2018 auch einsatzbereit zur Verfügung standen, ist mir unbekannt – vermutlich aber nicht.

plus 21 GW Stein- und Braunkohle, 30 GW Erdgas (ISE). Das bedeutet: Auch zur ungünstigsten Dunkelflaute-Stunde im letzten Winter hätte man für die inländische Stromversorgung fast nichts von den installierten Atom- und Braunkohlekraftwerken benötigt, wohl aber vom Steinkohlepotenzial. Tatsächlich wurde in dieser Stunde der Strombedarf in etwa hälftig durch Gas- und Steinkohlekraftwerke sowie durch Atom- und Braunkohlekraftwerke erzeugt.

In diesem Zusammenhang muss noch das Vergleichmäßigungspotenzial angesprochen werden, das eine vernünftige Stromwirtschaft mit sich bringen könnte. Zum einen geht es um ein Lastmanagement für die Stromnachfrage: die Verschiebung des Stromverbrauchs hin zu Zeiten, in denen sich die Bedarfsdeckung einfacher gestaltet (geringerer Spitzenbedarf, mehr regeneratives Angebot). Beispiele für ziemlich problemlose Verlagerungsmöglichkeiten sind der Waschmaschinenbetrieb in Haushalten oder industrielle Kühlungs- und Erwärmungsprozesse oder das Laden von E-Autos. Die dena (2012) beziffert das Potential auf 15 GW – allerdings dürfte davon nur ein kleiner Teil über Tage hinweg verschiebbar sein.

Wichtiger sind Stromspeicher. Bisher sind sie auf die kurze Frist ausgelegt (Stunden, Tage). Hier braucht es noch viel Forschung und Entwicklung. „Power-to-Gas“ könnte künftig eine wichtige Rolle spielen, das ist die Erzeugung von Methan mit Hilfe von überschüssigem Regenerativstrom im Sommer und seinem Verbrauch (ggfs. in Gaskraftwerken) im Winter. Saisonspeicher vom Sommer zum Winter sind bei Gas kein Problem. Wenn die Regenerativstromerzeugung ordentlich ausgebaut ist, dann könnte Power-to-Gas eine interessante Alternative zum Betrieb von Kohlekraftwerken in Dunkelflautezeiten sein.

Zu berücksichtigen ist schließlich noch der internationale Stromaustausch. Wenn in Norddeutschland Dunkelflaute herrscht, dann kann es ja sein, dass in Frankreich oder Polen oder Skandinavien oder Holland/Belgien kein Windstillstand herrscht, dass diese Länder mit ihren Erzeugungskapazitäten beim deutschen (relativen) Notstand aushelfen können. Ein derartiger gegenseitiger Austausch ist seit langem Routine, ebenso wie es auch zwischen den deutschen Regionen laufend Austausch gibt – unabhängig von längerfristigen Lieferverträgen.

Heute ist in den ungünstigsten Stunden die Stromversorgung noch klar von der Kohleverbrennung abhängig. Das zu ändern erfordert viel Arbeit. Der erste große und entscheidende Schritt muss sein, die noch notwendigen Kohlekraftwerke nur dann laufen zu lassen, wenn sie unabdingbar nötig sind. Das ist auch heute definitiv weit seltener der Fall als ihre tatsächliche Laufleistung angibt.

4. Fazit

Ende 2022 ist der Atomausstieg beendet, vorausgesetzt, er wird nicht noch revidiert. Allenfalls wenige Jahre später könnte und müsste der Kohleausstieg zu einem großen Teil erledigt sein. Aber auch für so etwas Einfaches wie den Kohleausstieg (einfach im Vergleich zu einer klimaschützenden Verkehrspolitik, Industriepolitik, Wohnungsbaupolitik, internationalen Handels- und Entwicklungspolitik) bräuchte man eine ernsthafte Klimapolitik und ein Überwinden der

Profit- und Beharrungsinteressen der Kohle-Strom-Industrie. Null Kohlestrom und sein teilweises Ersetzen durch Erdgasstrom sollten die CO₂-Emissionen in der Größenordnung von 200 Mio. Tonnen reduzieren. Das 2030er Klimaziel wäre dann nahe. Die wirklich harte Arbeit an der Dekarbonisierung Deutschlands könnte dann losgehen.

Literatur

Agora Energiewende: Kohleausstieg, Stromimporte und -exporte sowie Versorgungssicherheit, November 2017

Agora Energiewende: Agorameter, <https://www.agora-energiewende.de/de/themen/-agothem-/Produkt/produkt/76/Agorameter/>

Anderson, Kevin/ John Broderick: Natural gas and climate change, Oktober 2017
ausgestrahlt: www.ausgestrahlt.de/aktionen/netzverstopfer/

Bundesministerium für Umwelt: Klimaschutzplan 2050, 14. 11. 2016

Bundesministerium für Umwelt: BMU-Pressedienst Nr. 065/18 v. 27. März 2018

Bundesministerium für Wirtschaft: Zahlen und Fakten. Energiedaten, Januar 2018
dena: Deutsche Energieagentur, Handbuch Lastmanagement, Berlin 2012

Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung: Eine Koalition auf Kosten des Klimas, Wochenbericht 3/2018

Garnreiter, Franz: Die Pariser Klimakonferenz: Anlass zu Euphorie oder zu Skepsis und Sorge? In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung 105 (März 2016), S. 130-139

Garnreiter, Franz: Klimazerstörung. Die Verantwortungslosigkeit kapitalistischer Gesellschaften, isw-spezial 30, Januar 2017

Garnreiter, Franz: RWEEON: Monopolisierung vollendet – Vergesellschaftung jetzt nötig, www.isw-muenchen.de, März 2018

Handelsblatt: Wenn es richtig dunkel wird, 15. 11. 2017

IG Metall: Umfrage unter den Betriebsräten der Windindustrie, 2017

ISE: Fraunhofer-Institut für Solare Energiesysteme, energy-charts, https://www.energy-charts.de/index_de.htm

klimafakten.de: 143:1 – der Klimawandel ist praktisch kein Thema für die großen Talkshows von ARD und ZDF, 9. 1. 2018

Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD: Ein neuer Aufbruch für Europa. Eine neue Dynamik für Deutschland. Ein neuer Zusammenhalt für unser Land, Februar 2018

Süddeutsche Zeitung: BND: Russland ist „potentielle Gefahr“, 15. 11. 2017

Umweltbundesamt: Wirkungsweise bestehender Klimaschutzmaßnahmen, Februar 2016

Umweltbundesamt: Datenbank „Kraftwerke in Deutschland“, August 2017

Umweltbundesamt: Kohleverstromung und Klimaschutz bis 2030, November 2017

Umweltbundesamt: Nationale Trendtabellen, Januar 2018

Klimakrise, Autoindustrie und Verkehrspolitik

Obwohl der globale Weltmarkt für Autos boomt, brauen sich über der Autoindustrie dunkle Wolken zusammen. Sie steht vor einer notwendigen Transformation. Ein einfaches „Weiter-so“ ist bei den sich verschärfenden Problemlagen (Klimafolgen, Abgasbelastung, Verkehrsinfarkt) nicht möglich. Lösungen sind vor allem gegen den Trend des Wachstums der Privatmotorisierung zu suchen. Die Autoindustrie muss zu einer Trendwende gezwungen werden.

Weltweite Produktion von Autos auf Hochtouren

Der Weltmarkt für Autos hat schwindelerregende Dimensionen erreicht. Der Automotor der deutschen Ökonomie brummt wieder. Im vergangenen Jahr wurden weltweit 85 Millionen Autos produziert, in Deutschland waren es 3,4 Mio. und damit 2,7 Prozent mehr als 2016.

Die deutschen Hersteller BMW, Daimler und VW haben die Nachfragedelle infolge der Finanzkrise überwunden und machen schon seit Jahren wieder hohe Gewinne – dem Dieselskandal zum Trotz. Allein im Jahr 2017 konnten VW 11,4 Mrd., BMW 8,7 Mrd. und Daimler 14 Mrd. Euro Gewinn nach Steuern verbuchen. Seit dem Jahr 2010 machten diese drei Autohersteller einen Gesamtgewinn nach Steuern in Höhe von fast 200 Mrd. Euro.

Ein besonders starkes Wachstum gab es auf dem chinesischen Pkw-Markt. Von 2005 bis 2016 nahmen dort die Verkäufe von 3,1 Mio. auf 23,6 Mio. Pkw pro Jahr zu. Die Zahl der jährlich verkauften Autos hat sich in China in diesem Zeitraum mehr als versiebenfacht. Dadurch erhöhte sich der Anteil Chinas am globalen Pkw-Markt von 7 auf 34 Prozent. Einen vorläufigen Höhepunkt erreichte der Anteil deutscher Hersteller am Pkw-Absatz in China 2015 mit 13,2 Mio. verkauften Autos (21,1 Prozent). Seitdem sinkt er. Wegen seines überdurchschnittlichen Wachstums und seiner Größe nimmt die Bedeutung des chinesischen Marktes dennoch weiter zu. Etwa jedes dritte in Deutschland hergestellte Auto wird in China verkauft.

Autoindustrie vor einer notwendigen Transformation

Auf eine Vielzahl von Herausforderungen müssen seitens der Kfz-Hersteller und ihrer Zulieferer überzeugende Antworten gefunden werden. In der globalen Konkurrenz droht einzelnen Konzernen die „Strafe ihres Untergangs“. Neben der globalen Klimakrise sind aus unserer Sicht vier Trends von herausragender Bedeutung: Die Infragestellung des Verbrennungsmotors durch das Elektroauto, die Entwicklung des automatisierten Fahrens, die abnehmende Leidenschaft jüngerer Menschen für Autos sowie die unterschiedlichen Anforderungen verschiedener Automärkte.

Steigende CO₂-Emissionen – Mit Vollgas in die Klimakrise

Die vom Umweltbundesamt (UBA) vorgenommenen ersten Detailschätzungen der CO₂-Emissionen des Jahres 2017 in Deutschland zeigen, dass die Emissionen in der Energiewirtschaft im Vergleich zum Vorjahr um 13,7 Mio. Tonnen oder 4,1 Prozent zurückgingen. Im Verkehrssektor dagegen stiegen die Emissionen um 2,3 Prozent oder 3,8 Mio. Tonnen auf 170,6 Mio. Tonnen. Sie liegen damit oberhalb der Emissionen des Jahres 1990 (UBA 2018).

Die Ursache dafür liegt fast ausschließlich im Straßenverkehr. Der Pkw-Bestand stieg im Jahr 2017 um rund 1,5 Prozent an, bei Lkw um 4,1 Prozent. Mit der Ausweitung der Lkw-Flotte nimmt auch die Anzahl der mit Lkw zum Gütertransport auf der Straße zurückgelegten Kilometer zu. Ermöglicht wird dies durch die systematische staatliche Bevorzugung des motorisierten Straßenverkehrs im Interesse von Kfz-Herstellern, Transportgewerbe, industriellen Produzenten (Einsparung von Lagerhaltungskosten durch just-in-time-Lieferung) und Handelsgewerbe durch ständigen Neu- und Ausbau von Straßen. Die Pakete dafür werden regelmäßig im Bundesverkehrswegeplan geschnürt. Als Begründung dienen an den dominierenden Interessen orientierte Verkehrsprognosen mit der Annahme eines zu erwartenden Verkehrswachstums. Hier gibt es zudem einen Teufelskreis aus Prognose und Infrastrukturausbau, der zu einer stetig steigenden Kapazität der Straße für den Güterverkehr und motorisierten Individualverkehr führt – und ein tatsächliches Wachstum des Verkehrs nach sich zieht (sog. induzierter Verkehr). Der zweite Grund ist der von den Herstellern gesetzte Trend zu immer größeren und schwereren und für sie lukrativen Autos. SUVs (Sport Utility Vehicles) sind das Symbol für diese Entwicklung (UBA 2018). 2017 wurden gegenüber dem Vorjahr 22,5 Prozent mehr SUVs in Deutschland zugelassen (KBA 2018). Zwischen 2012 und 2016 hat sich der Bestand von SUV und Geländewagen in Deutschland von 836.000 auf 1,8 Mio. mehr als verdoppelt. SUVs sind besonders schwer: Das durchschnittliche Leergewicht betrug bei den in Deutschland 2017 verkauften SUVs ca. 1,535 Tonnen. Sie haben eine hohe Motorleistung: bei Neufahrzeugen 2017 im Durchschnitt 148 PS (Kleine Anfrage der Fraktion DIE LINKE 2018). Beide Faktoren haben zusammen mit der aerodynamisch ungünstigeren Form einen überdurchschnittlichen Kraftstoff-Verbrauch der Fahrzeuge zur Folge.

Durch die steigenden Emissionen trägt der Verkehrssektor dazu bei, dass die Klimaziele für die Bundesrepublik nicht erreicht wurden. So hat Deutschland seine Emissionen zwar bis zum Jahr 2016 gegenüber 1990 um 27,3 Prozent senken können (wozu in hohem Maße die De-Industrialisierung auf dem Gebiet der ehemaligen DDR beitrug); das für 2020 angestrebte Minderungsziel um 40 Prozent (UBA 2018) wird jedoch absehbar deutlich verfehlt und wurde daher von der neu gebildeten Großen Koalition kurzerhand aufgegeben.

Das Elektroauto ist nicht die Lösung

Herrschende Politik und Autoindustrie sind sich weitgehend einig: Das Elektroauto sei die Lösung für unsere zukünftige Mobilität. Die Gründe für diese

Schwerpunktsetzung liegen auf der Hand: Der erforderliche Strukturwandel im Verkehrssektor wäre bei diesem Kurs minimal, denn es werden weiter massenhaft Autos produziert – nur eben mit einem anderen Antriebssystem. Das Versprechen: Der Wachstumskurs der Automobilindustrie könnte fortgesetzt werden, die dortigen Arbeitsplätze blieben zumindest zu großen Teilen erhalten.

Tatsächlich wäre die massenhafte Umstellung auf Elektroautos aber völlig unzureichend, denn die Rechnung geht aus mehreren Gründen nicht auf. Das erste Problem dabei ist der Energiebedarf: Aktuell stammt nur ein Drittel des Stroms im deutschen Netz aus erneuerbaren Quellen. Der Löwenanteil wird noch immer aus Stein- und Braunkohle gewonnen, und die Umstellung auf 100 Prozent erneuerbare Energien ist noch in weiter Ferne. Elektroautos steigern die Nachfrage nach elektrischem Strom immens – und sorgen damit letztlich dafür, dass Kohlekraftwerke weiterlaufen. Öffentlicher Verkehr und E-Bikes (Pedelecs) verbrauchen hingegen nur einen Bruchteil der Energie auf der gleichen Strecke (vom Fahrrad- oder Fußverkehr ganz zu schweigen).

Das zweite Problem sind die Ressourcen: Erst nach vielen Jahren Nutzung ist die Ökobilanz eines Elektroautos etwas besser als die eines Autos mit Verbrennungsmotor. Der Grund ist die aufwändige Produktion insbesondere der Batterien. Deren begrenzte Lebensdauer verschlechtert die Bilanz zusätzlich. Hinzu kommt: Es werden Ressourcen wie Lithium und seltene Erden benötigt, meist in anderen Teilen der Erde exklusiv und unter Ausbeutung der dortigen Arbeitskraft und unter hohen Umweltbelastungen gefördert.

Das dritte große Problem sind die Rebound-Effekte: Elektroautos werden bislang überwiegend als zusätzliche Pkw gekauft; nur 40 Prozent ersetzen tatsächlich andere Autos. Damit fördert die Elektroauto-Kaufprämie vor allem Zweit- und Drittwagen für Besserverdienende. Untersuchungen zeigen außerdem, dass ein Elektroauto nach dem Kauf auch viele Fahrten mit dem öffentlichen Verkehr ersetzt – weil die Nutzung (variable Kosten) nach der einmaligen Finanzierung des Kaufpreises (Fixkosten) relativ günstig ist: Strom ist aufgrund der Steuerbelastung günstiger als Diesel oder Benzin, es gibt Gratis-Stellplätze und das scheinbar positive Öko-Image gleich obendrauf.¹ Die Wirkung auf Umwelt und Klima ist dann jedoch letztlich bestenfalls neutral, wenn nicht sogar negativ – wie auch schon bei vielen anderen vorgeblichen Effizienzmaßnahmen.

Und an vielen Problemen des massenhaften Autoverkehrs ändert das Elektroauto überhaupt nichts: Bevorzugung der Privatmotorisierung und des straßengebundenen Güterverkehrs, Unfälle mit vielen Toten und Verletzten, der enorme Flächenverbrauch, die Versiegelung durch Straßen und Parkplätze und nicht zuletzt die Verhinderung selbständiger Mobilität für Menschen, die kein Auto besitzen oder aufgrund von Alter oder körperlicher Einschränkungen keines nutzen können – und die stattdessen einen guten öffentlichen Verkehr benötigen.

¹ So eine Studie aus Norwegen, wo es aufgrund der großzügigen Förderung einen wesentlich größeren Anteil an Elektroautos gibt – aufgearbeitet in der Studie des UPI 2015.

Daher können Elektroautos und Elektrolieferwagen im Rahmen einer echten Verkehrswende-Politik zwar wichtige Funktionen als Zubringer zum öffentlichen Verkehr in dünn besiedelten Regionen und im Liefer- und Wirtschaftsverkehr haben. Festzuhalten ist aber: Eine einfache Auswechslung des Antriebssystems aller Autos bei Aufrechterhaltung des bestehenden Verkehrssystems ist keine Lösung. Stattdessen benötigen wir eine echte Verkehrswende, welche vor allem öffentliche Alternativen zum Kfz-gebundenen Verkehr fördert.

IT-Branche forciert automatisiertes Fahren

Im Bereich des automatisierten Fahrens treten neben den etablierten Autokonzerne neue Anbieter aus dem Bereich der Internet- bzw. Plattformwirtschaft wie Alphabet Inc. (Mutterkonzern von Google) oder der Konzern UBER² an. Mit diesen neuen Akteuren hält auch eine neue Logik Einzug in die Branche. In ihrem Verständnis wird Mobilität zu einer Dienstleistung. Die Internetkonzerne sind nicht an Produktion und Verkauf des Fahrzeuges interessiert, sondern an der abzuschöpfenden Dateninteraktion mit den Nutzer*innen. Daraus ziehen sie ihren Profit. Die Automobilhersteller werden auf die Funktion als Zulieferer heruntergestuft. Zum steuernden Zentrum wird mehr und mehr der IT-Konzern.

Da sich die Autokonzerne durchaus bewusst sind, dass sie den Anschluss in der Nutzung von IT nicht verlieren dürfen, entfalten sie eigene Aktivitäten wie stationsloses CarSharing oder Shuttle-Service als Zwitter zwischen Taxi und ÖPNV. So bietet VW in Hannover für ausgewählte Kund*innen ein Shuttle-Service per App auf dem Smartphone an. Die Kund*innen geben Standort und Ziel ein, das Unternehmen bündelt die Fahranfragen verschiedener Personen. Die Routenführung ist dynamisch, d.h. die Fahr- und Ankunftszeiten wie auch die Start- und Endhaltestellen ändern sich abhängig von der Datenlage. Abgerechnet wird zu einem Preis unterhalb der anfallenden Betriebskosten – auch um die Betriebsgenehmigung³ zu umgehen. In ihrer Methodik haben die Autokonzerne also bereits von der IT-Konkurrenz gelernt. Diese Strategien der Autokonzerne könnte bei flächenhafter Anwendung dem ÖPNV ernsthaft Kundenschaft wegnehmen, da das Modell besonders auf profitablen innerstädtischen Strecken attraktiv ist (Krull 2018).

Automatisiertes Fahren könnte aber auch zur Marktausweitung eingesetzt werden, denn schließlich könnten bisher nicht legal eigenständig mit Autos selbst fahrende Personengruppen wie Jugendliche, Kinder und ältere Menschen künftig mit einem selbstfahrenden Auto unterwegs sein – Elterntaxi war gestern (SRU 2018: 116). Auch die Bestellung leer angeforderter Autos kann die Menge an Autoverkehr erhöhen – oder wenn das selbstfahrende Auto statt

² UBER vermittelt Fahrten über eine Smartphone-App. Die Fahrer sind selbständig, daher spart UBER die Kosten für die Sozialversicherung. Uber konkurriert weltweit mit etablierten Taxiunternehmen. Seine Tests mit dem automatisierten Fahren gerieten unlängst durch einen tödlichen Unfall mit einer Fußgängerin in die Schlagzeilen.

³ Das Personenbeförderungsgesetz gilt nur, wenn das Gesamtentgelt die Betriebskosten der Fahrt übersteigt (§1).

zu parken in den Bereichen unterwegs wäre, in denen von den programmierten Algorithmen Nachfrage erwartet wird.⁴

Hinter den genannten Strategien steht die Absicht der Autokonzerne, so lange wie möglich Autos mit Verbrennungsmotor in maximaler Zahl zu verkaufen, um ihr bisher bestehendes profitables System der Kapitalverwertung aufrecht zu erhalten. Gleichzeitig suchen sie nach neuen Geschäftsfeldern wie Carsharing und neuen Arten der Organisation von Arbeit – wie die Ausnutzung der Szene von Start-up-Unternehmen mit prekären Beschäftigungsverhältnissen.

Das Auto verliert seinen Status

Gerade bei Jüngeren hat das Auto in den letzten Jahren an Status verloren. Die Gruppe derjenigen, für die das Auto erstrebenswertes Symbol für Männlichkeit und Dominanz ist, wird offenbar kleiner. Stattdessen werden andere Gegenstände als Waren mit Fetischcharakter mit Bedeutung aufgeladen.

Junge Erwachsene setzen eher auf die Nutzung verschiedener Verkehrsmittel, sie sind multimodal unterwegs. Je nach Einsatzzweck, Begleitung, Laune oder Wetter kann dies die Nutzung von Autos im Carsharing bzw. Ride-Sharing, das Taxi, öffentliche Verkehrsmittel, das eigene oder ein gemietetes Fahrrad umfassen. Das Auto ist Teil dieses Bündels von Mobilitätsoptionen, aber es ist nicht mehr zentral und auch sehr viel weniger emotional aufgeladen. In Deutschland wurde dieser Trend mit der Veröffentlichung der Studie „Mobilität in Deutschland“ (2010) sichtbar. Bei den 18- bis 24-jährigen aus größeren Städten zeigte sich, dass von ihnen „nur noch“ 31 Prozent täglich ein Auto nutzen, zwölf Prozent weniger als in der Befragung sechs Jahre zuvor. Demgegenüber nutzten 56 Prozent täglichen den Öffentlichen Personennahverkehr, fünf Prozent mehr. In der Altersgruppe der 25- bis 44-Jährigen nimmt vor allem die Fahrradnutzung zu (Adler 2011: 65). In den Jahren 2016 und 2017 fanden erneut Befragungen statt, denen zufolge der Trend „weniger Auto-Mobilität der jüngeren Generation in den großen Städten“ gemäß der vorab veröffentlichten Ergebnisse weiter anhält. Trotzdem wächst die Auto-Flotte bisher weiter, insbesondere weil in der älteren Generation die Auto-Mobilität weiter zunimmt (www.mobilitaet-in-deutschland.de).

Unterschiedliche Anforderungen verschiedener Automärkte

Mit jährlich 24 Millionen neuen Pkw ist China bereits heute der größte Automarkt der Welt. Zweitstärkster nationaler Markt für Autos sind mit großem Abstand die USA mit etwa 17 Millionen Neufahrzeugen jährlich. Mit drei Millionen neuen Autos pro Jahr ist der Binnenmarkt der deutschen Autohersteller dagegen vergleichsweise klein (Menzel 2018).

Anders als in Europa boomt in China der Markt für Elektroautos. Im vergan-

⁴ Für den Versand von Paketen hat Amazon bereits ein Patent mit entsprechender Logik angemeldet. Pakete werden bereits an Paketzentren geliefert, weil dort von Amazon eine entsprechende Bestellung erwartet wird (SZ 21.1.2014).

genen Jahr wurden dort 800.000 rein batteriebetriebene Autos und Hybride verkauft. In diesem Jahr soll die Zahl auf 1 Million verkaufte Elektroautos steigen. Mit weiterem Wachstum ist zu rechnen, denn die chinesische Staatsführung verlangt ab dem kommenden Jahr von den Autoherstellern, dass mindestens jedes zehnte von ihnen verkaufte Fahrzeug ein Elektroauto sein muss. Höhere Reichweiten der E-Autos führen zu einer niedrigeren Pflicht-Quote (SZ 28.9.2017). In den folgenden Jahren wird die Quote weiter ansteigen.

Ganz anders funktioniert hingegen der US-Automarkt. Dort sind vor allem SUVs und Pick-up Trucks gefragt. Am häufigsten wurden dort in den vergangenen Jahren Fahrzeuge der F-Reihe von Ford verkauft – und die zeichnen sich nicht durch Sparsamkeit aus. Der Ford F-150 Raptor (dt. „Raubvogel“) beispielsweise hat nach US-Norm einen Verbrauch von 16,2 l auf 100 km. Da sich die Umweltpolitik der Trump-Administration vor allem durch Industrienähe auszeichnet, ist in den nächsten Jahren nicht damit zu rechnen, dass sich der Druck auf die Industrie erhöht, verbrauchsarme Fahrzeuge zu produzieren oder einen Weg in Richtung Elektromobilität einzuschlagen.

Die globale Autoindustrie befindet sich weiterhin in einer Phase des Booms. Es türmen sich aber mehr und mehr Hindernisse vor ihr auf. Die Klimaerwärmung nimmt zu und stellt das bestehende Verkehrssystem auf Basis der Verbrennung fossiler Ressourcen in Frage. Die etablierten Autohersteller werden über das automatisierte Fahren durch IT-Unternehmen herausgefordert. Gleichzeitig ist die Nachfrage in den nationalen Märkten sehr unterschiedlich. Während beispielsweise die US-amerikanische Autoindustrie weiterhin fossile Spritschlucker wie SUV bewirbt, setzt China zunehmend auf das Elektroauto, welches auch in Deutschland als Heilsbringer angepriesen wird, in Wirklichkeit aber neue Ressourcenprobleme schafft und weiterhin zu viel städtischen Raum belegt.

Mobilitätsverhalten jenseits des Autos stärken

Eine Verkehrswende bedeutet an erster Stelle die drastische Umkehrung des Trends zu fortgesetztem Wachstum des (motorisierten) Verkehrs. Dies setzt grundsätzlich voraus, dass der entscheidende Einfluss der „Angebotsseite“, d.h. der Autoindustrie, auf die Gestaltung des Verkehrssystems und der Mobilitätskonzepte zurückgedrängt und gebrochen wird und ihr gesellschaftliche Alternativen aufgezwungen werden. Anders als oft dargestellt muss ein Rückgang des (motorisierten) Verkehrs keinen Verlust an Mobilität bedeuten. Dafür ist die klare Unterscheidung zwischen Mobilität und Verkehr entscheidend: Wir können unsere Mobilitätsbedürfnisse auf ganz unterschiedliche Art befriedigen, und Verkehr ist immer nur eine eigentlich unerwünschte Konsequenz dieser Befriedigung. Nahräumliche Strukturen können dafür sorgen, dass dies mit sehr viel weniger Verkehr möglich ist – seien es Arbeitsstellen und Ausbildungsstätten nahe am Wohnort, dezentrale Möglichkeiten der Freizeitgestaltung oder nahegelegene Einkaufsmöglichkeiten. Verkehrswendepolitik ist daher immer auch Strukturpolitik: Statt ein fortgesetztes Verkehrswachstum als Selbstzweck anzusehen und immer stärker zentralisierte Strukturen und Verkehrswege für immer

mehr Verkehr zu bauen wie bisher, muss eine Reduktion des Verkehrs im Mittelpunkt stehen – zugunsten von Lebensqualität, Klima und Umwelt.

An zweiter Stelle muss es darum gehen, den verbleibenden Verkehr zu möglichst großen Teilen auf den Umweltverbund zu verlagern – das heißt die Menschen so weit wie möglich aus dem Auto (und dem Flugzeug) zu holen und Zu-Fuß-Gehen, Fahrradfahren und öffentlichen Verkehr zu fördern. Dafür muss die Infrastruktur für alle drei Verkehrsarten entscheidend verbessert werden. Beim öffentlichen Verkehr muss auch in vielen – insbesondere ländlichen – Regionen das Angebot stark verbessert werden, mit neuen Linien und häufigeren Verbindungen. Dabei kommt der Bahn eine besondere Rolle zu, weil sie das Rückgrat des Umweltverbunds für alle längeren Strecken ist. Um die Verknüpfungen innerhalb des öffentlichen Verkehrs entscheidend zu verbessern und damit die Attraktivität zu erhöhen, müsste ein deutschlandweiter integraler Taktfahrplan alias „Deutschlandtakt“ umgesetzt werden. Das bedeutet, dass sich an allen wichtigen Knotenbahnhöfen die Züge und anderen öffentlichen Verkehrsmittel zu bestimmten Zeiten (meist zur vollen oder halben Stunde) treffen und so optimale Umstiege ermöglichen. Auch das Tarifsystem des öffentlichen Verkehrs müsste vereinheitlicht werden und damit die heutige Kleinstaaterei vieler Verkehrsverbünde ersetzen, die kundenfeindlich wirkt. In der Schweiz, die in vieler Hinsicht ein Vorbild im öffentlichen Verkehr ist, sind beide Maßnahmen schon sehr erfolgreich umgesetzt.

Eine Verlagerung auf den Umweltverbund würde die Lebensqualität insbesondere in Städten deutlich erhöhen, indem der Autoverkehr stark reduziert würde. Das würde gleichzeitig einen Teufelskreis der Verkehrserzeugung entschärfen, nämlich dass Stadtbewohnerinnen und -bewohner „ins Grüne“ ziehen oder fahren, um dem Lärm und der Luftbelastung in den Städten zu entfliehen – und beides damit oft selbst weiter verstärken. Straßen könnten stattdessen wieder viel mehr ihre ursprüngliche Funktion bekommen als Begegnungsraum, Flaniererraum und Spielfläche statt nur als Rennstrecke für den motorisierten Verkehr. Begegnungszonen, Spielstraßen und Fahrradstraßen sind erste Schritte in diese Richtung.

Güterverkehr: Gegen weitere Privatisierung und Vernachlässigung der öffentlichen Infrastruktur

Aber nicht nur der Personenverkehr müsste in großem Maßstab auf die Schiene verlagert werden, sondern ganz besonders auch der Güterverkehr. Dabei ist der Transport auf der Schiene nicht nur schonender für das Klima, sondern auch wesentlich effizienter – in Bezug auf Energieverbrauch, Verschleiß der Infrastruktur und Arbeitsaufwand. Während ein Lkw für 40 Tonnen Transport einen – heute meist unter prekären Bedingungen und zu Niedriglöhnen beschäftigten – Fahrer benötigt, kann ein Güterzug mit bis zu 6.000 Tonnen Nutzlast von einem Lokführer gefahren werden, verschleißt die für schwere Massen ausgelegten Gleise dabei sehr viel weniger als der Lkw die Straßen und Autobahnen und hat überdies auch noch eine sehr viel geringere Unfallgefahr zur Konsequenz. Auch

volkswirtschaftlich spricht eigentlich alles für die Schiene. Problematisch dabei sind allerdings zum einen der entstehende Lärm und zum anderen die aufwändigen und damit teuren Prozesse beispielsweise beim Rangieren der Wagen – denn nicht alle Züge verkehren als Ganzzüge vom Ursprungs- zum Zielort, sondern für eine effektive Verlagerung auf die Schiene wird wieder sehr viel mehr Einzelwagenverkehr benötigt, der momentan stark vernachlässigt wird. Hier hat die Bahn einen enormen technischen Nachholbedarf (z.B. bei schnellen und effizienten Kupplungstechniken), der sowohl mit der jahrzehntelangen Vernachlässigung der Schiene zugunsten der Straße zusammenhängt als auch mit den sehr viel längeren Investitionszyklen, die die Durchsetzung von Innovationen auf der Schiene wesentlich langsamer machen als auf der Straße.

Dass die Bahn in den letzten Jahrzehnten weit unter ihren Möglichkeiten blieb, hat jedoch noch weitere Gründe. So wird sie seit Jahrzehnten systematisch benachteiligt; der Fokus der Verkehrspolitik lag vorwiegend auf dem Straßen- und dem Luftverkehr. Das zeigt sich nicht nur bei der Entwicklung der Netze – während das Straßen- und Autobahnnetz vervielfacht wurde, sind tausende von Kilometern Bahngleis stillgelegt worden –, sondern auch bei der Finanzierung: Sowohl der Straßen- als auch der Luftverkehr genießen umfangreiche Steuerprivilegien (Dieselsteuerprivileg, Dienstwagenprivileg, Kerosinsteuerbefreiung und Mehrwertsteuerbefreiung für grenzüberschreitende Flüge). Die größte effektive Subventionierung für die klimaschädlichsten Verkehrsmittel ist aber die Nicht-Anlastung der externen Kosten, also der Folgekosten von Unfällen, Klimaschäden, Luftverschmutzung und Lärm. All diese Kosten werden bislang von der Gesellschaft statt von den Verursachern des Verkehrs getragen, was zu der beschriebenen – volkswirtschaftlich eigentlich völlig absurden – Verteilung zwischen den Verkehrsarten führt und eine entscheidende staatliche Subventionierung der Autoindustrie darstellt.

Überdies hat die Bahn – auch dies die Folge einer Verkehrspolitik unter dem Diktat der Autoindustrie und der Privatmotorisierung – eine ungeeignete Struktur: Mit der Bahnreform von 1994 wurde sie in eine Aktiengesellschaft umgewandelt und legt seitdem vor allem Wert auf Gewinnmaximierung und Kostenminimierung – bei gleichbleibend hohen staatlichen Zuschüssen. Während der Anteil der Schiene am Verkehrsaufkommen bestenfalls stagniert, ist die Qualität entgegen allen Versprechungen eher rückläufig, weil durch umfangreiche Sparmaßnahmen die Instandhaltung sowohl des Netzes als auch der Züge stark vernachlässigt, Linien aufgegeben und Kundenservice an entscheidenden Stellen reduziert wurde. Die Verlagerung von mehr Güterverkehr auf die Schiene gelingt vor allem auch aus strukturellen Gründen nicht, da die Qualität unzureichend ist und Innovationen kaum finanziert werden können.⁵ An einigen Stellen im Netz – besonders an den Knotenpunkten – sind überdies umfangreiche Investitionen in das Bahnnetz notwendig, um überhaupt technisch mehr Gü-

⁵ Ausführliche Analyse in: Knierim und Wolf (2014). Aktuelle Aspekte finden sich außerdem bei Bahn für Alle (2018).

terverkehr auf die Schiene verlagern zu können. Auch damit wird es bei dem heutigen Güterverkehrsaufkommen jedoch nicht möglich sein, einen wesentlich größeren Anteil auf die Bahn zu verlagern. Daher ist es absolut unerlässlich, das Transportvolumen insgesamt deutlich zu verringern, damit von dem dann verbleibenden Volumen ein wesentlich größerer Anteil auf der Schiene gefahren werden kann. Somit ist auch hier wieder ganz entscheidend die Verkehrspolitik gefragt, die ein Wachstum des Transportaufwands nicht länger mit dem Wachstum von Lebensqualität verwechseln darf und stattdessen Maßnahmen entwickeln muss, um unnötige Transporte zu vermeiden. Dazu gehören neben der Internalisierung der externen Kosten an vielen Stellen auch ordnungspolitische Maßnahmen. Dass eine gezielte Verlagerung auf die Schiene möglich ist, zeigt die Schweiz, wo inzwischen 71 Prozent des alpenquerenden Güterverkehrs über die Schiene laufen.

Literatur

- Adler, Michael 2011: Generation Mietwagen. Die neue Lust an einer anderen Mobilität. München.
- Bahn für Alle 2018: Alternativer Geschäftsbericht der Deutschen Bahn AG. Jährlich herausgegeben und abzurufen unter www.bahn-fuer-alle.de.
- Becker, Udo 2016: Grundwissen Verkehrsökologie. Grundlagen, Handlungsfelder und Maßnahmen für die Verkehrswende. München.
- Brand, Ulrich und Wissen, Markus 2017: Imperiale Lebensweise. Zur Ausbeutung von Mensch und Natur im globalen Kapitalismus. München, 3. A.
- Daum, Timo 2018: Das Auto im digitalen Kapitalismus. Dieselskandal, Elektroantrieb, autonomes Fahren und die Zukunft der Mobilität. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Giesen, Christoph und Hägler, Max: China führt Quote für E-Autos ein. Süddeutsche Zeitung 28.9.2017.
- Haas, Tobias 2017: Vom Mythos des „Klimaretters“. Die sozial-ökologischen Schatten-seiten des deutschen Kapitalismus. Berlin: Rosa Luxemburg Stiftung.
- Kleine Anfrage der Fraktion DIE LINKE 2018: Trend zu schweren, schnellen und leistungsstarken Autos und die Einhaltung von Klimaschutzzielen. BT-Drs. 19/1162, vom 13.3.2018.
- Knierim, Bernhard und Wolf, Winfried 2014: Bitte Umsteigen! 20 Jahre Bahnreform. Stuttgart.
- Kraftfahrt-Bundesamt 2018: Jahresbilanz für die Fahrzeugzulassungen in Deutschland im Jahr 2017. Pressemitteilung vom 4. Januar 2018.
- Krull, Stephan 2018: Mobilitäts- und Verkehrswende – für wen, mit wem und wohin? In: Sozialismus 3/2018.
- Menzel, Stefan 2018: China – Weltmacht bei Elektroautos. Handelsblatt 19.1.2018.
- MOIA 2017: MOIA entwickelt Ridepooling-Konzept im Realtest. Pressemitteilung 6. 9. 2017 (https://dslh0kikei2uz.cloudfront.net/fileadmin/user_upload/content/press/download/2017.09.06_MOIA_Servicetest_Hannover.pdf).
- Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU) 2017: Umsteuern erforderlich: Klima-

schutz im Verkehrssektor. Sondergutachten. November 2017. Berlin.

Umweltbundesamt 2018: Klimabilanz 2017: Emissionen gehen leicht zurück. Niedrigere Emissionen im Energiebereich, höhere im Verkehrssektor. Pressemitteilung 26.3.2018 (<https://www.umweltbundesamt.de/presse/pressemitteilungen/klimabilanz-2017-emissionen-gehen-leicht-zurueck>).

UPI 2017: Ökologische Folgen von Elektroautos. Ist die staatliche Förderung von Elektro- und Hybridautos sinnvoll? Heidelberg: UPI Bericht Nr. 79. 2., aktualisierte Auflage. August 2017 (http://www.upi-institut.de/UPI79_Elektroautos.pdf).

Wilkens, Andreas 2018: Tödlicher Unfall mit Roboter-Auto. UBER einigt sich mit den Hinterbliebenen. Heise 29.3.2018 (<https://www.heise.de/newsticker/meldung/Toedlicher-Unfall-mit-Roboter-Auto-Uber-einigt-sich-mit-Hinterbliebenen-4008348.html>).

Marx 200

Mit Beiträgen von: Dietmar Dath, Jenny Farrell, Georg Fülberth, Wolfgang Jantzen, Thomas Metscher, Klaus Müller, Richard Sorg und Holger Wendt

Weitere Themen: Jörg Kronauer, *Russland im Fadenkreuz* • Achim Bigus, *Metall-Tarifabschluss 2018* • Beate Landefeld, *SPD-Krise und Erneuerungsdiskussion* • Wolfgang Garbers, *Digitalisierung – Hype oder Drohkulisse?* • Hans Hautmann, *Finanzkapital und Anschluss Österreichs* • Lena Kreyman an den SDAJ-Bundeskongress • Wera Richter über den DKP-Parteitag • Rezensionen



Einzelpreis	9,50 €
Jahresabo	48,00 €
ermäßigtes Abo	32,00 €

**Neue Impulse
Verlag**

Hoffnungstraße 18
45127 Essen
Tel. 0201 | 23 67 57

Heilsversprechen und Ideologie statt Lösungen

Fehlentwicklungen in der deutschen Autoindustrie

Die deutsche Autoindustrie durchlebt schwierige Zeiten, zumindest, was Image und Schlagzeilen angeht. Kaum ein Tag, an dem nicht über neue Tricks oder Betrügereien berichtet wird. Noch dazu ist sie dafür selbst verantwortlich – sowohl für die Machenschaften, die „unsauber“ zu nennen ein Euphemismus wäre, wie auch für ihre Reaktion auf deren Aufdeckung. Wenn ein bayrischer Hersteller, dem nach monate- und jahrelangen Bekenntnissen zu Gesetzestreue und Makellosigkeit gezielte Manipulationen an der Abgasreinigung nachgewiesen werden, diese mit einem „Versehen“ erklärt; wenn sich der VW- Chef nach eingestandenem Betrug im großen Stil in die Brust wirft mit der Feststellung „Mir gefällt es nicht, wenn sich Politiker in mein Geschäft einmischen“ (Spiegel 23.03.18), dann ist das zwar an Chuzpe schwer zu überbieten, zeigt aber auch das immer noch unerschütterliche Vertrauen der Branche in die eigene Unantastbarkeit. Die Einlassungen der Autobauer zeigen, dass selbst „Dieselgate“ dieses Selbstbewusstsein nur oberflächlich angekratzt hat. Allzu eingespielt ist die enge Bande zwischen „Deutschlands wichtigster Industrie“ und der Politik.

Dennoch war der von VW – in den USA, nicht etwa in Deutschland – ausgelöste Dieselskandal ein Einschnitt, allerdings anders als zunächst zu erwarten. Das Grundvertrauen in die deutschen Autobauer als solches hat auch nach einer ganzen Serie zweifelsfrei nachgewiesener Betrügereien kaum gelitten, wie die weiter gestiegenen Absatzzahlen belegen. Beschädigt ist nur, zumindest vorläufig, der tiefsitzende Glaube an die „deutsche“ aller Automobil-Technologien, der Glaube an „den Diesel“.

Manipulation im großen Stil, aber „gesetzeskonform“

Obwohl das Geschehen als eindeutig kriminell bewertet werden muss – der Hersteller selbst hat bewusste Täuschung und Betrug eingeräumt – wurde man Zeuge, wie die deutsche Politik ihrem liebsten Kind die Stange hielt – so gut es eben ging. Ministerium und nachgeordnete Behörden, insbesondere das Kraftfahrtbundesamt, trugen nur das zur „Aufklärung“ bei, was nicht zu vertuschen war, und leistete durch Hinhalten und Verzögerung bei der Veröffentlichung weiterer Messdaten dazu selbst aktive Beihilfe. So waren es auch nicht die zuständigen Behörden, die Aufklärung leisteten, sondern Umweltverbände, die mit Meldungen über immer neue Varianten bei der Manipulation der Abgaswerte die Hersteller vor sich hertrieben – was eigentlich Aufgabe von Politik und Behörden gewesen wäre. Die aber sahen ihre Aufgabe darin, das Image der Hersteller auch gegen jede Evidenz zu stützen und Schaden von ihnen abzuwenden. Wobei zwischen den Vorgängen in den USA, die eindeu-

tig und zugegebenermaßen kriminell waren, und dem Geschehen in Europa unterschieden werden muss. Bis heute berufen sich die Hersteller darauf, in Einklang mit existierendem EU-Recht zu handeln. Und da ist die Palette der „legalen“ Möglichkeiten breit, auch bei nachgewiesenen absichtsvoller Abschaltung der Abgasreinigung. Ein solches „defeat device“ ist – natürlich – verboten. Erlaubt ist aber alles, was eventuellen „Motorschäden“ vorbeugt, vom „Thermofenster“, das die Abgasreinigung unterhalb bestimmter Außentemperaturen – in Norddeutschland in neunzig Prozent der Wetterlagen – ausschaltet, oder nach einer bestimmten Zeit, die – rein zufällig – genauso lang ist wie der offizielle Test dauert, danach wird abgeschaltet. All das ist EU-gesetzeskonform, und man darf davon ausgehen, dass dieses „Recht“ unter aktiver Teilnahme der einschlägigen Industrie und ihrer Verbände, also etwa des VDA, zustande gekommen ist, nicht anders als bei der Festlegung der Grenzwerte für CO₂-Emissionen.

Das Verständnis des Dieselskandals ist wichtig, um zu verstehen, warum es immer noch so schwierig ist, die – obgleich offen zutage liegenden – Probleme der jüngsten Vergangenheit und deren Verursacher zu benennen, geschweige denn für Abhilfe zu sorgen. Und das ist auch dann nicht anders, wenn es um die Zukunft geht, um Strategien, die uns herausführen könnten aus dem Dilemma aus Stau, dreckiger Luft und der alltäglichen Aggression auf den Straßen. Da sind wir dann beim Thema zukünftige Mobilität. Es ist interessant zu sehen, wie auch hier die Autoindustrie versucht, „Hoffnungsträger“ aufzubauen mit dem Ziel, ihr eigenes Geschäftsmodell – den Verkauf möglichst profitabler, also möglichst großer, Autos – am Leben zu erhalten, auch gegen die offen zutage liegenden Widersprüche.

Die Scheindebatte um den „richtigen“ Antrieb

Wie täglich in den Medien zu sehen, ist das herausragende Thema der Automobilwirtschaft der Antrieb. Es gilt als ausgemacht, dass es der Elektroantrieb ist, der uns von allen Mobilitätsübeln befreit. Elektroautos befreien uns angeblich von der schlechten Luft, sie sind „CO₂-neutral“, sie sind Voraussetzung für vernetztes Fahren und Digitalisierung der Mobilität. Jedenfalls ist das die Diktion der Protagonisten aus den Vorstands- und Marketingabteilungen der einschlägig interessierten Industrie. Sie hat dabei beachtlichen Erfolg, denn inzwischen hat sich dank der sehr eindimensionalen Mainstream-Berichterstattung „das Elektroauto“ auch in den Köpfen des Publikums als Synonym für „nachhaltig“ etabliert.

Das wäre – allerdings auch nur dann – richtig, wenn damit ein Auto gemeint wäre, das die spezifischen Probleme des E-Antriebs zu einer wirklich neuen Konzeption nutzt, anstatt die heutige Modellpalette nur mit einem neuen Antrieb zu versehen. Dann nämlich wird aus der Chance für einen Neustart ein Desaster. Die exorbitanten Kosten für die Batterie, ökonomisch wie ökologisch, die sich abzeichnende totale Abhängigkeit von Rohstoffmonopolen, die geringe Reichweite, die unendlich langen „Tank“-Zeiten – all das müsste

zu der Konsequenz führen, elektrisch angetriebene Fahrzeuge klein und leicht zu konzipieren: denn mit der Verringerung von Gewicht und Leistung verringern sich sämtliche Probleme und Limitierungen des E-Antriebs proportional. So ist es aber beinahe tragisch zu sehen, wie die Chancen der E-Mobilität, die paradoxerweise gerade in ihren Begrenzungen liegen, in ihr Gegenteil verkehrt werden; dadurch, dass die Autoindustrie einfache physikalische Wahrheiten verdrängt, weil sie – das ist ihr Hauptziel – weiterhin große, schwere und wenn möglich luxuriöse – und dementsprechend profitable – Autos bauen will, egal mit welchem Antrieb; so ist das Gewicht aller in der EU zugelassenen PKW zwischen 2001 und 2015 um fast 10 Prozent gestiegen, die Leistung im selben Zeitraum um 26 Prozent.

Das steht den vorgegeben Restriktionen der E-Mobilität aber diametral entgegen. Elektroautos in Form des heutigen „Autos“, etwa eines Golfs und darüber, mit den heutigen Gewichten von 1.500 Kilo und weit darüber, mit Leistungen weit über 150 PS, führen nicht aus der Krise der Mobilität heraus, sondern zielsicher und geradewegs immer tiefer hinein. Die fatale Entwicklung wird noch beschleunigt durch den von der Autoindustrie erfolgreich durchgesetzten Trend zu überschweren, lastwagenähnlichen Quasi-Geländewagen, den „Geländelimousinen“ oder SUV (Sport Utility Vehicles), die sich in der Stadt mit 400 PS und einem Potential von 300 Stundenkilometern fortbewegen. Analog zur Verringerung sämtlicher Probleme des E-Antriebs bei geringerem Gewicht und geringeren Leistungsanforderungen werden durch diesen Trend sämtliche Probleme drastisch verschärft: Noch mehr und noch schwerere Batterien sind erforderlich um ein Minimum an Reichweite zu gewährleisten; die Kosten für den Konsumenten steigen ins Astronomische und sind nur noch für „sehr viel besser Verdienende“ erschwinglich. Das wiederum erhöht den Rang entsprechender Fahrzeuge als Statussymbol erst recht, aber um den Preis, dass „E-Mobilität“ dieses Zuschnitts als Basis für Massenmobilität in immer weitere Ferne rückt. Der Druck auf sehr knappe und kostbare Ressourcen wird aber noch weiter zunehmen, und die ungelöste – und derzeit unlösbare – Frage einer für Kunden und Strombereitstellung praktikablen Infrastruktur wird weiter verschärft. Es sei deshalb um der Klarheit willen ausdrücklich darauf hingewiesen, dass die Kritik am „Elektroauto“ hier dem E-Fahrzeug gilt, wie es Autoindustrie und interessierte Branchen, Politik und der Mainstream der Berichterstattung heute „verkaufen“: dem herkömmlichen Auto mit anderem Antrieb.

E-Mobilität auf der Basis von elektrischen Autos ist als Massenphänomen nur möglich, wenn Größe (und damit Gewichte und Kosten) der Batterien, Strombedarf – und damit die Ladeinfrastruktur – so klein wie möglich sind, und damit die Reichweiten größer und die Länge der „Tank“-Stopps kurz. Das alles ist ausnahmslos nur durch kleine, leichte und leistungsschwächere Fahrzeuge möglich. Um eine massenhafte Elektrifizierung des (Auto-)Verkehrs zu ermöglichen, müssen die Parameter Gewicht und Leistung sinken, je weiter, desto besser. Diese relativ simplen physikalischen und ökonomischen Zusammenhänge sind – zumal in der Autoindustrie – natürlich bekannt. Die Autoindustrie hat

aber an kleinen, schwach motorisierten, leichten Fahrzeugen kein Interesse. Sie versucht am profitablen Leitbild der leistungsstarken „Renn-Reise-Limousine“ festzuhalten, und das mit bemerkenswertem Erfolg: Elektromobilität als Fortsetzung des heutigen Autos mit anderem Antrieb. Um die banalen physikalischen Realitäten, so offensichtlich sie auch sind, weitestgehend zu verdrängen, wird ein konzertierter „Hype“ entfacht. Das nebulöse Heilsversprechen der E-Mobilität als Ablenkung von realen Problemen und als Lösung aller Zukunftsfragen soll möglichst lange am Leben erhalten werden. Kurz und bündig: ob elektrisch oder als Verbrenner, der Antrieb ist für die nächste Zukunft nahezu gleichgültig. Es geht um die Frage, wie schwer, wie groß, wie leistungsstark müssen Fahrzeuge (in der Stadt) sein. Dieser Debatte verweigern sich Hersteller und Politik und zetteln stattdessen eine Schein-Debatte um den Antrieb an, die wenig mit den eigentlichen Problemen zu tun hat.

Die Probleme sind bekannt, einfache Lösungen stünden bereit, wenn...

Dabei sind die Probleme heutiger Autos seit Jahren unverändert: es sind

- a) Platzbedarf und innerstädtische Mobilität,
- b) Ressourcen und Luftbelastung und
- c) Gefährdung und Gewaltaspekte.

Der Elektroantrieb in der vom Mainstream aus Autoindustrie, Politik und Medien kommunizierten Form löst kein einziges dieser Probleme, im Gegenteil:

Platzbedarf und Mobilität: Elektroautos sind nicht kleiner als Verbrenner. Jedenfalls dann nicht, wenn sie mit den gleichen Motorleistungen aufwarten. Es liegt auf der Hand, dass sie damit identische Probleme hinsichtlich Platzbedarf, Stau, Parkflächen und der Verödung des innerstädtischen Lebens verursachen. Schlimmer noch: die Dauer des Ladevorgangs von mehreren Stunden – statt wie heute einige Minuten – erfordert eine Infrastruktur durch Ladesäulen in der Größenordnung von hunderttausenden (!), und damit zusätzlichen Platzbedarf und Entzug riesiger Flächen aller übrigen Verkehrsteilnehmer. Die Frage, wo Millionen Autos über Stunden an einer Ladesäule verbringen, ist ungeklärt und – sollte die E- Motorisierung von Golf und Co. entsprechend den offiziellen Zieldefinitionen ein Massenphänomen werden – derzeit unlösbar. Hunderte, wenn nicht tausende von Ladesäulen an jeder größeren Autobahntankstelle, die etwa im Ferienreiseverkehr notwendig wären, sind eine abenteuerliche Vorstellung.

Nun ja, immerhin sind E-Autos leise, so die landläufige Einschätzung. Aber auch das ist nur sehr bedingt richtig. Der Straßenlärm wird zum überwiegenden Teil nicht vom Motorengeräusch, sondern vom Rollgeräusch erzeugt, und das steigt durch Gewicht. Elektroautos sind aber wegen der enorm schweren Batterien (bei einem Tesla wiegen allein diese ca. 600 kg) und dem Drang nach dennoch extremer Leistung eher noch schwerer – und damit lauter. Sie sind gerade dann leise, wenn es nicht erwünscht ist: bei langsamer Fahrt und

beim Starten, also genau dann, wenn sie eigentlich besonders gut zu hören sein sollten. Auch das Thema „Lärm“ entpuppt sich bei genauerem Hinsehen nicht als „benefit“, sondern als zusätzliches Problem.

Ein Propagandaschlager der Autolobby ist das Schwadronieren von vernetzter Mobilität oder gar dem selbstfahrenden Auto, assoziativ verknüpft mit elektrischem Antrieb. Dafür gibt es keinen Grund. Ob ein Auto selbst fährt, ob Fahrzeuge untereinander vernetzt sind, das hat mit dem Antrieb nichts zu tun, hört sich aber „zukunftsfähig“ an und wird ohne weitere Begründung gern mit dem E-Auto verbunden.

Fazit: E-Autos haben im Vergleich zu „normalen“ Autos ähnlicher Konzeption keinen Vorteil in Bezug auf die innerstädtische Mobilität. Infolge unabwiesbaren zusätzlichen Platzbedarfs für die Ladeinfrastruktur bewirken sie im Gegenteil zusätzliche Platznot.

Luft und Ressourcen: Fast schon ein Treppenwitz ist die geläufigste der Reklameargumente pro E-Auto: Es sei „CO₂-frei“, zumindest aber „CO₂-neutral“. Immerhin wird dem in letzter Zeit zumindest der schamhafte Zusatz „lokal“ hinzugefügt. Damit ist dann immerhin gesagt, dass die CO₂-Emissionen anderswo stattfinden, am Kraftwerk. Wenn ein neuer – und relativ kleiner – BMW I3 unter realen Bedingungen, also auch bei Regen oder Kälte, zwischen 15 und 18 kWh auf 100 Kilometer verbraucht, dann „emittiert“ er, bzw. der ideelle Gesamt-Stromerzeuger in Deutschland, an die 100 Gramm CO₂ pro Kilometer. Das ist genauso gut oder schlecht wie ein VW-up!, der nur mit relativ simpler Technik ausgestattet ist, von einem mittleren SUV mit seinen zweieinhalb bis drei Tonnen Gewicht soll gar nicht erst die Rede sein. Ein Benziner in der Golf-/Polo-Kategorie mit neuester Technik (Leichtbau, gute Aerodynamik, Hochaufladung) käme heute auf unter 60 Gramm, das wären satte 30 Gramm unterhalb des geltenden europäischen Flotten-Grenzwertes von 95 Gramm. Ein „Drei-Liter-Auto“ von Greenpeace, daran sei erinnert, hat es schon vor 25 Jahren mit 80 Gramm geschafft – mit der Technik von vor 30 Jahren! Dies sieht auch der ADAC in seiner neuesten Studie, die zusätzlich auch die CO₂-Emissionen durch Herstellung des Autos und der Batterien einbezieht, ganz ähnlich.

Ja, richtig: Verbrenner haben ein Problem mit Stickoxiden und Staubemissionen. Da sind selbst Saurier-Elektroautos klar im Vorteil. Allerdings wäre da Abhilfe sehr schnell möglich: durch Reduzierung von Fahrzeugmasse und Leistung, verbunden mit einer allgemeinen Geschwindigkeitsbegrenzung, einem Tempolimit. Die atemberaubenden Klimmzüge von Politik und Autoindustrie rund um die „Blaue Plakette“ und die drohenden Fahrverbote sind die verzweifelte Versuche, dem wirksamsten und preiswertesten Mittel aus dem Weg zu gehen. Dass aber ausgerechnet E-Autos die gesundheitsgefährdende Luftbelastung senken könnten, wie zu hören ist, ist allein schon wegen des Zeithorizontes nicht realistisch. Aber das sollen sie ja auch gar nicht, Hauptsache, eine „Vision“ hilft publizistisch über die augenblickliche Misere und den erstarrten Stellungskrieg der Argumente hinweg.

Natürlich braucht ein E-Auto kein Öl. Ein klarer Vorteil. So offensichtlich das ist, so wenig ist das automatisch eine Strategie „Weg vom Öl“. Auch hier führen, wie so oft bei genauerem Hinsehen, die Marketing-Argumente der Lobby in die Irre, denn das Gegenteil ist richtig. Der Elektro-„Hype“, angefeuert auch mit dem Slogan „Weg vom Öl“, verlängert die Abhängigkeit vom Öl, anstatt sie zu verkürzen: Auch das hat damit zu tun, dass die Autoindustrie unter „Elektroauto“ nichts anderes verstehen will als einen „Boliden“ von zwei Tonnen und 200 PS und mehr. Denn diese Autos sind wegen ihrer Kosten weit oberhalb von vierzig- oder fünfzig Tausend Euro für die normalen Verbraucherinnen unerschwinglich und nicht als Massenfahrzeuge vorstellbar, jedenfalls nicht für die nähere Zukunft. Bei Kosten um 300 Euro pro kWh kostet allein die Batterie mehr als ein Golf. Das unerfüllbare Heilsversprechen hilft aber, den Verbrauch beim herkömmlichen Verbrenner nicht in dem Maße senken zu müssen, wie das ohne weiteres möglich wäre. Und allein das ist die Ratio hinter diesem Argument: die aktuelle Modellpolitik muss nicht angetastet werden.

Denn ein herkömmlicher Verbrenner, ob Diesel oder Benzin, ist mit einem Verbrauch unter zweieinhalb Litern nicht nur vorstellbar, sondern Stand der Technik und wäre – entsprechendes Marketing vorausgesetzt – jetzt sofort verfügbar und würde Verbrauch und Emissionen nicht in einigen Jahren, sondern jetzt halbieren. Und das ohne Mehrkosten.

Die Fixierung der Autoindustrie auf ihr etabliertes Geschäftsmodell untergräbt die Chance der Elektrifizierung zur Entwicklung angepasster und Stadttauglicher Fahrzeug. Und der Weg „weg vom Öl“, der am schnellsten mit kleinen modernen Verbrennern möglich wäre, mit Einschränkungen aber auch mit kleinen E-Fahrzeugen, gerät zu einem von der Autoindustrie gewollten Marathon.

Zum Thema Umwelt und Ressourcen gehört natürlich die Frage, woher all die kostbaren und seltenen Materialien kommen sollen, die in der Batterieproduktion nicht in therapeutischen Dosen, sondern en gros und massenhaft benötigt werden. Dass im Kongo, dem beinahe-Monopolisten für Kobalt, Sklaven- und Kinderarbeit an der Tagesordnung sind, wird gern verdrängt, dient es doch der „Nachhaltigkeit“ unserer Elektro-Panamas und Cayennes. Und dass China, als zukünftiger Quasi-Monopolist bei bestimmten Elementen aus der Gruppe der „Seltenen Erden“ und Lithium, nun gigantische Spezialschiffe baut, um in der Chinesischen See Tiefseebergbau zu betreiben, schein wenig Aufregung zu verursachen, geht es doch auch hier um das grüne Gewissen derer, die hierzulande einen Elektro-Porsche, -BMW oder Tesla fahren.

Gewaltphantasien: Wer die Dimensionen und das Design neuerer Autos, und besonders der schwereren unter ihnen, betrachtet, sieht sich einer Aura von Dominanz, Angriffslust und Aggression gegenüber. Sehr bewusst werden aus einfachen Lampen und Fahrtrichtungsanzeigern enge Sehschlitze und aggressiv wirkende Tierphysiognomien, aus Kühlerhauben wurden Bullterrierschnauzen. Es kann kein Zweifel sein: Hier werden keine zur Fortbewegung

und Transport nützlichen Fahrzeuge vermarktet, sondern das Bedürfnis nach demonstrativer Überlegenheit auf der Strasse. Es überrascht nicht, dass die Möglichkeit, drei Tonnen Fahrzeugmasse in Sekunden zu beschleunigen, dann auch ausgenutzt wird. Die von der Autoindustrie bewusst vorangetriebene „Philosophie“ der demonstrativen Dominanz trägt das ihre dazu bei, dass Konzepte für tatsächlich nachhaltigere, kleinere und angepasste Fahrzeuge „out“ sind und so gut wie nicht zur Diskussion stehen. Es mutet pervers an, dass „Monster“-Fahrzeuge ausgerechnet mit dem Argument von „mehr Sicherheit“ vermarktet werden. „Mehr Sicherheit“ wohlgerne allein für den Besitzer des SUV, nicht für die anderen Verkehrsteilnehmer. Dass die Insassen eines Corsa beim Crash gegen einen Touareg schlecht aussehen, schwer verletzt oder tot sind, während die Fahrer des SUV vom gleichen Unfall kaum Notiz nehmen, wie in München geschehen, mag die Käufer kleiner Autos verunsichern, die Besitzer von SUVs fühlen sich in ihrer egoistischen Haltung hingegen bestätigt: Sicherheit bekommt nur der, der das Geld hat, alle anderen haben das Nachsehen. Und die Autoindustrie kommentiert lakonisch: sollen sich doch alle einen SUV kaufen...

Die Debatte um den Antrieb ist im Kern ideologisch

Wenn also alle rationalen Argumente gegen die stumpfsinnige Elektrifizierung genau des Autotyps sprechen, der uns in den letzten Jahrzehnten die Luft verpestet, die Städte verödet und die Klimabilanz ruiniert hat, warum hält dann die Autolobby unvermindert genau daran fest? Die Antwort ist einfach: weil sie gut daran verdient. Und ebenso, wie sie selbst – und nicht etwa der europäische Gesetzgeber – de facto die angeblich „strengen“ Grenzwerte für CO₂ etabliert und via direkter telefonischer Intervention der Bundeskanzlerin in Brüssel erreicht hat, dass eine Verschärfung zurückgenommen wurde; ebenso wie sie selbst via Dachverband VDA und seiner französischen und europäischen Pendants selbst die Normen festgesetzt hat, die die „überraschenden“ Schlupflöcher im Messverfahren der Abgase offen lässt; ebenso nutzt sie nun die Elektrifizierung zur Senkung ihrer eigenen CO₂-Bilanzen – auf dem Papier: denn jedes Elektroauto, und sei es drei Tonnen schwer, zählt in der europäischen Statistik als ein Auto mit „null“ Emissionen, je nach Variante sogar als „Doppel Null“. Jedes verkaufte Elektroauto erhöht also unmittelbar den Spielraum zur Erhöhung der CO₂-Emissionen der „normalen“ Flotte, die damit weiter an Gewicht und Motorleistung zulegen kann. Das gilt in abgeschwächter Form auch für teil-elektrifizierte Autos: Hybride und Plug-ins schlagen nur mit 50 Gramm CO₂ zu Buche, weil die CO₂-Emissionen der elektrischen Fahranteile praktischerweise als „Null- Emission“ berechnet werden. So hat für die Autoindustrie alles seine praktische Seite.

Die Autoindustrie hat allen Grund, auf ihre Leistungen stolz zu sein. Dazu gehören nicht nur die anerkannt „guten“ Autos. Dazu gehört die beachtliche Leistung, alle kritischen Diskussionen überstanden zu haben, ohne wirklich Federn zu lassen oder allzu weit von den eigenen Strategien abweichen zu müssen. Die Debatte der achtziger Jahre über den Katalysator zur Eindäm-

mung der giftigen Kohlenwasserstoff- und Kohlenmonoxidabgase, von der Autoindustrie damals jahrelang hinausgezögert, hat sie dann genutzt, um sich nach nicht mehr hinauszuögernder Einführung aller Welt als sauberer Vorreiter „Made in Germany“ zu präsentieren. Image und Verkäufe gingen wieder nach oben. Die Diskussion über ein Tempolimit wurde bis heute erfolgreich abgeblockt, trotz des Fehlens auch nur eines einzigen rationalen Gegenarguments – hier war und ist die bayrische Spitze des Verkehrsministeriums seit Jahr und Tag eng an ihrer Seite. Und die europäischen Regeln zum Messverfahren der Stickoxide sind entlarvt als ein unmittelbar an die Bedürfnisse der Autoindustrie zur „kreativen“ Interpretation angepasstes Machwerk – zwar hunderte Seiten dick, schwer zu lesen und kaum zu verstehen, aber mit eigentlich nur einer einzigen klaren Aussage: Die Hersteller können machen was sie wollen, wenn sie denn „Motorschäden“ befürchten. Die mussten sie nicht befürchten, denn die realen Emissionen durften ja die Normwerte „gesetzeskonform“ um das fünf- bis zehnfache oder mehr überschreiten. Nun gibt es eine neue Messvorschrift: sie heißt RDE temp. Dabei steht RDE für „Real Drive Emissions“, soll heißen, sie soll die realen Fahrvorgänge widerspiegeln. Aber dafür bekommen sie auch gleich einen Extrapbonus: Sie dürfen die immer noch gültigen Normwerte nun ganz offiziell um das 2,1-fache übersteigen. Das ist doch ein echter Fortschritt: von Faktor 10 nun nur noch das Doppelte des gesetzlich Zulässigen. Da kann man nur sagen: Glückwunsch!

Dass die Autoindustrie so erfolgreich nicht nur selbstverschuldete Krisen fast ohne Schaden übersteht; dass es ihr so leicht fällt, von den wirklichen Problemen abzulenken und – für sie selbst womöglich unangenehme – Lösungsansätze zu ignorieren; dass die Forderung nach einer restriktiveren Geschwindigkeitsbeschränkung ebenso ins Leere läuft wie die nach weniger übermotorisierten und übergewichtigen Fahrzeugen; das alles liegt im Kern aber an etwas anderem: Sie hat es geschafft, das Produkt „Auto“ ideologisch so aufzuladen, dass es fast unangreifbar wurde. Sie hat eine Ideologie geschaffen, die ihr nützlich und bis heute sehr profitabel ist, und die inzwischen so tief verankert ist, dass sie, wie ein Schutzmantel, das Produkt „Auto“ vor rationalen Diskussionen und Forderungen abschirmt.

Michael Reckordt

Deutsche Rohstoffpolitik und Industrie-Interessen an „Tiefseerohstoffen“

Seit 1953 zählt Deutschland jedes Jahr zu den drei größten globalen Exportnationen. Von 2003 bis 2008 schmückte sich Deutschland gar mit dem Titel des Exportweltmeisters, da kein anderes Land der Welt in diesem Zeitraum einen höheren Warenwert ausfuhrte. Deutsche Unternehmen verkaufen größtenteils Automobile, Maschinen, Chemie-Erzeugnisse und elektronische Güter ins Ausland. Für deren Produktion müssen Rohstoffe importiert werden. Jede zehnte, auf der Welt geförderte Tonne Erz überschreitet daher die deutschen Grenzen. Die deutsche Industrie ist somit einer der größten Rohstoffverbraucher der Welt und fast zu 100 Prozent abhängig vom Import von Primärmetallen. Rohstoffe sind daher längst zum Gegenstand harter Politikfelder wie der Außen-, Wirtschafts-, Sicherheits- oder Handelspolitik geworden. In diesen Politikfeldern dominiert die Versorgungssicherheit die rohstoffpolitischen Diskurse. Der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) und andere Industrieverbände fordern, diese Versorgungssicherheit ins Zentrum der deutschen und europäischen Politik zu stellen, da ansonsten die Zukunft des Industriestandortes gefährdet sei. Menschenrechte und Umweltschutz spielen dabei kaum eine Rolle (vgl. Reckordt 2017a). Die zähen Debatten um verbindliche oder freiwillige Sorgfaltspflichten im deutschen Bundestag, um Konfliktfinanzierung und gravierende Menschenrechtsverletzungen zu unterbinden, zeugen davon, wie sehr dieses Politikfeld von Industrieinteressen geprägt ist und wie schwer es für zivilgesellschaftliche Akteur*innen ist, Menschenrechte, Arbeits- und Umweltstandards zu verankern (Bundestag 2015).

Menschenrechtsverletzungen im Bergbausektor

Vertreter*innen des Umweltprogramms der Vereinten Nationen (UNEP) schätzen, dass 40 Prozent aller globalen Konflikte in den letzten 60 Jahren mit dem Abbau von Rohstoffen in Verbindung stehen (UNEP 2009). Allein 98 Konflikte im Jahr 2016, so berichtet das Heidelberg Institut für Internationale Konfliktforschung, hatten einen Bezug zu Wasser, Metallen und Mineralien oder zu anbaufähigem Land. 67 Prozent dieser Konflikte beinhalten gewalttätige Auseinandersetzungen, darunter neun Kriege. Konflikte mit Rohstoffbezug, so das Institut weiter, tendieren dazu, gewaltsamer zu werden (Heidelberg Institute for International Conflict Research 2017). Doch nicht nur auf zwischenstaatlicher Ebene treten Konflikte auf. Zivilgesellschaftliches Engagement, so zeigen verschiedene Studien, wird immer stärker eingeschränkt, und daran beteiligte Personen werden immer öfter eingeschüchtert, bedroht oder ermordet (Forum Menschenrechte 2016). Im Jahr 2016 wurden nach Angaben der britischen Nichtregierungsorganisation (NGO) Global Witness 200 Umweltaktivist*innen in 24 Ländern aufgrund ihrer Arbeit umgebracht. Im

Vergleich zu den 186 Opfern des Vorjahres eine deutliche Steigerung. Viele von ihnen hatten sich gegen die Ausbeutung von Rohstoffen gewehrt. Unter den Ermordeten sind zunehmend auch Mitglieder indigener Gemeinschaften. Besonders betroffen waren Aktivist*innen in den Ländern Brasilien (49 dokumentierte Opfer), Kolumbien (37), den Philippinen (28), Indien (16), Honduras (14), Nicaragua (11) sowie der Demokratischen Republik Kongo (10). Die Länderbeispiele unterstreichen, dass die Risiken für Umweltaktivist*innen globaler Natur sind (Global Witness 2017).

Auch die Max-Planck-Stiftung hat sich im Auftrag der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR) mit den menschenrechtlichen Risiken des Bergbaus beschäftigt und dazu eine 150-seitige Studie veröffentlicht. Sie umfasst Beispiele für Rechtsverletzungen und Umweltzerstörungen, unter anderem aus Südafrika, in den verschiedenen Stadien des Bergbaus: Lizenzvergabe und Exploration, Bau der Mine, Betrieb und Abbau sowie Schließung der Mine (Max Planck Foundation 2016). Ebenso haben lokal betroffene Gruppen, Organisationen der internationalen Zivilgesellschaft, kritische Journalist*innen und Politiker*innen in den letzten Jahren geholfen, Proteste und Gewalt zu dokumentieren.

Viele dieser Menschenrechtsverletzungen stehen in Verbindung mit Umweltzerstörung. So werden häufig für die erste Aufarbeitung der Erze direkt an der Mine hohe Mengen an (Trink-) Wasser verbraucht. Gerade in trockenen Gebieten in der Mongolei, Peru oder Australien entstehen so Konflikte zwischen Industrie auf der einen sowie Mensch und Umwelt auf der anderen Seite.

Immer wieder wird die Extraktion von Rohstofflagerstätten in schützenswerten Regionen diskutiert. So plant die bolivianische Regierung zum Beispiel in dem einzigartigen Salzsee *Salar de Uyuni* Lithium abzubauen. Diese Rohstoffgewinnung für Batterien der Elektromobilität und der damit verbundene Eingriff in ein einzigartiges Ökosystem stehen im Widerspruch dazu, die Elektromobilität zu fördern, um den Ausstoß von klimaschädlichen Emissionen zu reduzieren.

Politisch wird der Widerspruch zwischen einer klimapolitisch notwendigen Mobilitäts- und Energiewende und dem Energieverbrauch der Metallproduktion kaum beachtet. So zeigen Studien, dass allein die Produktion von Stahl und Aluminium global zu zehn Prozent der CO₂-Emissionen beiträgt (Rankin 2012). Im Gegenteil: Das weltweit größte Bergbauunternehmen BHP Billiton begreift elektrische Fahrzeuge als „wichtigen Verbündeten“ für den zukünftigen Kupferabbau, denn in einem konventionellen Verbrennungsmotor seien knapp 20 Kilogramm Kupfer verbaut, in einem Hybrid-Auto würde bereits die doppelte Menge verwendet und in einem elektrischen Auto ungefähr 80 Kilogramm benötigt. So erwartet das Unternehmen, dass 2035 die Kupfernachfrage um 8,5 bis 12 Millionen Tonnen pro Jahr steigen wird (BHP Billiton 2016). BHP Billiton ist dabei jener Konzern, der eine 50 Prozent Beteiligung an der brasilianischen Eisenmine Samarco hält. Ein Rückhaltebecken dieser Mine brach am 5. November 2015. Die Flutwelle und die giftigen Rückstände töteten zwanzig Menschen und zerstörten über viele Kilometer den Flusslauf und die Mündung des Rio Doce (London Mining Network 2017).

Ebenso ist der Widerspruch zwischen Klimaschutz und dem Rohstoffabbau in Klimasenken und Schutzgebieten nicht thematisiert. Die einfach zu erschließenden Rohstoffquellen sind in der Regel in der langen Geschichte des Bergbaus schon ausgeschöpft worden, sodass heutzutage auf entlegenere Gebiete und/oder auf Lagerstätten zurückgegriffen wird, deren Erzanteil am gesamt zu bewegenden Gestein wesentlich geringer ist. Schon heute enthält so zum Beispiel eine Tonne Elektroschrott mehr Gold als eine Tonne Gestein einer neu erschlossenen Mine.

In den meisten Fällen bestehen direkte oder indirekte Verbindungen zwischen den rohstoffabbauenden und -fördernden Ländern im globalen Süden und den Rohstoffe importierenden Ländern des globalen Nordens, sei es über Finanzierung, Projektträgerschaften, Lieferketten, Handel, die Beteiligung an Logistik sowie durch den Export von Maschinen, Equipment und Know-how. Auch deutsche Unternehmen sind indirekt über ihre Lieferkette immer wieder in Menschenrechtsverletzungen involviert. So ist BASF einer der Hauptabnehmer von Platin des südafrikanisch-britischen Konzerns Lonmin, der im August 2012 an einem Polizeieinsatz beteiligt war, bei dem 34 streikende Bergarbeiter in Marikana, Südafrika, starben (Khulumani Support Group et. al. 2016). In deutschen Kohlekraftwerken von RWE, EnBW, Vattenfall, STEAG oder E.On wird Steinkohle aus Kolumbien verstromt, deren Abbau vor Ort teilweise gravierende Menschenrechtsverletzungen verursacht. Das Bloomberg-Magazin berichtete im August 2014, dass Wolfram und Zinn aus einer Konfliktmine in Kolumbien bei BMW, Volkswagen und Siemens in den Produkten verarbeitet wurde (AK Rohstoffe 2015).

Deutschland selbst hat keine global bedeutenden Montanunternehmen. Ende der 1990er waren die Weltmarktpreise für Rohstoffe so niedrig, dass mit der Preussag das letzte große deutsche Auslandsbergbauunternehmen zum Touristikonzern TUI umgewandelt wurde. Für die deutsche Industrie gab es keinen Grund, selbst in den Auslandsbergbau zu investieren, da Gewinnmargen gering, Investitionen aber hoch und riskant waren. Doch kaum war der Auslandsbergbau Deutschlands abgewickelt, veränderte sich der globale Markt. Durch die Nachfrage Chinas und anderer aufkommender Schwellenländer, eine stärkere Konzentration bei den Bergbaukonzernen, geringere Erz-Konzentrationen in abgebautem Gestein, steigende Spekulation an der Börse und eine starke Produktionsverlagerung nach Asien – neben China und dem Industrieland Japan wurden auch Südkorea und Indien große Rohstoffverbraucher – stiegen die Weltmarktpreise für die meisten Rohstoffe an (vgl. dazu auch Henning/Meinenreis 2007).

Strategisches Ziel: Sicherung der Industrierversorgung

In Deutschland versuchen staatliche und nichtstaatliche Akteure daher seit mehr als zehn Jahren, mit verschiedenen Strategien eine Rohstoffpolitik durchzusetzen, die vor allem die Sicherung der Industrierversorgung und des Titels „Exportweltmeister“ zum Ziel haben. Im „Rennen um die noch vorhanden

Rohstoffe“ (Klare 2012) war es anfangs die Industrie, die die Politik zum Handeln drängte. Die deutsche Industrie befürchtete mittelfristig eine Einschränkung der eigenen Versorgungssicherheit und gründete Anfang der 2000er Jahre den „Ausschuss für Rohstoffpolitik“ im Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI). Ziel des Ausschusses ist es, das Thema Rohstoffpolitik auf die bundespolitische Tagesordnung zu setzen. In dem Interessensverband der Industrie ist traditionell die rohstoffverarbeitende Industrie stark vertreten.

Es begann eine kontinuierliche Lobbyarbeit, die zum ersten BDI-Rohstoffkongress am 8. März 2005 in Berlin führte. Wie sich die Industrie diese Diskussion vorstellte, erklärte Prof. Dr.-Ing. Dieter Ameling. Der damalige Präsident der Wirtschaftsvereinigung Stahl und zugleich Präsidiumsmitglied des BDI machte deutlich, worum es der deutschen Industrie geht: „Wir können aber in Deutschland nur dann Exportweltmeister bleiben, wenn die Unternehmen freien und fairen Zugang zu den internationalen Rohstoffmärkten erhalten.“ (Zitiert nach: Fuchs und Reckordt 2013)

Auf dem zweiten BDI-Rohstoffkongress 2007 stellte die damalige große Koalition die „Elemente einer Rohstoffpolitik“ vor. Gleichzeitig gründete die Bundesregierung den Interministeriellen Ausschuss (IMA) Rohstoffe. In diesem IMA Rohstoffe tauschen sich alle beteiligten Ressorts unter Federführung des Wirtschaftsministeriums (BMWi) zur aktuellen Rohstoffpolitik aus. Während die Zivilgesellschaft an diesem Prozess nicht beteiligt ist, berichtet das BMWi auf seiner Homepage: Seit „Juni 2007 arbeitet auch der Bundesverband der Deutschen Industrie (BDI) als Sachverständiger aktiv und konstruktiv an der Rohstoffpolitik mit und bündelt dabei die Interessen der Industrie.“

Im Oktober 2010 präsentierte die Bundesregierung dann auf dem dritten BDI-Rohstoffkongress die „Rohstoffstrategie der Bundesregierung“. Während die Industrie eng eingebunden war, konsultierte die Bundesregierung weder die Betroffenen in den Abbaugebieten noch deutsche Umwelt-, Menschenrechts- oder Entwicklungsorganisationen. Die „Rohstoffstrategie der Bundesregierung“ (BMWi 2010) liest sich daher praktisch wie der Forderungskatalog der Industrieverbände. In ihr werden weitere Freihandelsabkommen, eine kohärente Rohstoffdiplomatie und Streitschlichtungsklagen im Rahmen der WTO gefordert. Vor allem handelspolitische Maßnahmen anderer Länder, wie Exportzölle oder -quoten oder Importvergünstigungen sollen als Wettbewerbsverzerrungen mit harten Instrumenten (z.B. Klagen gegen Exporteinschränkungen) und einer Rohstoffdiplomatie im Sinne der deutschen Industrie abgebaut werden. Die Strategie verspricht darüber hinaus eine stärkere Unterstützung der Industrie bei der Diversifizierung der Rohstoffquellen, etwa über staatliche Kredite, Investitionsgarantien und Rohstoffpartnerschaften mit rohstoffreichen Ländern, geologische Vorerkundungen und eine verbesserte Datenbereitstellung. Zur Beratung gründete die Bundesregierung die Deutsche Rohstoffagentur (DERA) unter dem Dach der Bundesanstalt für Geowissenschaften und Rohstoffe (BGR), die als Dienstleister der Industrie fungiert. Ihre Aufgaben sind die wissenschaftliche Unterstützung bei der Diversifizierung von

Rohstoffquellen und weitere Beratungsleistungen für die Industrie. Im aktuellen Koalitionsvertrag (CDU/CSU und SPD 2018) wird zudem die stärkere finanzielle Förderung der Rohstoffkompetenzzentren festgeschrieben, die in den Außenhandelskammern (AHK) angesiedelt sind und der Geschäftsanbahnung – Export von Maschinen und Technologie, Import von Rohstoffen – dienen.

Drei rohstoffpolitische Diskurse

Es sind insgesamt drei idealtypische Diskurse der Rohstoffpolitik zu erkennen (Werland 2012). Der *erste* und dominante ist der schon beschriebene und hegemoniale Diskurs der Versorgungssicherheit. Tonangebend ist die deutsche Industrie, als Hauptakteur vor allem der BDI, aber auch die Wirtschaftsvereinigung Stahl, die Wirtschaftsvereinigung Metalle (WVM) oder der VDA (Verband der Automobilindustrie) und die ZVEI (Zentralverband Elektrotechnik- und Elektroindustrie). Die Wirtschaftsverbände und Einzelunternehmen sind seit gut fünfzehn Jahren darum bemüht, das Thema Rohstoffsicherheit vor dem Hintergrund einer sich verschärfenden geopolitischen Konkurrenz, steigender Weltmarktpreise und vermeintlicher Knappheit prominent auf der politischen Agenda zu platzieren. Dabei präsentieren die Industrieverbände das Thema nicht nur als Problem, sondern zeigen zugleich Wege zur Problemlösung auf: die Ausweitung des Rohstoffangebots sowie der freie und gleichberechtigte, im Industriejargon auch als „fair“ betitelte, Zugang zu Rohstoffen. In diesem Diskurs, den außen-, wirtschafts-, entwicklungs-, umwelt- und sicherheitspolitische Repräsentanten der Regierung gerne übernehmen, sind in erster Linie die Interessen der deutschen Wirtschaft gebündelt.

Der *zweite* ist ein entwicklungspolitischer Diskurs, der sich als „Korrektiv zum Versorgungssicherheits-Diskurs“ (Werland 2012) bezeichnen lässt. Er problematisiert vor allem die ökonomischen Folgen von Rohstoffexporten aus Entwicklungsländern. Eine fundamentale Kritik am Ansatz der Versorgungssicherung verbindet sich damit nicht unbedingt. Der Abbau von Rohstoffen müsste von entwicklungspolitischen Maßnahmen flankiert werden, mit denen in den Exportländern nicht nur Menschenrechte eingehalten werden können, sondern auch selbst eine nachhaltige Rohstoffversorgung für die Wirtschaft im In- und Ausland gewährleistet werden kann. Folgerichtig fordern Vertreter*innen dieses Diskurses verbesserte Instrumente zur Erhöhung der Transparenz, menschenrechtliche und ökologische Mindeststandards, Exportbeschränkungen als legitimes Mittel der Politik sowie Technologieexporte in die Abbauländer von Rohstoffen, insbesondere im Bereich der Recyclingtechnologie (AK Rohstoffe 2016a, Werland 2012).

Als *dritten* Diskurs benennt Werland die rohstoffpolitische Effizienz (Werland 2012). Dieser Diskurs beinhaltet die Forderung, den inländischen Ressourcenverbrauch zu verringern, um Abhängigkeiten von Rohstoffimporten zu verringern sowie negative soziale und ökologische Auswirkungen der Rohstoffgewinnung zu vermeiden. Das Schlüsselwort lautet Ressourceneffizienz: Das bedeutet, dass eine Entkoppelung von Rohstoffnutzung und Wirtschafts-

wachstum angestrebt wird. Vor allem das Umweltministerium und die europäische Kommission greifen diesen Diskurs immer wieder auf, vor allem im deutschen Programm Ressourceneffizienz, kurz: ProgRess (BMUB 2016).

Digitalisierung, Tiefseerohstoffe und alte Forderungen

Seitdem die deutsche Rohstoffstrategie 2010 verabschiedet wurde, haben sich die globalen Märkte rasant verändert. Durch Überkapazitäten beim Abbau von Rohstoffen und eine globale Wirtschaftsrezession verbunden mit einem Rückgang der Nachfrage Chinas, sind die Preise für fast alle metallischen – und energetischen Rohstoffe – bis zum Jahr 2016 deutlich gesunken. Der Druck der Industrie auf die Politik, ihre Interessen an Versorgungssicherheit zu vertreten, hatte in den letzten Jahren abgenommen. Auch die zivilgesellschaftliche Arbeit konnte den Diskurs in Deutschland beeinflussen. So richtete zum Beispiel das BMWi im November 2015 eine „Internationale Rohstoffkonferenz“ zum Thema „Verantwortung übernehmen – Nachhaltigkeit in der Rohstoffwirtschaft fördern“ aus. Auch der vierte BDI-Rohstoffkongress im Juli 2014 stand unter dem Titel „Rohstoffversorgung verantwortungsvoll und nachhaltig sichern“.

Gleichzeitig konnten punktuell gegen die Interessen der Wirtschaft einige Standards und Gesetzgebungen auf den Weg gebracht werden. Dabei ist zum einen das Bilanzrichtlinie-Umsetzungsgesetz (BilRUG) aus dem Jahr 2015 zu nennen, in dem es vor allem um Zahlungstransparenz im Rohstoffsektor geht. BilRUG wurde notwendig, da die Europäische Union ihre Bilanz- und Transparenz-Richtlinien überarbeitet hat. Gerade zivilgesellschaftliche Netzwerke, wie Publish what You Pay (PWYP) haben sich sehr für eine höhere Zahlungstransparenz von Rohstoffkonzernen eingesetzt, die ihre Zahlungen an Regierungen offenlegen, um damit Korruption zu bekämpfen. Ebenfalls gegen den Widerstand der Industrie konnte zudem eine EU-Verordnung zu Konfliktmineralien durchgesetzt werden, durch die europäischen Schmelzen, Raffinerien und Importeuren von Gold, Tantal, Wolfram und Zinn – den sogenannten Konfliktmineralien – eine Sorgfaltspflicht auferlegt werden konnte.

Doch mit der Debatte um Industrie 4.0, Digitalisierung, Energiewende und Elektromobilität verschieben sich gerade die rohstoffpolitischen Diskurse erneut. Denn mit diesen Entwicklungen einher geht ein zukünftiger Bedarf an speziellen Rohstoffen wie Kobalt, Lithium, Graphit oder Seltenen Erden, die sehr häufig nur in sehr wenigen Ländern lagern und produziert werden. Der BDI legte daher im Oktober 2017 mit „Rohstoffversorgung 4.0 – Handlungsempfehlungen für eine nachhaltige Rohstoffpolitik im Zeichen der Digitalisierung“ ein angepasstes Positionspapier vor. „Dabei wird nicht nur die Nachfrage steigen, sondern sich auch der Bedarf von Rohstoffen verändern. [...] Vor diesem Hintergrund muss sich die Industrie gemeinsam mit der Politik auf die Veränderung des Rohstoffbedarfs vorbereiten. In dem Veränderungsprozess müssen alle drei Säulen der Rohstoffsicherung – Importrohstoffe, heimische Rohstoffe und Sekundärrohstoffe – in gleicher Weise berücksichtigt werden.“ (BDI 2017) Dazu rät der BDI, „Tiefseerohstoffe könnten beispielsweise in der

Zukunft einen wichtigen Beitrag zur langfristigen Versorgungssicherheit mit strategischen Rohstoffen leisten.“ (Ebd.) Viele der genannten Forderungen und „Ideen“ finden sich im Koalitionsvertrag von CDU/CSU und der SPD wieder. So werden dort explizit erstmals Tiefseerohstoffe genannt. Diese können einen potentiell „wichtigen Beitrag zur langfristigen Versorgungssicherheit mit strategischen Rohstoffen“ leisten, betont der Industrieverband (BDI 2017), worauf hin die Koalitionsparteien versprechen: „Vor dem Hintergrund des wachsenden Bedarfs an Hochtechnologie-Rohstoffen wollen wir Projekte im Tiefseebergbau vorantreiben und unterstützen die Durchführung von Pilot-Mining-Tests.“ (CDU/CSU und SPD 2018)

Die Risiken dieser neuen Technologie sind aber nicht abzuschätzen. Die Menschheit weiß heute mehr über den Mond als über die Tiefsee. Die negativen Konsequenzen des Abbaus sind sowohl für den Meeresboden als auch für die Nahrungskette des Menschen nahezu unerforscht. Wissenschaftliche Studien zeigen allerdings, dass unter der Meeressäule erst an den rohstoffreichen, kartoffelgroßen Manganknollen ein Leben für viele Arten entstehen kann. Auf dem ansonsten sandigen, lockeren Meeresboden finden viele Arten ohne die Knollen zu wenig Halt und Schutz zum Aufzug ihres Nachwuchses. Das heißt, dass Heben dieser Manganknollen ist ein massiver Eingriff in Ökosysteme, die sich zum Teil nur wenige Meter auseinanderliegend bezüglich ihrer Biodiversität massiv unterscheiden können. Zudem können weitere, unerforschte, negative Konsequenzen auftreten, wie Staubverwirbelung, Lärmbelästigung oder etwaige Unfälle beim Verladen der Rohstoffe an der Meeresoberfläche. Noch gravierender sind voraussichtlich die Auswirkungen der Gewinnung der Rohstoffe von metallreichen Krusten und Massivsulfiden, weil hier der technische Aufwand zur Abtragung der Krusten, deutlich höher sein wird. Die Spuren eines Testversuchs in den 1970er Jahren zum Hervorholen der Tiefseeressourcen hat gezeigt: Das Ökosystem am Meeresboden hat sich auch Jahrzehnte nach einem Eingriff nicht erholt. Tiefseebergbau ist eine noch nicht angewandte Hochrisikotechnologie und wird zu einer Ausrottung von unzähligen Arten unter Wasser führen, die uns zum Teil heute noch unbekannt sind (Reckordt 2017b).

Dennoch planen sowohl einige Staaten erste Explorationsversuche – Deutschland selbst hat über die BGR zwei Lizenzgebiete in der Hohen See – sowie der kanadische Konzern Nautilus in den Gewässern vor Papua-Neuguinea den weltweit ersten Abbau. Die lokale Bevölkerung, vor allem lokale Fischer protestieren aus Angst um ihre Lebensgrundlagen gegen das Vorhaben von Nautilus Minerals. Auch deutsche NGOs unterstützen lokale Organisationen, die sich in der Deep Sea Mining Campaign zusammengeschlossen haben und ein Verbot von Tiefseebergbau fordern (AK Rohstoffe 2016b).

Gerade die Zukunftstechnologien werden industriepolitisch verstärkt unter dem Aspekt der Erhöhung des Verbrauchs von Metallen und Industriemineralen diskutiert. Eine Studie der Deutschen Rohstoffagentur zeigt, dass sich die Nachfrage nach Rohstoffen wie Tantal, Lithium oder Kupfer in Zukunft vervielfachen wird (DeRa 2016). Auch die Fragen nach zukünftiger Energieer-

zeugung und Mobilität können auf die Nachfrage bestimmter metallischer Rohstoffe eine große Auswirkung haben. Das nutzt der BDI rhetorisch geschickt, um seine Interessen durchzusetzen und die alten Forderungen nach handelspolitischen Instrumenten im Rahmen der WTO oder im Rahmen der Freihandelsabkommen der EU zu stärken (BDI 2017).

Ausblick

Während bei der Korruptionsbekämpfung durch Zahlungstransparenz und der Diskussion um menschenrechtliche Sorgfaltspflichten entlang der Lieferkette im Rohstoffsektor in den letzten Jahren erste Fortschritte gemacht werden konnten, haben zahlreiche Medienbeiträge (vom Deutschland Radio und Enorm Magazin, über die WirtschaftsWoche bis zum ZDF) für eine Sensibilisierung für Umweltstandards und Menschenrechte in der Politik, Industrie und Gesellschaft gesorgt. Auf der anderen Seite ist – mit Hinblick auf planetare Grenzen, Klimakrise und Überlastung der Senken mit Umweltschadstoffen – die Diskussion um Suffizienz und Reduktion des absoluten Rohstoffverbrauchs nicht wesentlich konkreter geworden und kaum im politischen Diskurs verankert. Wenn überhaupt Suffizienz thematisiert wird, dann sehr häufig nur im Kontext von Konsumverzicht von privaten Konsument*innen (als „individuellem Konsum“), aber nicht im Sinne einer strategischen, nachhaltigen Wirtschaftspolitik, d.h. mit Bezug auf den „produktiven Konsum“ im Bereich der Industrie- und Konsumgüterproduktion. Sowohl die Industrieverbände als auch die herrschende Politik ignorieren diesen Diskurs.

Quellen

- AK Rohstoffe (2015): Verantwortung entlang der Lieferkette im Rohstoffsektor! Online unter: http://alternative-rohstoffwoche.de/wp-content/uploads/2015/07/verantwortung-entlang-der-lieferkette_webversion.pdf
- AK Rohstoffe (2016a): Für eine demokratische und global gerechte Rohstoffpolitik; online unter: https://power-shift.de/wordpress/wp-content/uploads/2016/08/AK_Rohstoffe_demokratische_und_global_gerechte_rohstoffpolitik.pdf
- AK Rohstoffe (2016b): Verbände fordern Stopp des Tiefseebergbaus! Kein Wettlauf um Rohstoffe auf Kosten von Umweltschutz und Menschenrechten.
- BDI (2017): Rohstoffversorgung 4.0 – Handlungsempfehlungen für eine nachhaltige Rohstoffpolitik im Zeichen der Digitalisierung; Berlin
- BHP Billiton (2016): The bullish thesis for copper (31.10.2016). Online unter: bhp.com/media-and-insights/prospects/2016/10/the-bullish-thesis-for-copper
- BMUB (2016): Deutsches Ressourceneffizienzprogramm II – Programm zur nachhaltigen Nutzung und zum Schutz der natürlichen Ressourcen; online unter: http://www.bmub.bund.de/fileadmin/Daten_BMU/Pools/Broschueren/progress_ii_broschuere_bf.pdf
- BMWi (2010): Rohstoffstrategie der Bundesregierung – Sicherung einer nachhaltigen Rohstoffversorgung Deutschlands mit nicht-energetischen mineralischen Rohstoffen. Berlin

- Bundestag (2015): Debatte im deutschen Bundestag: Kontroverse um Regeln zur Firmenverantwortung.
- CDU/CSU und SPD (2018): Ein neuer Aufbruch für Europa, Eine neue Dynamik für Deutschland, Ein neuer Zusammenhalt für unser Land – Koalitionsvertrag zwischen CDU, CSU und SPD; online unter: https://www.cdu.de/system/tdf/media/dokumente/koalitionsvertrag_2018.pdf?file=1
- DERA (2016): Rohstoffe für Zukunftstechnologien 2016; online unter: https://www.deutsche-rohstoffagentur.de/DERA/DE/Downloads/Studie_Zukunftstechnologien-2016.pdf?__blob=publicationFile&v=3
- Forum Menschenrechte et al. (2016): Zivilgesellschaftliches Engagement weltweit in Gefahr – Für gerechte Entwicklung, Umweltschutz, Demokratie, Menschenrechte und Frieden, Berlin
- Fuchs, Peter und Michael Reckordt (2013): Rohstoffsicherung in Deutschland und zivilgesellschaftliche Antworten; In: Peripherie Nr. 132, S. 501-510, Münster
- Global Witness (2017): Defenders of the Earth – Global killings of land and environmental defenders in 2016, London
- Heidelberg Institute for International Conflict Research (2017): Conflict Barometer 2016 – disputes, non-violent crises, violent crises, limited wars, wars, No. 25/2017. Online verfügbar. S. 21.
- Henning, Klaus und David Meienreis (2007): Die Rohstoffstrategie der BRD; In: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung, H. 71 (September 2007), S. 76-85
- Klare, Michael T. (2012): The Race for What's Left. The Global Scramble for the World's Last Resources. New York
- Khulumani Support Group et. Al. (2016): Plough back the fruits – the struggle for justice and restitution – The bodymaps of the widows of Marikana, Hamburg/Johannesburg/Wien
- London Mining Network (2017): "A terrible tragedy... we are desperately sorry..." – The BHP Billiton plc AGM 19 October 2017; Online unter: <http://londonminingnetwork.org/2017/11/a-terrible-tragedy-we-are-desperately-sorry-the-bhp-billiton-plc-agm-19-october-2017/>
- Max Planck Foundation (2016): Human Rights Risks in Mining – A Baseline Study, Heidelberg
- Rankin, John (2012): Energy Use in Metal Production; Presentation, Online unter: <https://publications.csiro.au/rpr/download?pid=csiro:EP12183&dsid=DS3>
- Reckordt, Michael (2017a): Globale Rohstoffpolitik im Interesse der Industrie; Forschungsjournal Soziale Bewegungen, Jg. 30, Heft 1 2017
- Reckordt, Michael (2017b): 20.000 Tonnen unter dem Meer; Online unter: <https://www.2030report.de/de/bericht/1400/kapitel/14-20000-tonnen-unter-dem-meer>
- UNEP (2009): From Conflict to Peacebuilding. The Role of Natural Resources and the Environment. Nairobi
- Werland, Stefan (2012): Debattenanalyse Rohstoffknappheit; Projekt Ressourcenpolitik (PolRess), PolRess Arbeitspapier AS 5.1, Berlin

Vergebliche Liebesmüh?

Anmerkungen zu Thomas Kuczynskis Gesamtausgabe von Band 1 des „Kapitals“

Die von Thomas Kuczynski herausgegebene und bearbeitete „Neue Textausgabe“ von Band 1 des Marxschen „Kapitals“¹ basiert auf dem Text der 2. verbesserten deutschen Auflage von 1872/73. Soweit Textstellen von diesem Grundtext inhaltlich abweichen, fußen sie durchweg auf der Bewertung und Ausschachtung von Materialien, die Marx zusammengestellt hat, um eine weitere sachlich durchdachte deutsche Auflage vorzubereiten bzw. um vorteilhaftere Lösungen für Übersetzungen ins Russische, Französische und Englische zu finden, notiert entweder in speziellen Änderungslisten oder in seinen Korrektorexemplaren der einzelnen Ausgaben von Band 1.

Marx wollte genau das auch tun. Bei Übersetzungen sollte die 2. deutsche Auflage zugrunde gelegt, die argumentativ und in der Darstellung besseren Passagen aus der französischen Ausgabe sollten implantiert werden. Dazu heißt es bei Kuczynski: Marx „schwebte im Grunde das vor, was heute editionswissenschaftlich eine Kontamination genannt wird, zu deutsch: eine Besudelung oder Entweihung – immerhin des eigenen Werks. Dies und nichts anderes sollten – nach dem Willen des Autors – die Übersetzungen sein.“ (S. 766)

Marx wollte das tun, was wir alle ständig tun. Manche Argumentationsstränge gehen einem leicht von der Hand, bei anderen hapert es mit der Stringenz. Für sie braucht man länger. Am Ende fügt man vermeintlich Bestes mit vermeintlich Bestem zusammen in der Hoffnung auf ein kohärentes Produkt. Warum ist das „zu deutsch“ eine Besudelung oder eine Entweihung? Für mich auch deshalb nicht zu verstehen, weil Kuczynski *seine eigene* „Neue Textausgabe“ damit als eine „besudelte“ einstuft. Beides musste nicht sein.

Zum Aufbau der Edition

Die Gliederung des Textes erfolgt gemäß der 2. Auflage in 25 Kapiteln (33 in der französischen Ausgabe), wobei Kuczynski das 24. Kapitel „Die ursprüngliche Akkumulation“ und das 25. Kapitel „Die moderne Kolonisationstheorie“ wie in der französischen Ausgabe als 8. Abschnitt präsentiert. Zitate hat er bis auf wenige Ausnahmen übersetzt (was für den Fachmann ein Nachteil sein kann wegen der Recherchen zur Provenienz), folgerichtig daher auch Anglizismen und Gallizismen eliminiert. Im Unterschied dazu rechnet Kuczynski Fremdwör-

¹ Karl Marx: Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozess des Kapitals. Neue Textausgabe, bearbeitet und herausgegeben von Thomas Kuczynski, 800 Seiten, Hardcover mit USB-Card, Hamburg 2017, VSA-Verlag, EUR 19,80. Vgl. auch: Thomas Kuczynski, Die historisch-kritischen Editionen von Kapital Band I in der MEGA – unabdingbarer Ausgangspunkt einer neuen Textausgabe, in: Z 100 (Dezember 2014), S. 197-214.

ter einerseits zu den sprachlichen Eigenheiten von Marx, andererseits zum Bildungsgut des Lesepublikums, weshalb nur in einschlägigen Quellen nicht nachgewiesene erläutert werden. Englische Maße und Gewichte werden in eckigen Klammern in deutsche umgerechnet, Währungen selbstverständlich nicht, sondern wie das britische Pfund Sterling an einer Stelle stellvertretend erklärt.

Hans-Joachim Lieber hatte 1973 bei seiner Besprechung des 1972 erschienenen Probandes der MEGA² mit Probestücken aus allen vier Abteilungen in der „Internationalen Wissenschaftlichen Korrespondenz“ konstatiert, dass die Benutzung der umfangreichen Variantenverzeichnisse „eine gewisse Zeit des Einlesens“ erforderten, „aber dann keine Mühe mehr“ bereiteten.² Kuczynski reklamiert das auch für sich. Allerdings verspricht er seinen Lesern mit seinem Apparat zum Text gegenüber den Variantenverzeichnissen der MEGA²-Bände II/5 bis II/10 einen beträchtlichen Gewinn: „Nicht nur ist die Suche in den bis zu sechs verschiedenen Verzeichnissen ziemlich mühselig und zeitaufwendig, viel schwerer fällt ins Gewicht, dass bei einer solchen Aufspaltung in nicht ganz wenigen Fällen für eine editionskritische Analyse wesentliche Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Eintragungen übersehen werden müssen. Dies ist der Hauptgrund, dass die in MEGA² voneinander getrennten Verzeichnisse zu einem einzigen verschmolzen sind.“ (S. 784) Er hätte auch hier sein Projekt bedachtsamer rühmen können. Die Redaktion der MEGA² hatte seinerzeit entschieden, sowohl den textlichen als auch den wirkungsgeschichtlichen Eigenheiten aller Ausgaben von Band 1 zwischen 1867 und 1890 Rechnung zu tragen. Ein Variantenverzeichnis sollte die Textentwicklung gegenüber der jeweils vorangegangenen Ausgabe dokumentieren, Erläuterungen, wenn möglich, die Gründe dafür aus dem Gesamt-schaffensprozess von Marx erklären. Sechs „Kapital“-Texte, fünf Variantenverzeichnisse: „Aufzuspalten“ war da nichts. Analog dazu liegt bei Kuczynski der „Hauptgrund“ für die Zusammenführung der Varianten nicht in seiner Intention einer Kenntlichmachung „wesentlicher Zusammenhänge“, sondern im Fakt der Verschmelzung von sechs Texten zu einem. Unbestritten ist, dass eine solche geduldige Zusammenfassung der Textänderungen vieles zutage fördern kann, was zu erschließen den jeweiligen Bearbeitern der Bände entweder ihr Zeitbudget nicht erlaubte oder wegen des fehlenden Zugangs zu den Quellen nicht möglich war. Sowieso sind wir alle 30 Jahre später klüger.

Wie kann man sich der „Neuen Textausgabe“ am besten nähern? Fängt man sie von vorn an mit den Wertformen, so wird sie einen noch unfreundlicher empfangen als etwa die 2. deutsche Auflage im MEGA²-Band II/6. Es wird ja nicht nur die Zusammenfassung beider Wertform-Darstellungen der 1. Auflage dokumentiert, sondern alle späteren Änderungen werden ebenfalls nachgewiesen. Kuczynski meint unter Bezug auf Karl Korsch, man sollte mit Kapitel V anfangen, da man hier den Erfahrungen des eigenen Arbeitsalltags begegnen könne. (S. 763) – Wer über keinen solchen Arbeitsalltag verfügt, beginnt am besten mit den Problemen, die ihn interessieren.

² IWK, H. 19/20, Dezember 1973, S. 145.

Die „route royale pour la science“ und das populäre Problem der Popularisierung (Verflachung)

Die „Inhaltsübersicht“ eingangs verweist als Erstes auf „Vorworte (von Marx)“. Was allerdings folgt, sind das Vorwort zur 1. Auflage (entnommen aus der 2. Auflage) und der Brief von Marx an den französischen Verleger von Band 1 Claude-Maurice La Châtre vom 18. März 1872. Kuczynski befördert diesen im Haupttext zum „[Geleitbrief zur französischen Ausgabe]“ (S. 13). Im Kommentar wird daraus ein Fakt: sein „Geleitbrief“ (S. 762), Seiten später sogar „Marx' Vorwort“ (S. 771).³

Schon die Klassifizierung des Briefs als „Geleitbrief“ ist kühn. Das konnte von Marx schon deshalb nicht intendiert sein, weil zum Zeitpunkt des Briefes La Châtre gerade mal über die Übersetzung des 1. Kapitels und des deutschen Vorworts verfügte.⁴ Dass dieser den Brief wie seine fiktive, niemals an Marx abgeschickte Antwort der Ausgabe voranstellte, hatte Gründe: Marx stand für ein Vorwort nicht zur Verfügung, La Châtre selbst traute sich keine Einführung zu, und eine Engels angetragene kurze Marx-Biographie kam nicht zustande, weil man sich über deren politisches Ausmaß nicht einig wurde. Klar ist, dass es sich bei Marx' Brief und der fiktiven Antwort von La Châtre – dieser gab sich überzeugt, dass die Leser Marx bis zum Ende seiner großartigen Theorien folgen würden, natürlich sei aller Anfang schwer⁵ – um eine editorische Einheit handelt, die, zerlegt man sie, beide Teile verstümmelt.

Marx hatte La Châtre französisch geschrieben. Kuczynski übersetzte den Brief neu ins Deutsche. Zu Recht, wie ich meine. Denn natürlich heißt „route royale pour la science“ „Königsweg für die Wissenschaft“ und ist etwas generell anderes als die von der Interpretation vielgeschundene „Landstraße für die Wissenschaft“ in MEW 33 oder vorher die „breite Straße“ in Sočinenija 33.⁶ Durch die Übersetzung wird auch deutlicher, dass Marx im Brief Analyse und Darstellung vermischt und eine falsche Lektion erteilt hatte. Der weitaus größte Teil seines Leserpublikums hatte mitnichten den Anspruch, ihm auf dem steinigen Pfad der wissenschaftlichen Analyse hinterher zu stapfen. Es wollte die gefundenen Lösungen verständlich dargestellt bekommen, Schritt für Schritt. Nicht mehr und nicht weniger.

Die Chancen des Übersetzers Joseph Roy auf Anerkennung seiner Arbeit standen von vornherein nicht sonderlich gut. Zwar hatte Marx mit La Châtre eine „Volksausgabe“ vereinbart; im Klaren darüber, was das für die sprachliche Transformation ins Französische bedeutete, war er sich indessen wohl nicht. Anfangs zufrieden mit der Übersetzung, übermannte ihn schnell das Gefühl der „Verflachung“, von Engels immer wieder befeuert. Wie schon bei früheren Gelegenheiten hielt er die Präzision seiner Wortwahl und seinen Satzrhythmus für alternativlos. Jetzt, in

³ Die französische Ausgabe präsentiert den Brief erst im Inhaltsverzeichnis als „Préface“. (Siehe MEGA² II/7, S. 698).

⁴ Siehe ebenda, S. 718.

⁵ Siehe ebenda, S. 10.

⁶ Siehe MEW 33, S. 434, und Sočinenija 33, S. 364.

der Situation einer Art Beugehaft, musste er lernen, sie im Kontext einer Übersetzung zu hinterfragen. Berechtigt wird im MEGA² II/7 darauf verwiesen – und Kuczynski schließt sich dem an, wenngleich im „Außendienst“ und natürlich mit ungleich mehr Pathos⁷ –, dass die Darstellung von Marx dadurch gewann. Dieser erkannte das 1875 in einer „Avis au lecteur“ auch ausdrücklich an: Roys genaue Übersetzung habe ihn gezwungen, den Text für den Leser zugänglicher zu machen.⁸

In der Literatur wird gern darauf verwiesen, dass Marx in der französischen Auflage erstmals zwischen der Konzentration und der Zentralisation von Kapital unterschieden habe. Kuczynski hält Korsch vor, dass er 1932 bei seiner Ausgabe von Band 1 wegen der Zugrundelegung der 2. deutschen Auflage eben diese Unterscheidung verpasst habe. (S. 771) Mir scheint, dass es sich hier eher um eine Frage der Übersetzung handelt als um eine der Begriffsschärfung. Konzentration und Zentralisation bedeuten beide Zusammenfassung von etwas. Deshalb sprach Marx 1866 in einer Fußnote 79, die er dann nicht in die 1. Auflage übernahm, auch von „unmittelbaren Produzenten“, die „*expropriert* werden unter dem Namen der *Concentration des Capitals* (Centralisation)“.⁹ Wegen dieser Ähnlichkeit entschied er sich, in Analogie zur Naturwissenschaft besser von Attraktion und Repulsion des Kapitals zu sprechen, auch in der 1. deutschen Auflage. Akkumulation und Konzentration von Kapital lassen sich leicht unterscheiden. Konzentration und Zentralisation des Kapitals müssen gegeneinander definiert werden.

Der Transatlantik, irische Grünfrüchte und ein nörgelnder Autor noch dazu

Kuczynski meint über seine Dokumentation der Textentwicklung, es komme ihm nicht auf Lesbarkeit und leichtes Nachvollziehen an, „ein in vielen Fällen sinn- bis hoffnungsloses Unterfangen“, sondern auf die exakte Wiedergabe von Marx' Operationen. „Einige Fachkenntnis“ sei vonnöten. (S. 785f.) Das ist alles zutreffend. Auch eine billige Volksausgabe hat so ihren Preis. Wer sich von Varianten unterhalten fühlen will, muss sich um das Bühnenbild schon selbst kümmern. Nachfolgend dafür ein Beispiel.

Marx hatte 1867 im Vorwort zur 1. Auflage angemerkt, dass nicht nur in den europäischen Kulturländern die Umwandlung der Kapitalverhältnisse fühlbar und unvermeidlich sei, sondern auch jenseits des transatlantischen Ozeans.¹⁰ Fast mitteilidig schon registriert man dazu die furchtsame Korrektur in MEGA² II/5 (1983, dem Band zum 100. Todestag von Marx): „atlantischen]D1 transatlantischen Korrigiert nach Briefen von Engels an Marx, 9. September 1867, und Marx an Engels, 11. September 1867.“¹¹ Engels hatte am besagten Tag spöttisch bei Marx

⁷ Siehe Thomas Kuczynski: Work in Progress – »Das Kapital«. Die Erstausgabe und ihre weitere Bearbeitung, in: Marxistische Blätter 5/2017, S. 60f.

⁸ Siehe MEGA² II/7, S. 690.

⁹ Karl Marx: Das Kapital (Ökonomisches Manuskript 1863–1865). Erstes Buch. Einzelne Fußnoten, in: MEGA² II/4.1, S. 134.

¹⁰ Siehe MEGA² II/5, S. 14.

¹¹ Ebenda, S. 675, Korr. 14.29.

angefragt, wo denn der *transatlantische* Ozean ströme. Marx war verärgert: Für die Behebung dergleichen „lapsus pennae“ (Schreibfehler) sei der letzte Korrektor zuständig. Übrigens habe auch die Redaktion der „Zukunft“ bei ihrem Abdruck des Vorworts (Otto Meißner hatte eine verkürzte Fassung des Vorworts als Sonderdruck an die Presse gegeben) den Fehler nicht bemerkt.¹² Auch Spott von außen stand zu befürchten. Marx strich in seinem Arbeitsexemplar der 1. Auflage das „trans“ eher sanft, mit einem weichen Bleistift.¹³ Als er am 9. November 1871 Nikolaj F. Daniel'son einige wenige Stellen zur Änderung für die russische Übersetzung auflistete, war diese Korrektur nicht dabei.¹⁴ Marx war in Eile; Grabenkämpfe im Generalrat der IAA beanspruchten seine ganze Aufmerksamkeit.

Natürlich konnte Kuczynski innerhalb seiner Ausgabe um kaum eine Textänderung ein Forschungsfeld aufbauen. Er teilt zur Textstelle die Streichung im Handexemplar mit und zitiert aus beiden Briefen (siehe App., S. 5, 133<g8>). An anderer Stelle wertet er den Vorgang als Zeichen dafür, dass Marx solche formellen Sachen nicht interessierten. Briefstellen wie die folgende scheinen das zu stützen: „Du verstehst, my dear fellow“, so Marx am 20. Februar 1866 an Engels, „daß in einem Werke wie meinem manche shortcomings im Détail existieren müssen.“¹⁵ Meine Erfahrungen besagen allerdings, dass es für Marx ein ziemlicher Unterschied war, ob er selbst sich Fehler gönnte oder ob sie ihm von Dritten aufgetischt wurden. (Wie einer von uns.) Sie besagen des Weiteren, dass er zwischen 1868 und 1881 mit den Manuskripten zum 2. Buch auch deshalb immer wieder ins Stocken kam, weil er selbst bei Reinschriften von stark korrupten Texten nach anfänglich gutem Beginn schnell darauf verfiel, auch die Formulierungen in den Abschriften in Frage zu stellen, sie wieder und wieder zu bürsten.

Wie dem auch sei. Beim „Transatlantik“ handelte es sich keineswegs um einen „Schreibfehler“, sondern um eine von Marx transportierte Gedankenlosigkeit. In einer älteren längeren Erörterung nach August 1866 nämlich, unter dem Schlagwort „Irland. Emigration“ und von Marx versehen mit der Notenummer 77, umströmt uns der Transatlantik im schönen Pathos des alten Vergil: „Die Irländer [...] tragen nicht nur ihre eignen Knochen nach Amerika, sondern sich selbst, und das ‚Exoriare aliquis ultor‘ wird furchtbar, jenseits des Transatlantic.“¹⁶

Marx hatte diese Seite offenbar zur Hand, als er im Sommer 1867 sein Vorwort niederschrieb. Und er hatte sie auch zur Hand, als er 1867 noch auf den letzten Metern seiner Durchsicht der Druckfahnen mehrere Statistiken zu Irland einfügte: Die Pachten 1864 nach Anzahl und Umfang; die Zu- oder Abnahme des bebauten Bodens 1865, des Produkts per Acre, und des Gesamtprodukts, verglichen mit 1864; die Zu- oder Abnahme der Bodenfläche zum Fruchtanbau oder

¹² MEW 31, S. 341f.

¹³ Mitgeteilt in MEGA² II/6, S. 1248, Autorkorr. 21.

¹⁴ Siehe MEW 33, S. 311–313.

¹⁵ MEW 31, S. 183.

¹⁶ Marx: Das Kapital (Ökonomisches Manuskript 1863–1865). Erstes Buch. Einzelne Fußnoten [...]. S. 133.

als Wiese/Weide 1861 bis 1865; der Viehbestand 1860 bis 1865.¹⁷ Dabei übernahm Marx in die „Tabelle C“ eine Statistik zum Gesamtprodukt ausgewählter „Grünfrüchte“ 1864 und 1865, die er 1866 auf dem Blatt mit der Note 77 notiert hatte, und zwar gleich unter dem tosenden „Transatlantic“. Sämtlich eher Material für das Rentenkapitel von Buch 3, fügte Marx die Statistiken bereits in Band 1 ein, um bei der lebhaft diskutierten Tagesfrage Irland präsent zu sein. In der Debatte spielte etwa John Stuart Mill eine provokante Rolle mit seiner für Marx hochinteressanten und bis heute aktuellen Kritik, dass England dem annektierten Irland sein Wirtschaftsmodell überstülpen wolle.

Engels war über diese Wendung eher weniger glücklich. Wie Marx wusste, trug er sich mit dem Gedanken, eine größere Abhandlung über die „irische Frage“ zu schreiben. Er schimpfte über die „irischen Einschübe“: Übereilt, das Material schlecht verarbeitet, im Resultat „oft positiv unverständlich.“¹⁸ Als Marx ihn Mitte September 1867 in Manchester besuchte¹⁹, kamen sie zu Details. Engels monierte einen Hinweis auf eine Tabelle. Marx prüfte den Sachverhalt zu Hause: „Du hättest allerdings lang in Tabelle C suchen können, um die Abnahme im Bau der Grünfrucht (S. 695) zu finden. Herr Wigand hat C gedruckt statt B (S. 690), wo zu lesen steht, unter Rubrik ‚Grünfrucht‘, daß von 1861–65 107 984 Acres außer Bebauung geworfen wurden. Du wirst überhaupt dem Druckfehlerverzeichnis p. 784 ansehen, daß Herr Wigand, um es auf die letzte Seite zu hängen, willkürlich von p. 292 an dasselbe verkürzt hat.“²⁰

Höchste Zeit für einen Einschub, da Marx erneut (wie an vielen anderen Stellen noch, wir kennen derartige Entgleisungen auch von der Insatzegebe von „Zur Kritik ...“, Heft 1), den Satz kritisierte. Nicht er, Marx, hatte das 6. Kapitel bei der Korrektur willkürlich ausgedehnt, nein, Wigand hatte das Druckfehlerverzeichnis willkürlich verkürzt. Marx hatte von der Kalkulation der Insatzegebe eines Buches, deren Abläufen, den begrenzten Möglichkeiten eines Textaustausches im Rahmen eines bereits gesetzten Bogens usw. keinen blassen Schimmer. Von anderer Warte aus betrachtet: Marx wusste nichts davon, wieviel Bleiletern, Zwischenstücke und Blindmaterial ein geübter Setzer im Handsatz pro Schicht zu bewegen in der Lage war. Er, der sich in seinen Manuskripten nach 1867 zu Buch 2 und 3 auf ein Zehn-Stunden-Arbeitstagmodell umgestellt hatte (siehe MEGA² II/4.3), hatte offenbar nichts gegen Überstunden und Arbeitshetze in einer Druckerei, sobald es um sein „Kapital“ im Setzkasten ging.

Doch zurück zu den Irland-Passagen: Der Abschnitt über Irland sei in der Tat „sehr flüchtig geschrieben“, räumte Marx im Brief vom 4. Oktober 1867 ein. Das könne aber in einer 2. Auflage „mit wenigen formellen Änderungen“ behoben werden. „Die Hauptsache sind die facts, die in England selbst nicht bekannt

¹⁷ Siehe MEGA² II/5, S. 566–573.

¹⁸ Engels an Marx, 1. September 1867, in: MEW 31, S. 334.

¹⁹ Siehe ebenda, S. 667, Anm. 382.

²⁰ Marx an Engels, 4. Oktober 1868, ebenda, S. 352.

sind.“²¹ Eben. Gerade angesichts der heißen Irland-Debatte hätte Marx allen Grund gehabt, die „Hauptsache“, die „facts“, zu überprüfen. Seine Zahlen bestätigen, dass auf ihn Verlass war, wenn es darum ging, sich beim einfachen Addieren und Subtrahieren zu vertun oder Angaben in einer Tabelle fehlerhaft abzuschreiben.²² Aber nicht nur das. Im „Entwurf des Vortrags über den Fenianismus im Deutschen Arbeiterbildungsverein London am 16. Dezember 1867“ führte Marx andere Zahlen an für das irische Bevölkerungswachstum und die Emigration, noch andere auf der Einzelseite für Buch 1 mit der Notenummer 77.

In der 2. Auflage von Band 1 kündigte Marx an, er werde in Band 2 (Buch 2 und 3) im Abschnitt über das Grundeigentum nachweisen, dass die Grundeigentümer und die englische Gesetzgebung die Hungersnot und die damit verbundenen Umstände ausnutzten, um die Agrarrevolution durchzusetzen und die Bevölkerung zu dezimieren.²³ Er aktualisierte in der 2. Auflage die erwähnten Tabellen punktuell.²⁴ Nichts tat er für ihre Verarbeitung im von Engels gemeinten Sinne; dieser lieferte auch noch für eine modifizierende Fußnote die Vorlage.²⁵

Der vermeintliche „Setzerfehler“ bei Tabelle C alias B überlebte alle weiteren Auflagen. Marx war ein Getriebener, von seinen eigenen Ansprüchen und den Erwartungen Dritter, die er allerdings selbst reichlich geschürt hatte.

Zum wenig rühmlichen Schicksal einer Fußnote *oder* zum Einfluss Dritter auf die Textgestaltung

In der 1. Auflage von Band 1, Kapitel 3, Punkt 5: Rate und Masse des Mehrwerts, erklärt Marx: „Der Geld- oder Waarenbesitzer verwandelt sich erst wirklich in einen Kapitalisten, wo die für die Produktion vorgeschossene Minimalsumme weit über dem mittelaltrigen Maximum [des Handwerksmeisters – d. A.] steht.“ Hier wie in der Naturwissenschaft, so Marx weiter, bewähre sich Hegels in seiner *Logik* entdecktes Gesetz, dass auf bestimmter Stufe „bloß“ *quantitative* Veränderungen zu *qualitativen* Unterschieden führten. In einer Fußnote dazu sucht er methodischen Rückhalt: „Die in der modernen Chemie angewandte, von *Laurent* und *Gerhardt* angebahnte, von Prof. *Wurtz* zu Paris zuerst wissenschaftlich entwickelte *Molekulartheorie* beruht auf keinem anderen Gesetze.“²⁶

Die Note führt die Nummer 205a. Das „a“ verrät uns, dass Marx sie eingefügt hat, nachdem er die Noten des 3. Kapitels bereits durchgehend paginiert hatte. Allem Anschein nach sogar erst, als er im Sommer 1867 den betreffenden Bogen korrigiert hat – und Engels könnte ihn dazu inspiriert haben. Er hatte Marx am 16. Juni 1867 beiläufig mitgeteilt, dass er sich gerade mit dem Buch des deutschen Chemikers August Wilhelm Hofmann „Einleitung in die moderne Che-

²¹ Ebenda.

²² Siehe die betreffenden Korrekturen in MEGA² II/5, S. 691, und II/6, S. 1271.

²³ Siehe MEGA² II/6, S. 643, Fn. 188a.

²⁴ Siehe z. B. ebenda, S. 638, Fn. 183.

²⁵ Siehe ebenda, S. 640, Fn. 186a, 1115 und 1237, Var. 640.11–12, 41–42.

²⁶ MEGA² II/5, S. 246.

mie [...]“ befasst hätte: „Die neuere chemische Theorie mit all ihren Fehlern ein großer Fortschritt gegen die frühere atomistische. Die Moleküle als kleinster *selbständiger Existenz fähiger* Teil der Materie ist eine ganz rationelle Kategorie, ein ‚Knoten‘ wie Hegel sagt, in der unendlichen Reihe der Teilungen, der sie nicht abschließt, aber einen qualitativen Unterschied setzt. Das Atom –früher als Schranke der Teilbarkeit dargestellt – ist jetzt bloß noch ein *Verhältnis* [...] Im übrigen sind die in dem Buch konstatierten Fortschritte der Chemie wirklich ungeheuer, und Schorlemmer sagt, daß diese Revolution noch täglich vor sich geht, so daß man alle Tage neue Umwälzungen erwarten kann.“²⁷ Marx hat in seiner Antwort vom 22. Juni kundtun wollen, dass er über die Entwicklung der Chemie auf dem Laufenden sei. Er verwies Engels zunächst auf die obige Stelle im „Kapital“, um dann selbstgefällig fortzufahren: „In der *Note* zum Text (ich hörte damals gerade den Hofmann) erwähne ich die *Molekulartheorie*, aber nicht Hofmann, der *nichts* in der Sache erfunden hat, außer den Strich, sondern Laurent, Gerhardt und Wurtz, welcher letztere der *eigentliche Mann* ist. Infolge Deines Briefs erinnerte ich mich dunkel der Sache und sah daher mein Manuskript nach.“²⁸ „Olle Kamellen“ also für Marx, in Worten von Fritz Reuter?

Hofmanns „Einleitung in die moderne Chemie“ war auf Basis von Vorträgen entstanden, die er 1865 am „Royal Collage of Chemistry“ in London gehalten hatte. Wenn Marx 1865 einen Teil dieser Vorträge besucht haben und sich dazu im seinerzeitigen Manuskript zum 1. Buch Notizen gemacht haben sollte – bisher fehlen uns dafür die Belege²⁹ – rechtfertigt das keineswegs die alpha-numerische Zählung der Note 205a, die darüber hinaus ja sogar die Druckvorlage zum 1. Band von 1866/67 überlebt hätte.

Engels wird sich über die Zählung der Note 205a auch so seine Gedanken gemacht haben, nachdem er den entsprechenden Abzug des Druckbogens in der Hand hatte. Vorerst aber verneinte er die sachliche Richtigkeit von Marx' Feststellung: „Wegen der Molekulartheorie sagt mir Schorlemmer, daß die Hauptkerle dabei Gerhardt und Kekulé sind, daß Wurtz nur popularisiert und ausgearbeitet hat. Er wird Dir ein Buch schicken, worin die historische Entwicklung des Gegenstandes dargestellt wird.“³⁰

Für das Buch, das Carl Schorlemmer Marx in Aussicht stellte, kommt am ehesten in Frage Henry E. Roscoes „Kurzes Lehrbuch der Chemie nach den neuesten Ansichten der Wissenschaft. Deutsche Ausgabe [...] bearb. von Carl Schorlemmer“, Braunschweig 1867, zu diesem Zeitpunkt aber gerade erst im Druck. Marx erkundigte sich bis Anfang September 1867 wiederholt bei Engels nach dem avisierten

²⁷ MEW 31, S. 304.

²⁸ Ebenda, S. 306.

²⁹ Ein ähnlicher Fall: Am 13. Februar 1866 hatte Marx Engels erklärt, dass er die Theorien der deutschen Chemiker Liebig und Schönbein durchgeost habe; am 20. Februar hat er Engels die Stickstoffexperimente Schönbeins näher beschrieben. (Siehe ebenda, S. 178 und 183.) Dazu benutzt hat er seine Aufzeichnungen zu Liebig. Schönbein hat er nie gelesen.

³⁰ Ebenda, S. 309.

Buch; natürlich hoffte er, die Note 205a während der Korrekturphase noch ändern zu können, wie er es bei anderen Textstellen auch getan hatte. Das klappte nicht, weshalb er sich im Brief an Engels vom 27. November deutlich pikiert zeigte: „Wie steht es mit des Herrn Schorlemmer Chemie, die ich erhalten sollte?“³¹ Tage später hielt Marx das Buch in den Händen, es gefiel ihm „außerordentlich“.³² Zwar spielte es, alsbald ein Standardwerk, für das Prioritätsproblem von Note 205a keine Rolle, weder Laurent und Gerhardt noch Wurtz werden dort überhaupt erwähnt. Dafür wird der moderne Stand der chemischen Analyse samt ihrer technologischen Umsetzung für den Laien verständlich dargeboten und dem Leser der optimistische Eindruck vermittelt, dass trotz beeindruckender Leistungen auf vielen Feldern die chemische Wissenschaft sich immer noch in ihrer Jugendphase befinde. Marx besorgte sich 1868 und später eine Reihe weiterer Bücher zur Entwicklung der Chemie, insbesondere zur Agrochemie.³³

Durch welche Quellen auch immer Marx bei der Umgestaltung der Textstelle noch beeinflusst wurde: Er bat am 9. November 1871 Nikolaj F. Daniel'son, bei der sich in Arbeit befindlichen russischen Übersetzung von Band 1 des „Kapitals“ in Note 205a die Wendung „angebahrte, von Prof. Wurtz zu Paris“ wegzulassen. Diese Änderung sei „von einiger Wichtigkeit“.³⁴ Zuvor hatte er diese Worte in seinem Korrektorexemplar von Band 1 gestrichen.³⁵ Den Hinweis Schorlemmers auf Kekulé aber setzte er nicht um.

Natürlich fehlte in der 2. deutschen Auflage der Hinweis auf Wurtz, ebenso in allen nachfolgenden Ausgaben. In der französischen Ausgabe erhielt die Note 205a die fortlaufende Zählung 216³⁶, in der 3. deutschen Auflage hingegen haben wir es erneut mit Note 205a zu tun, verbunden mit einer längeren Erklärung von Engels. Deren Geschichte hatte ihre Wurzeln in der Auseinandersetzung mit Eugen Dühring.

Dühring hatte Marx (und Lassalle) 1875 in der 2. Auflage seiner „Kritischen Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus“ mangelnde Kenntnis der modernen naturwissenschaftlichen Denkweise vorgeworfen. „Halbwissenschaft“ und „Philosophasterei“ würden stattdessen zur „gelehrten Aufstutzung“ dienen. Als Beispiel für den stutzerhaften Umgang mit den Naturwissenschaften wählte er jene eingangs erwähnte Passage vom Umschlag von Geld in Kapital.³⁷ Engels

³¹ Ebenda, S. 391.

³² Marx an Engels, 30. November und 7. Dezember 1867, ebenda, S. 398 und 405.

³³ So Hermann Kopp: Sonst und jetzt in der Chemie. Ein populärwiss. Vortrag, Braunschweig 1867, in der SPD-Bibliothek den Marx-Büchern zugeordnet, Besitzvermerk „C. Schorlemmer“: (Siehe Die Bibliotheken von Karl Marx und Friedrich Engels. Annot. Verzeichnis des ermittelten Bestandes, in: MEGA² IV/32, Nr. 685.) So auch Ad. Wurtz: Histoire des doctrines chimiques depuis Lavoisier jusqu'à nos jours“, Paris, Londres, Leipzig 1869, mit Marginalien auf 158 (!) Seiten. (Siehe ebenda, Nr. 1432.)

³⁴ MEW 33, S. 311–313.

³⁵ Siehe MEGA² II/6, S. 1199, Var. 308.43.

³⁶ Siehe MEGA² II/7, S. 262.

³⁷ Eugen Dühring: Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus, 2. theilw.

brachte 1878 im „Anti-Dühring“ Marx’ tatsächlich recht zerfahrene Darstellung des Problems in eine logische Ordnung und zitierte dabei auch die Fußnote 205a. Er befand sie als zu unbestimmt: „Damit aber auch dritte Leute in den Stand gesetzt werden, zu entscheiden, wollen wir das in der Marx’schen Note angeführte Exempel etwas näher betrachten.“ Engels wandte sich daraufhin ausführlich den (nach seiner Auffassung von Marx gemeinten) homologen Reihen von Kohlenstoffverbindungen zu. Durch einfachen quantitativen Zusatz von Elementen zu einem Stoff würden Stoffe neuer Qualität entstehen.³⁸

Hinter diese Erörterung konnte Engels in der 3. Auflage von Band 1 (1883) nicht zurückgehen. Er sprach von Marx’ Feststellung in Note 205a als einer „für den Nichtchemiker ziemlich dunklen Anmerkung“, die einer Erläuterung bedürfe. Er reproduzierte Erklärungen im „Anti-Dühring“ fast wörtlich. Marx meine die von C. Gerhardt 1843 zuerst so benannten „homologen Reihen“ von Kohlenwasserstoffverbindungen. Durch einfachen quantitativen Zusatz von CH_2 zur Molekularformel von Paraffinen, Alkoholen oder Säuren würde jeweils ein qualitativ neuer Körper entstehen.

Man hätte sich zu Marx’ „ziemlich dunkler“ Anmerkung eine „weniger dunkle“ Erklärung von Engels vorstellen können. Durch einen „quantitativen Zusatz“ zu einer Formel ergibt sich eine andere Formel, nicht aber ein qualitativ neuer Stoff. Die neue Formel kann diesen nur repräsentieren. Mehr noch ärgert mich diese abschließende Bemerkung von Engels: „Ueber die, von Marx überschätzte, Theilnahme Laurent’s und Gerhardt’s an der Feststellung dieser wichtigen Thatsache vgl. Kopp, Entwicklung der Chemie, München 1873, S. 709 und 716, und Schorlemmer, Rise and Progress of Organic Chemistry, London 1879, p. 54.“³⁹ Erst hatte Marx auf Anraten von Engels auf die Erwähnung von Wurtz verzichtet, jetzt attestierte Engels ihm, dass er auch bei der Beurteilung von Laurent und Gerhardt nicht ganz richtig lag. Und das ausgerechnet mit dem Hinweis auf zwei Titel von 1873 und 1879 (im Originaltitel von Schorlemmer heißt es übrigens „Development“ nicht „Progress“), die Marx also 1867 und 1872 gar nicht gekannt haben konnte.

Soweit zur Historie von Fußnote 205a. Es gibt ähnliche, wenngleich weniger exzessive Geschichten. Im Bemühen um die Naturwissenschaften und die Mathematik im Rücken, suchte Marx nach methodischen Analogien und bot sie nicht nur einmal wenig durchdacht an. In der 1. Auflage hatte er in einer versteckten Polemik gegen Wilhelm Roscher erklärt, Justus von Liebig’s „historische Aperçus“ zur Geschichte der Landwirtschaft enthielten mehr Lichtblicke als die Schriften sämtlicher modernen politischen Ökonomen zusammengekommen.⁴⁰ In der 2. Auflage verzichtete er auf diese deplatzierte totale Kon-

umgearb. Aufl., Berlin 1875, S. 504.

³⁸ Friedrich Engels: Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft, in: MEGA² I/27, S. 322–324.

³⁹ MEGA² II/8, S. 309, Fn. 205a. (In der englischen Ausgabe, MEGA² II/9, S. 266f, Fn. 210, und der 4. deutschen Auflage, MEGA² II/10, S. 278, Fn. 205a, auch so.)

⁴⁰ MEGA² II/5, S. 410, Fn. 325.

frontation; er beließ es bei „Lichtblicken“ für Liebig.⁴¹ Zuvor hatte er sich durch eine Fülle von landwirtschaftlicher und agrochemischer Literatur hindurchgearbeitet, um sich auf den aktuellen Stand zu bringen. Mathematische Studien 1870/71 waren es, die ihn in der 2. Auflage einige Analogien zur Mathematik revidieren ließen. In der 2. Auflage verlängerte er die Lebenszeit einer Dampfmaschine⁴², nachdem er sie in der 1. Auflage nach nur zwei Jahren bereits abgeschrieben hatte, worüber Engels den Kopf geschüttelt hatte.⁴³

Dem „nationalen Leser“ zum Munde schreiben

Marx hat die Auseinandersetzungen 1871 im Generalrat der IAA auch als Skepsis gegenüber der „deutschen Wissenschaft“ (i. e. seiner eigenen) wahrgenommen.⁴⁴ Gleichwohl wollte er in Frankreich gelesen werden, auch in New York oder Chicago. Grundlegende Veränderungen kamen nicht in Frage; aber einige, das Nationalgefühl des Lesers streichelnde Aspekte und Texteinheiten konnten nicht schaden. Er gab seinem Grundmodell England internationale Sentenzen und Fakten bei. Es ist in diesem Zusammenhang nützlich zu wissen, dass Marx sich seit Anfang der 1870er zunehmend um Literatur bemühte, in der die sozial-ökonomische Entwicklung von Ländern verglichen wurde.

Im „Vorwort“ zur 1. Auflage von Band 1 hatte es 1867 voller Überzeugung geheißen: „Das industriell entwickeltere Land zeigt dem minder entwickelten nur das Bild der eignen Zukunft!“⁴⁵ Weniger emphatisch schon, hat Marx das Ausrufezeichen am Ende der Sentenz durch den gefühlsarmen Satzpunkt ersetzt, als er das Vorwort in die 2. deutsche Auflage übernahm. Er präsentierte 1872 das Vorwort vom 25. Juli 1867 auch in der französischen Ausgabe. Dort allerdings erfuhr die obige Sentenz diese deutliche Wandlung: „Le pays le plus développé industriellement ne fait que montrer à ceux qui le suivent sur l'échelle industrielle l'image de leur propre avenir.“⁴⁶ Eine wichtige Welterkenntnis, die Resultante der politischen Ereignisse Anfang der 1870er in Europa (Pariser Kommune, Deutsch-Französischer Krieg), der augenscheinlich unterschiedlichen wirtschaftlichen Entwicklung Westeuropas und der USA seit Ende der 1860er Jahre, der „Kapitalemigration“ in alle Ecken der Welt, der Gründerzeit in Deutschland usw. Zum Vergleich Adam Smith: Von ihm wissen wir, dass er die Insatzzgabe seines „Wealth of Nations“ hinausgezögert hatte, weil er nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskrieg das Verhältnis von Mutterland und Kolonie neu durchdenken wollte.

Das Vorwort trägt auch in der französischen Fassung das alte Datum: „25 juillet

⁴¹ MEGA² II/6, S. 477, Fn. 325.

⁴² Siehe ebenda, S. 228, Fn. 31a.

⁴³ Siehe Engels an Marx, 10. Mai 1868, in: MEW 32, S. 84. Marx antwortete, die Daten seien von ihm (Marx an Engels, 16. Mai 1868, ebenda, S. 87f.). Belegt werden konnte das bisher nicht.

⁴⁴ Siehe Marx an Friedrich Adolph Sorge, 9. November 1871, in: MEW 33, S. 315.

⁴⁵ MEGA² II/5, S. 12.

⁴⁶ Karl Marx, Préface de la première édition, in: MEGA² II/7, S. 12.

let 1867“.⁴⁷ Hat Marx, der bei anderen Gelegenheiten gern auf den Wert seiner Texte als historische Zeugnisse verwies, weshalb sie, wenn überhaupt, im Wortlaut unverändert reproduziert werden müssten, damit etwa sein eigenes Dokument gefälscht? Hat er seine Erkenntnis vorverlegt, um der Pariser Kommune als einem alternativen Weg zu Englands Entwicklung zu huldigen? Ja, vielleicht. Jedenfalls wollte Marx seine Erkenntnis dem französischen Leser unbedingt mitteilen und das deutsche Vorwort war die einzige Möglichkeit dazu. Zu bedenken ist auch, dass die französische Ausgabe die Grundlage sein sollte für Übersetzungen ins Englische, Russische, Spanische und Italienische. Auch an dieses Leserpublikum richtete Marx seine These. An das Datum des Vorworts hat er in diesem Moment sicher am allerwenigsten gedacht.

Verschiedene nationale Wege. Wer will, kann untersuchen, inwieweit diese Erkenntnis verknüpft ist mit Marx' Erwägungen 1872, aus dem Generalrat der IAA auszuschcheiden⁴⁸, und seiner Erklärung 1881, nicht um eine neue IAA ging es, sondern um nationale Aufgaben für Arbeiter- und Sozialistenkongresse.⁴⁹

Kuczynski übersetzte die Textstelle aus dem Französischen: „Das industriell entwickeltere Land zeigt nur den minder entwickelten, die ihm auf der industriellen Stufenleiter folgen, das Bild der eignen Zukunft.“ (S. 9) Wer die Lösung bei Marx schlecht findet, kann sie bei Kuczynski nicht billigen. Aber letzterer hat auch seine „praktischen“ Gründe, so zu verfahren. 2017, einhundert Jahre nach der Oktoberrevolution also, fragte er in einem Begleitartikel zur Ausgabe, was diese These denn für Russland bedeute.⁵⁰ Unversehens sind wir beim geschichtsträchtigen Problem der russischen Dorfgemeinden.

Engels übrigens hat die Stelle in der 3. deutschen Auflage zurückgesetzt. Er ist der Formulierung in der 1. und deutschen 2. Auflage gefolgt. Jenen treuen Lesern, die MEW-Band 23 bis heute die Stange gehalten haben, ist sie daher unbekannt.

Man kann auf zahlreiche Stellen in der französischen Ausgabe verweisen, wo Marx die Physiokraten und das *Tableau économique* von François Quesnay besonders würdigt und damit seine Bewertung in „*Misère de la Philosophie*“ der neuen Generation französischer Leser gegenüber revidiert, oder auf Passagen gegen Proudhon, gerichtet gegen den Mutualismus und Förderalismus in der französischen Sektion der IAA. Daniel'son hatte Marx versprochen, auf Russland einzugehen. Um den amerikanischen Leser hatte er schon in der 1. deutschen Auflage an verschiedenen Stellen gebuhlt. Das umfangreiche Material an Untersuchungen und Statistiken, das er sich seit Mitte der 1870er aus den USA schicken ließ und seine Äußerungen über die strukturelle Rolle der amerikanischen Trusts in Briefen an Daniel'son zeigen, dass die Staaten nicht nur in der amerikanischen, sondern in jeder umgearbeiteten Auflage eine bedeutende Rolle

⁴⁷ Ebenda, S. 15.

⁴⁸ Siehe Marx an Nikolai F. Danielson, 28. Mai 1872, in: MEW 33, S. 477f.

⁴⁹ Siehe Marx an Ferdinand D. Nieuwenhuis, 22. Februar 1881, in: MEW 35, S. 161.

⁵⁰ Siehe Kuczynski: *Work in Progress* – »Das Kapital«. ... S. 61.

gespielt hätten. Vielleicht hätten sie sogar das Demonstrationsmodell England ersetzt.

Als sei es nicht der zynischen Satire schon genug, hat Marx in der französischen Ausgabe an die von mir weiter unten angesprochene Messer-Eloge von Sykes (siehe S. 102) auch noch diese Note geknüpft: «L’auteur de la machine à filer le coton a ruiné l’Inde, *ce qui nous touche peu.*» Der Original-Text bei Thiers allerdings lautet: «L’auteur de la machine à filer le coton a ruiné l’Inde, ce qui nous touche peu, mais il a fait aussi mourir de faim des milliers d’Européens.» Sinngemäß heißt das (das Subjekt variiert): „Der Erfinder/Die Erfindung der Spinnmaschine von Baumwolle hat Indien ruiniert. Uns (Franzosen) weniger betreffend, hat er/sie doch tausende Europäer in den Hungertod geschickt.“ Es geht also bei «*touche peu*» oder „wenig berühren“ um existentielles „Betroffen sein“, nicht, wie Marx bei seinem verschnittenen Zitat suggeriert, um Empfinden im Sinne von „kalt lassen“. Eine polemische Textfälschung also, auf die dann auch noch ein recht albernes Wortspiel folgt. «L’éminent homme d’État confond la machine à filer avec la machine à tisser, ce qui d’ailleurs *nous touche peu.*»⁵¹

Man kommt dieser Stelle jedoch nicht bei und begreift schon gar nicht, warum sie in der französischen Ausgabe auftaucht, wenn man sie rein philologisch beurteilt. Marx hat Thiers zutiefst verabscheut, ausführlich erläutert im „Bürgerkrieg in Frankreich“ (April/Mai 1871): „Thiers, diese Zwergmißgeburt, hat die französische Bourgeoisie mehr als ein halbes Jahrhundert lang bezaubert, weil er der vollendetste geistige Ausdruck ihrer eigenen Klassenverderbtheit ist [...] Stärke im Lügen als Geschichtsschreiber [...] war konsequent nur in seiner Gier nach Reichtum und in seinem Haß gegen die Leute, die ihn hervorbringen.“⁵²

Engels hat diese Abneigung gegenüber Thiers vollkommen geteilt und war besorgt, dass Marx’ Sarkasmus nicht verstanden werden könnte. Also hat er in der 3. Auflage „Der hervorragende Staatsmann“ durch „Herr Thiers“ ersetzt.⁵³

Keines der von mir oben angeführten Fallbeispiele wurde durch Kuczynskis Apparat inspiriert. Alle sind sie Ergebnisse meiner jahrelangen Beschäftigung mit der Textentwicklung im „Kapital“, auf Vorrat gespeichert in einer digitalen Ideenmappe. Sie zeigen deutlich: Sobald wir unsere Eindeutigkeitsansprüche gegenüber Marx aufgeben, uns seinen Paradoxa zuwenden, seinen Ungleichungen, so kann das ebenso gewinnbringend wie unterhaltend sein.

Für nicht derart vorbelastete Leser kann die „Neue Textausgabe“ sicher eine gute Hilfe sein, wenigstens ein Startblock für weitergehende Fragestellungen. Natürlich ist klar, dass man die ganze Vitalität des Textes nicht herauslesen kann aus der kodierten (nahezu das Alphabet aufbrauchende), nahezu beamtenmäßig aufgeführten Aufladung der Veränderungen von Auflage zu Auflage einer konkreten

⁵¹ MEGA² II/7, S. 380, Fn. 229 „Der hervorragende Staatsmann verwechselt hier die Spinnmaschine mit dem mechanischen Webstuhl, was uns indes wenig rührt.“

⁵² MEW 17, S. 322 und 325.

⁵³ MEGA² II/8, S. 430.

Textstelle. Und dies nicht nur, weil für die Bewertung der Veränderungen einer Textstelle die umfassendere textgenetische Bewegung im Absatz, die Argumentationsrichtung eines größeren Abschnitts wichtig sind, sondern auch die konzeptionellen, logischen und textlichen Fortschritte bei den anderen Werkteilen einer jeden Auflage. Selbstredend auch die historischen empirischen Einflüsse.

Immer wieder Rückfragen an die „Kapital“-Bände II/5 bis 10 der MEGA²

Von der furchtsamen Korrektur des „Transatlantik“ in MEGA² II/5 (1983) war schon die Rede. Die Berliner Bearbeiter der 2. Auflage in MEGA² II/6 (1987) waren in einer komfortableren Lage; sie konnten auf Marx' Korrektur im Handexemplar zur 1. Auflage rückverweisen. Diese Lösung kam für den MEGA²-Band II/4.1 ein Jahr später (1988) mit der erwähnten Note 77 nicht in Frage. Die Editionsrichtlinien lehnten Vorverweise ab. Die Moskauer Editoren wollten keine Korrektur, aber kenntlich machen, dass es sich um einen Fehler handelte und Marx dies auch alsbald erkannt hatte. Das salomonische Ergebnis war eine Quasi-Korrektur durch diese Erläuterung: „Transatlantic] Müßte heißen: Atlantic. Siehe MEGA² II/5, S. 14.29, sowie den Brief von Engels an Marx vom 9. September 1867 und den von Marx an Engels vom 11. September 1867.“⁵⁴

Auch die im vorhergehenden Abschnitt zitierte Textstelle im Vorwort über die unterschiedlichen Wege der gesellschaftlichen Entwicklung hat in der MEGA² eigentümliche Spuren hinterlassen, deutlicher gesagt: zu geringe. Das „Verzeichnis von Abweichungen der französischen Übersetzung von der deutschen Vorlage“ in MEGA² II/7 (1989) enthält 13 mehr oder weniger belangvolle Angaben zum Vorwort zu 1. Auflage⁵⁵, was auf einen sorgfältigen Vergleich hindeutet. Ausgerechnet aber die bei weitem wichtigste Änderung fehlt. Kaum zu erklären. Ein Versehen, wie es immer vorkommen kann, vielleicht ja erst bei der letzten Korrektur des Apparats vor der Imprimatur? Oder ein ideologisches Problem, aber das noch 1989? Längst vorbei doch die Zeiten, wo es analog zu Marxens (ursprünglicher) Feststellung hieß, die Sowjetunion zeige den anderen sozialistischen Staaten das Bild ihrer eigenen Zukunft.

Im Übrigen wird im „Verzeichnis von Abweichungen der französischen Übersetzung ...“ darauf verwiesen, dass es die angesprochene Thiers-Note in der 2. deutschen Auflage nicht gäbe.⁵⁶ Eine Erläuterung mit der tatsächlichen Feststellung von Thiers gibt es dagegen nicht. Sie finden wir erst in MEGA² II/8.⁵⁷

Zweimal erwähnte ich den Brief von Marx an Daniel'son vom 9. November 1871. Auf einem Beiblatt hatte Marx 14 Textänderungen notiert für die russische Ausgabe. Der Brief wird im MEGA²-Band II/6 allgemein reflektiert; die

⁵⁴ MEGA² II/4.1, S. 558, Erl. 133.5.

⁵⁵ Siehe MEGA² II/7, S. 775f.

⁵⁶ Siehe ebenda, S. 848, ad Textstelle 380.40–42.

⁵⁷ Siehe MEGA² II/8, S. 1179, Erl. 430.49.

Liste der Veränderungen aber findet an keiner Stelle Erwähnung. Dabei hat sie es durchaus in sich. Sie lehrt uns etwa, dass separierende Schablonen wie „Änderungen für die russischen Ausgabe, für die 2. deutsche, für die französische Ausgabe“ oder „aus dem Handexemplar übernommen nach“ dem ganzheitlichen wie verschränkten Denk- und Korrekturprozess von Marx keineswegs gerecht werden. Ohnehin begann der Korrekturprozess mit den Monita von Verleger und Drucker, mit Engels' Notizen auf den Andruckbogen zur 1. Auflage, mit den Infragestellungen von Fakten durch zwei Hamburger Fabrikanten usw.

Kuczynski hat die Änderungsverzeichnisse in den MEGA²-Bänden II/6 bis II/10 erschließen und miteinander vergleichen müssen. Seine Unzufriedenheit drückt er in der Ausgabe zurückhaltend aus, in begleitenden Artikeln nicht.

Einflüsse von Buch 2 und 3 auf Buch 1

In Manuskript II und IV zu Buch 2 (1868–1870 bzw. 1868) hatte Marx erstmals die Möglichkeit, nicht nur allgemein inhaltliche Zusammenhänge zu Buch 1 herzustellen, sondern sich dabei auf konkrete Passagen eines mittlerweile öffentlichen Textes beziehen zu können. Und damit diese selbst gegebenenfalls noch einmal auf den Prüfstand zu stellen bzw. zu verifizieren. Für uns ergibt sich daraus die Frage, ob die Behandlung eines Problems unter dem Aspekt von Buch 2 Auswirkungen/Rückwirkungen hatte auf die Erklärungen hierzu in den späteren Auflagen von Band 1.

Fachlich will ich hier nur ein kleines Problem anschneiden, das auch dem Aspekt „nationaler Leser“ gerecht wird. Zu Sismonde de Sismondi hatte Marx 1869/70 im 3. Kapitel von Manuskript II notiert, Sismondi habe das Verhältnis von Kapital und Revenue zur *differentia specifica* seiner „Nouveaux Principes“ gemacht, aber nicht ein Atom zur Klärung des Problems beigetragen.⁵⁸ Diese Behauptung führte in der französischen Ausgabe zu der Fußnote, dass Sismondi sich bei der Analyse der Akkumulation mit der Phrase „Umsetzung von Revenue in Kapital“ begnüge, ohne die materiellen Bedingungen dafür zu ergründen. An dieser Stelle war das eine platzierte (in sich unlogische) Denunziation, die Engels später in die 3. deutsche Auflage übernahm.⁵⁹

Nachfolgend ein ausführlicheres Exempel für den Arbeitszusammenhang der „Kapital“-Bücher aus einem weniger trockenen Genre. Marx legte bekanntlich großen Wert darauf, allen Facetten des Bildungsbürgers gerecht zu werden, also auch in der klassischen Weltliteratur zu Hause zu sein.

Da ihr Absatz gesetzt war (damit auch die Realisation des Mehrwerts), dürfte der „salto mortale“ der Waren, das Risiko des Warenproduzenten, sich auf dem Markt gegen die Preisquotationen seiner vielen Nebenbuhler zu behaupten und seine Ware umzumünzen, im 1. Band nicht vorkommen. Dennoch hat Marx ihn in der 1. Auflage von 1867 problematisiert.⁶⁰ 1868 verwies er eingangs seiner

⁵⁸ Siehe MEGA² II/11, S. 367.

⁵⁹ Siehe MEGA² II/7, S. 505, Fn. 27, und II/8, S. 547, Fn. 21b.

⁶⁰ Siehe MEGA² II/5, S. 67–69.

Manuskripte II und IV zu Buch 2 auf diese Passage. Und – nach dem Abwurf des „Alp“ offenbar in gehobener Stimmung – leistete er sich einen literarischen Seitensprung zu Bill Sykes (Sikes), dem üblen Dieb und Halsabschneider in Charles Dickens' Roman „The adventure of Oliver Twist, or the parish boy's progress“: Sykes, der keine Ware produziere, sondern stehle, wisse „noch beredter“ vom Risiko ihres Verkaufs zu berichten.⁶¹

Beide Texte zu Buch 2 waren gewissermaßen die Probebühne für Sykes im „Kapital“. Debütieren ließ ihn Marx bereits in der französischen Auflage von Band 1, im Kapitel „Maschinerie und große Industrie“, bei der von ihm polemisch zugespitzten Frage, ob die Abschaffung der kapitalistischen Anwendung der Maschinerie die Abschaffung der Maschinerie überhaupt bedeute. Marx lässt ebenda Sykes vor dem Geschworenengericht rasonieren: Wenn er dem Handlungsreisenden die Kehle durchgeschnitten habe, so sei das nicht seine Schuld, sondern die des Messers. Gleichwohl bedeute diese unangenehme Wirkung des Messers doch wohl nicht, dass man dieses, unersetzlich etwa für Ackerbau, Handwerk, für die Hausfrau wie auch den Chirurgen, abschaffen müsse. Ein Schritt zurück in die Barbarei wäre das.⁶²

Was in der französischen Ausgabe in Chevrons (Anführungszeichen in spitzen Klammern) steht, gibt es in „Oliver Twist“ nicht. Dickens hat einen derart hochfliegenden Monolog⁶³ einer so schäbigen Lokalgröße der Unterwelt wie Sykes nicht angedichtet. Es handelt sich um eine satirische Extrapolation von Marx. Einmal in der Welt, übernahm Engels das schräge Bild, zunächst in die 3. deutsche Auflage, dann in die englische Ausgabe und schließlich auch in die 4. Auflage von Band 1.⁶⁴ Anders entschied er 1884/85 bei der Redaktion von Band 2. Dem Schlenker in Manuskript II und IV zu Sykes' Nöten gegenüber Hehlern, von Marx auch nicht nachgewiesen, aber, leicht an Szenen in „Oliver Twist“ belegbar, konnte er anscheinend nichts abgewinnen; er verzichtete auf ihn. Vielleicht auch deshalb, weil Marx, einmal ins Schwatzen gekommen, überzogen und in Manuskript IV auch noch auf eine Karikatur in einem englischen Witzblatt verwiesen hatte, in der sich Sykes über den Fehler beklagt, ihn stets tief unter Wert zu bezahlen.⁶⁵

Eine Lanze für Engels

Gegen Engels ist wiederholt der Vorwurf erhoben worden, er habe bei der 3. Auflage jene Änderungen von Marx nicht hinreichend berücksichtigt, die dieser in zwei Verzeichnissen zusammengestellt hatte.⁶⁶ Das ist tatsächlich der

⁶¹ MEGA² II/11, S. 9, und II/4.3, S. 290.

⁶² Siehe MEGA² II/7, S. 380.

⁶³ MEGA² II/7 äußert sich dazu nicht, erst in MEGA² II/8 bis II/10 wird in Erläuterungen zur Textstelle mitgeteilt, dass es diese Stelle in „Oliver Twist“ nicht gibt.

⁶⁴ Siehe MEGA² II/8, S. 430, II/9, S. 386, und II/10, S. 398.

⁶⁵ Siehe MEGA² II/4.3, S. 290, Fn. 2. – Mir ist es bei der Bearbeitung des Bandes nicht gelungen, das Witzblatt zu finden.

⁶⁶ Siehe Karl Marx: [a]Verzeichnis der Veränderungen für den ersten Band des „Kapitals“, [b]

Fall und muss erschöpfend dokumentiert werden. Tatsächlich auch haben sich die Bearbeiter der MEGA²-Bände II/8 und II/10 in der Kommentierung zurückgehalten. (Sicher auch, um sich nicht dem ideologischen Argwohn aussetzen, einen Keil zwischen Marx und Engels treiben zu wollen.)

Kuczynski schließt sich diesem Vorwurf nicht nur an. Er bereitet ihn in mehreren Absätzen dramaturgisch auf. Nachdem Friedrich A. Sorge Engels 1886 eine Abschrift des Verzeichnisses der Veränderungen für eine amerikanische Ausgabe geschickt hatte, habe Engels gewusst, was er 1883 „bei der Verarbeitung der Eintragungen in den Handexemplaren alles übersehen, falsch zugeordnet oder missdeutet hatte, wusste, dass er bei seiner Bearbeitung von einer völlig falschen Prämisse ausgegangen, folglich ein großer Teil der *Heidenarbeit* zwar nach bestem Wissen und Gewissen geleistet, letztlich jedoch »vergebliche Liebesmüh« gewesen war. Dass er aber nicht erkannt hatte, dass die Masse der Eintragungen nicht der Vorbereitung einer dritten deutschen, sondern der einer Übersetzung dienten, das konnte, das durfte nicht sein. Er muss sich furchtbar geärgert haben, auch und vor allem über sich selbst, und hat Sorge gegenüber im Grunde wie ein ertappter Sünder reagiert.“ (S. 769.)

Nur so zur Erinnerung: Marx starb 1883. Die 3. Auflage erschien, ja tatsächlich, 1883. Engels sichtete also in kürzester Zeit den riesigen handschriftlichen Nachlass. Dass Käufer der 3. Auflage gegen ihre Zurichtung durch Engels protestierten, ist nicht bekannt. Hier hat die wirkungsgeschichtliche Forschung noch zu tun.

Kuczynski übergeht das, was ihm anderer Stelle völlig klar ist: Wir werden niemals die Gewissheit erlangen, dass Marx, wäre er dazu gekommen, wirklich alle Stellen und in genau der Weise benutzt hätte, wie er sie niedergeschrieben hatte. Marx hat vieles angekündigt, was er dann nicht gemacht hat.⁶⁷ Er hat vieles gemacht, was er vorher ausgeschlossen hatte.⁶⁸ Beides hat die Exegese immer wieder in Turbulenzen gestürzt, nicht selten beschämt, und Editoren zu Datierungs- und Anordnungsfehlern verholten.

Andererseits hätte Kuczynski hier die Möglichkeit gehabt, darauf hinzuweisen, dass Engels *auch diesbezüglich* zu wenig über Marx' konkrete Arbeit am „Kapital“ informiert war. Bis heute wird dieser längst reichlich belegte Umstand

Verzeichnis der Veränderungen für eine amerikanische Ausgabe des ersten Bandes des „Kapitals“, in: MEGA² II/8, S. 7–36.

⁶⁷ In der Einführung zu MEGA² II/4.3, S. 432f, wird über Marx' Absicht berichtet, die Wertformel umzugestalten. Die Symbole für die Wertbestandteile konstantes Kapital (c), variables Kapital (v) und Mehrwert (m) sollten anders als im 1. Band des „Kapitals“ nicht mehr über den Zahlen stehen, sondern dahinter. Das sei bequemer, war aber sicher der dringende Wunsch der Druckerei. Marx hatte Engels im April 1868 über diese Änderung informiert, und auf der jeweils 1. Seite von Manuskript II und IV zum 2. Buch auch seine Leser. Er korrigierte 1868 in mehreren Manuskripten die Schreibweise der Formel. Zunächst hätte diese Änderung in der 2. Auflage von Band 1 vorgenommen werden müssen. Nichts dergleichen geschah. Bei den späteren Texten zum 2. Buch hatte 1876 war Marx die Schreibweise der Formel gleichgültig.

⁶⁸ Im 6. Kapitel zur Akkumulation erklärt Marx zur ursprünglichen Akkumulation: „Wie sie selbst entspringt, brauchen wir hier nicht zu untersuchen. Genug, sie bildet den Ausgangspunkt.“ (MEGA² II/5, S. 503.) Siebzig Seiten später wird sie doch abgehandelt.

von nicht ganz unbekannten Marx-Exegeten hemdsärmelig vom Tisch gewischt. Engels sei der bestinformierte Partner von Marx gewesen, heißt es stupide. Das stimmt ja sogar. Wer wollte schon bestreiten, dass 25 Prozent anteiliges Wissen ungleich mehr sind als etwa 9,46 Prozent. Aber sind sie auch genug für einen Verwalter und Herausgeber „letzten Willens“?

Fatal: die Deutung des Benutzungszeichens ϕ als sein Gegenteil, das Löschzeichen ⁶⁹

Wieder und wieder verweist Kuczynski im Apparat auf das für Marx typische *Merk-* oder *Benutzungszeichen* ϕ (Phi) am jeweils rechten Rand von Handschriften oder auf dem Außensteg einer Druckseite. Er hält es allerdings für das genaue Gegenteil, nämlich für das *Tilgungszeichen* ⁶⁹ (= Löschzeichen, Deletatur). Er suggeriert damit jeweils, dass Marx erwogen habe, auf die so markierte Textstelle zu verzichten. Er wird in dieser seiner Deutung nicht einmal irre, sobald er über die Marginalie wieder und wieder berichtet: „Tilgungszeichen, zur Anstreichung verlängert“.

Ich führe nachfolgend Belege für die Bedeutung des Benutzungsvermerks ϕ an, und zwar aus gegenständlich unterschiedlichen Genres des Marxschen Nachlasses. Ich konzentriere mich wegen der Änderungsverzeichnisse zu Band 1 bewusst auf den Zeitraum 1877, was eine Ausnahme nicht ausschließt.

Das Merkzeichen ϕ in 1877er „Kapital“-Texten

Ende Oktober 1876 etwa begann Marx ein Manuskript zum 1. Abschnitt, Kapitel 1, von Buch 2. Wiederholt kam es zu Unterbrechungen, teils krankheitsbedingt, vor allem aber, weil er konzeptionell nicht vorbereitet war. So findet sich im „ursprünglichen“ Text – der Text ist unterteilt in eine Erstfassung auf den oberen Seitenhälften und spätere, mitunter seitenlange inhaltliche Zusätze oder Alternativen auf den unteren Hälften⁶⁹ – fast ein Dutzend Hinweise auf die 2. Auflage von Band 1 (bis zur S. 43, von 56) aber nicht ein Textbaustein aus den Entwürfen zu Buch 2 von 1865 bis 1870, nicht einmal eine Berufung auf sie.

Marx sah ein, dass er so nicht weiterkommen würde. Ab März 1877 stellte er ein Material zusammen mit Hinweisen auf Textstellen in früheren Manuskripten, die ihm für eine Übernahme in einen diesmal hoffentlich endgültigen Gesamtentwurf für Buch 2 geeignet schienen.⁷⁰ In Manuskript I zum 2. Buch von 1865 markierte er auf 7 Seiten in Frage kommende Passagen mit dem Benutzungsvermerk ϕ ⁷¹, notierte dazu in „Zu benutzende Textstellen ...“ den Problemkreis, die Manuskript-Nummer (er hatte die Texte vorher nummeriert)

⁶⁹ Siehe Karl Marx, Das Kapital, Buch 2 [...] Abschnitt 1 (Manuskript V), in: MEGA² II/11, S. 556–658.

⁷⁰ Siehe Karl Marx, Das Kapital, Buch 2 [...] Zu benutzende Textstellen früherer Darstellungen Manuskript I bis IV), in: MEGA² II/11, S. 525–548.

⁷¹ Siehe Karl Marx, Das Kapital (Ökonomisches Manuskript 1863–1865), Buch 2 (Manuskript I), in: MEGA² II/4.1, S. 141–160.

und die Seite.⁷² Für die Materialien II bis IV benutzte er andere Benutzungszeichen, die er zum Teil in „Zu benutzende Textstellen ...“ mit angab.

Nach 56 Seiten brach Marx den Entwurf (von Engels später als „Manusc. V“ gezählt⁷³) ab. Monate später sah er Manuskript V durch und versah jetzt hier zahlreiche Kernthesen mit dem Benutzungsvermerk ϕ , der meist über den ganzen Absatz reicht, weil er von Marx beim Lesen Stück für Stück bis zu dessen Ende hin verlängert worden war. Manche Passagen erschienen ihm so unverzichtbar, dass er sie ein zweites Mal mit einem langen ϕ versah.⁷⁴ Später benutzt hat er allerdings nicht eine von ihnen. Denn alle vier folgenden Ansätze zum 1. Abschnitt von Buch 2 brach er frühzeitig ab – lange bevor er zu diesen so markierten Textstellen gekommen wäre.

Das Merkzeichen ϕ in der Polemik

Handexemplare von Marx mit Marginalien gelten mittlerweile als Kapital-Anlagen, als Millionen werte Jagdtrophäen. Selbst für Leser der „Z.“ aus dem Einzugsgebiet Frankfurt a. M. dürfte es also schwierig sein, im renommierten Institut für Sozialforschung dieses hauseigene Original in die Hände zu bekommen: E. Dühring: Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Socialismus, 2., theilw. umgearb. Aufl., Berlin 1875, Sign. 102699/II.⁷⁵ Neben einer Fülle von Randbemerkungen von Engels findet man in diesem Buch auf 93 Seiten 157 Merkzeichen ϕ von Marx. Etwa ein Drittel dieser Textstellen benutzte Marx, als er 1877 seine „Randnoten zu Dührings Kritischer Geschichte der Nationalökonomie“ für Engels zusammenstellte.⁷⁶ Das ϕ bedeutete in diesem Gefecht weit mehr als die Stelle zu reflektieren. Es war das Symbol der Revanche. Marx hat bei der Arbeit an den „Randnoten ...“ auch Textstellen in anderen Quellen mit einem ϕ versehen und dann benutzt.

Das Merkzeichen ϕ in Studentexten/Handexemplaren

Erhaben über jeden Versuch, als Tilgungszeichen interpretiert werden zu können, ist das ϕ , sobald es in Büchern von Marx' Bibliothek auftaucht. Das Handgreiflichste, was ihm hier an Missfallen zur Verfügung stand, war „Idiot!“ oder „Esel“. Letzterer gern auch in der gehobenen Form „asinus“, wie etwa im Exemplar der „Principles of Political Economy“ von John Stuart Mill (1868), das Marx für die französische Ausgabe von Band 1 benutzt hat.

Hier ein Beispiel für den mitunter eindrucksvollen Informationsgehalt des Merkzeichens ϕ in einem Handexemplar. In Marx' Vortrag „Lohn, Preis und Profit“ (1865) findet sich die Feststellung, dass es nichts nütze, über hohe und niedrige

⁷² Siehe Marx, [...] Zu benutzende Textstellen [...], S. 525–529.

⁷³ Siehe MEGA² II/11, S. 557.

⁷⁴ Siehe Karl Marx, Das Kapital, Buch 2 [...] Abschnitt 1 (Manuskript V), ebenda, S. 564–573, 618f und 631f.

⁷⁵ Siehe MEGA² IV/32, Nr. 340.

⁷⁶ Siehe MEGA² I/27, S. 1371–1377.

Temperaturen auf dem Thermometer zu meditieren, man brauche Maßstäbe wie den Gefrierpunkt oder den Siedepunkt und das Wissen, wie „diese Festpunkte durch Naturgesetze bestimmt“ würden. Auch bezüglich Arbeitslohn und Profit seien „Festpunkte aus ökonomischen Gesetzen abzuleiten“. Man brauche einen Standard, an dem ihre Größen zu messen seien.⁷⁷ Marx hat sich bei seiner Analogie auf Erörterungen gestützt von Benjamin Witzschel: Die Physik faßlich dargestellt nach ihrem neuesten Standpunkte, 2. Ausg., Leipzig 1858. In seinem Exemplar ist die Passage zum Thermometer mit Gefrier- und Siedepunkt als „festen Punkten“ mit einem ϕ markiert. Also hatte Marx Witzschel bereits 1865 gelesen, nicht erst 1868, wie ich in MEGA² II/4.3, mitgeteilt habe.⁷⁸ Weitere „wichtige“ ϕ in Witzschel finden sich u. a. bei folgenden Problemen: arithmetisches Mittel, einfachstes numerisches Gesetz das der Proportionalität, Kristallformen Ideale, wovon die Wirklichkeit abweicht, Vorteil chemischer Formeln, prozentige Zusammensetzungen auf kleinstem Raum zu präsentieren, periodische Schwankungen (S. 79 und 297, beides schon in MEGA² II/4.3 ausgeschlachtet).

Letzte Bemerkung zum Problemkreis: Kuczynski hätte an vielen Stellen seiner Hinweise auf einen Tilgungsvermerk leicht zu einer „Gegenprobe“ ansetzen können, also sich fragen können, ob die markierte Stelle wirklich für die Stringenz des Marx'schen Gedankengangs verzichtbar gewesen wäre.

Zu einigen Formfragen

Fragen des Layouts sind nicht zuletzt Geschmacksfragen. Genau daran liegt es wohl, warum ich bei den gefetteten Notenummern von „Z.“ immer an Warzen auf glatter Haut denke, während sie bei anderen die Sinne schärfen: „Aha, dazu also eine Note!“

Der Satzspiegel der neuen „Kapital“-Ausgabe macht auf mich einen wenig harmonischen Eindruck. Kolumnentitel, Kopfleiste und Zeilenzähler sind gefettet, drücken auf den Text. Die Zeilenzählung beginnt bereits bei der Dedikation für Wilhelm Wolff und läuft durch bis zur letzten Seite von Engels' Vorwort zur 4. Auflage. Letzter Zeilenzähler: 27 020. Kaum, dass der ohnehin zu schmale Innensteg dafür noch ausreicht. Formeln in verbaler Fassung wie bei den Kapiteln zur Mehrwertrate und zum Arbeitslohn wurden so klein gedruckt, dass sie den Durchschuss (den Abstand der Zeilen) nicht verändern. Wenig ästhetisch, wird das auch der Bedeutung der Formeln und der Gleichberechtigung der Formelsprache nicht gerecht. Bei Formeln in Symbolform, etwa $(\frac{m}{v})$, ist der Formeleditor benutzt worden, der die Symbole automatisch kursiv setzt. Kursiv aber bedeutet seit der Typographie der Marx-Engels-Werke „unterstrichen“. Die Überschriftengestaltung folgt einer bestimmten Hierarchie und Normierung, für den Laien aber oft nicht erkennbar. Gefettete Titel eines Unterpunktes dominieren die kursiven Titel eines Komplexes.

Der Haupttext ist deutsch. Man kann daher erwarten, dass sich auch die Zitate und die Anmerkungen in deutscher Typographie präsentieren. Dem ist nicht so. Alle

⁷⁷ Karl Marx: Lohn, Preis und Profit, in: MEW 16, S. 118.

⁷⁸ S. 452, Fn. 93.

Zitate wurden in die im modernen Buchdruck üblichen, weil praktischeren französischen Anführungszeichen gefasst, die Chevrons (Gänsefüßchen). Sämtliche Seitenangaben zu Quellen, also auch die deutschen oder französischen, erfolgen hingegen englisch: „p.“ bzw. „pp.“ Wenig elegant wirkt, dass ein in unmittelbar aufeinander folgenden Fußnoten wiederkehrender Titel (in der Kurzform) ständig wiederholt wird. (Beispiel, S. 493, dreimal „Ure: *The philosophy of manufactures...*“.)

Authentizität hingegen wird angestrebt, wo sie nicht notwendig und auch nicht zu erreichen ist. Die „Inhaltsübersicht“ eingangs gibt es in dieser Form in der 2. Auflage nicht; sie ist redaktioneller Natur. Warum dann aber ebenso in alter Orthographie wie das detaillierte „Inhaltsverzeichnis“ am Ende des Bandes? Übrigens stehen in der „Inhaltsübersicht“ Nachworte und Vorworte von Marx bzw. Engels unter dem fetten Titel des VIII. Abschnitts, im „Inhaltsverzeichnis“ zudem noch unter dem fetten Zwischentitel des XXV. Kapitels. Hier hätte, analog zu „Anhang“ der Gliederungspunkt „Nachworte und Vorworte“ hingehört, was auch zu einer schlüssigeren Lösung für die Kolumnentitel dieses Bereichs geführt hätte.

Nicht rein formeller Art, sondern zum Teil inhaltlicher Natur sind die beiden folgenden Aspekte. Mit der Umrechnung der englischen Maße und Gewichte dient sich der Herausgeber dem heutigen Leser an. Groß von Nutzen ist er ihm damit nicht, weil Größen stets nur Exempel für die analysierten Beziehungen und Relationen sind, die wiederum sich nicht modernisieren lassen. Kuczynski kaschiert mit der Umrechnung eher eines der grundlegenden Probleme noch der 1870er Jahre: die Bewertung von Größenwerten nach einem einheitlichen Maßstab. 1870, vor der Reichsgründung, benutzte man auf deutschem Raum etwa 300 unterschiedliche Flächenmaße. 1874 erst wurde in Großbritannien das metrische kohärente System mit den Basiseinheiten Zentimeter, Gramm und Sekunde eingeführt; daraufhin unterzeichneten 1875 die 17 wichtigsten Industrienationen in Paris die Meterkonvention. Ein wichtiges Datum für die Industrie, den Handel und die ökonomische Wissenschaft, praktisch erst der Startschuss. Sicher versteht man vor diesem Hintergrund die Leistungen der Jüngeren Historischen Schule in der vergleichenden Forschung besser. Und sicher versteht man auch besser, warum Marx 1869 und 1878 zum Buch von Friedrich E. Feller und Carl G. Offermann „Das Ganze der Kaufmännischen Arithmetik [...] 7., verm. und in Folge der im Münz- und Gewichtswesen eingetr. Veränd. z. Th. umgearb. Aufl., Leipzig 1859“ drei stattliche Exzerpthefte anlegte.⁷⁹

Der zweite Aspekt betrifft die Entscheidung von Kuczynski, bei Autoren, von denen Marx aus verschiedenen Auflagen eines Titels zitierte, die Textstelle nach der am häufigsten zitierten Ausgabe umzustellen. Ein quantitatives Verfahren, das textgenetische Spuren auslöscht. Marx hat unterschiedliche Ausgaben aus sprachlichen Gründen benutzt, weil er theoretische Fortschritte beim Autor gesehen hat, sich über die Einseitigkeit früherer Auszüge geärgert hat, weil er sich

⁷⁹ Diese Publikation enthält eine Erklärung der gebräuchlichsten kaufmännischen Abkürzungen für Münzen, Maße und Gewichte sowie eine Übersicht über die im Buch vorkommenden Münzen, Maße und Gewichte und deren gegenseitige Umrechnung.

(wie bei Ricardo) für den kritischen Kommentar des Herausgebers interessiert hat, weil er Textstücke aus früheren Entwürfen zusammengeführt hat, ohne sich um die Quellen zu kümmern. Er hat, wie bei Thiers gezeigt, sich einen Autor polemisch zurechtgelegt. Usw. usf. Kuczynski verzichtet durch seine Umstellung auf die Mitteilbarkeit der Zitate. Er verzichtete hier auf editionskritische Ansprüche, die ihm an anderer Stelle (wie bei den Varianten) ausgesprochen wichtig sind.

Als *Hauptmangel* allerdings empfinde ich: Erörterungen von Marx in den Fußnoten, meist dem Beleg und der Illustration dienend, zu häufig aber auch vom Haupttext abschweifend, selten dessen Gedankenführung unterstreichend, mitunter auf spontane und abseitige Einfälle zurückgehend, die Quelle schmähend, werden von dort in den Haupttext gestellt, um die Noten für den reinen Quellennachweis und eigene Anmerkungen freizuhalten. In kleinerer Schrift gesetzt und links eingezogen, unterbrechen sie nicht nur ständig den Gedankengang von Marx, sie zwingen sich auch dem Leser auf, verhindern dessen zügigen Lesefluss. Wie hatte Engels am 23. August 1867 an Marx über Kapitel 4 doch geschrieben? „[...] der Gedankengang fortwährend durch Illustration unterbrochen und der zu illustrierende Punkt *nie* am Schluß der Illustration resümiert, so daß man stets von der Illustration *eines* Punkts direkt in die Aufstellung eines andren Punkts hineinplumpst. Das ist scheußlich ermüdend und bei nicht ganz scharfer Aufmerksamkeit auch verwirrend.“⁸⁰

Nützlich und dennoch auf verlorenem Posten

In der Einleitung von MEGA² II/10 (1991) heißt es: „mit der 3. Auflage erfüllte Engels gewissermaßen den letzten Willen des Autors in bezug auf dieses Werk“.⁸¹ Länger schon bettlägerig, sind solche Interpretationsdogmen nicht tot. Allerdings sind mittlerweile alle Manuskripte zu den Büchern 2 und 3 erschienen. Die dort aufgeschichteten Forschungs- und Darstellungsprobleme sind nicht „neu“, sondern überhaupt „erstmalig lesbar“, mit der Folge, dass sich bei immer mehr Autoren die Einsicht durchsetzt, dass wir es mit der 2. deutschen und der französischen Ausgabe zwar mit Ausgaben *letzter Hand* von Marx zu tun haben, dass aber eine Ausgabe *letzten Willens* oder *Sinnes* für uns unzugänglich ist. Längst vorbei sind die Zeiten, wo ein (von Kuczynski gewürdigter) japanischer Autor mystisch von der 3. deutschen Auflage als einer unvollendeten amerikanischen sprechen konnte.

Marx legte in den 1870er Jahren eine ungeheure Fülle von Materialien an: problembeladene und relativierende Texte zu Buch 2 und 3, üppige, thematisch ebenso neue wie breite Studienhefte, reichlich vollgekritzelte Handexemplare, erst über Jahre zu bewältigende Bücherlisten, eine fachliche Korrespondenz zu brandaktuellen Fragen. Eine komplexe Analyse aller dieser Materialien stieß zu Zeiten des Erscheinens der MEGA²-Bände II/5 bis II/10 (1983 bis 1991) auf viele Hindernisse, auf politische und ideologische, auf techni-

⁸⁰ MEW 31, S. 324.

⁸¹ MEGA² II/10, S. 24*.

sche, auf Reisebeschränkungen und Devisenknappheit, auf ein knappes Zeitregime sowieso. Alle diese Materialien zeigen bei tieferer Einsicht, dass jede der drei Auflagen zu Lebzeiten von Marx eine vorläufige war, keine das widerspiegelte, was er zum Zeitpunkt ihres jeweiligen Erscheinens schon hätte anders lösen können und bzw. was alles noch er hätte ändern wollen. Von einer Ausgabe letzten Sinnes zu sprechen, ist deshalb abwegig. Klug ohnehin nicht, denn jeder Wissenschaftler, der eine Reihe von Problemen gelöst hat, stößt gerade deshalb auf eine Reihe weiterer.

Kuczynski hat Recht, wenn er im Nachwort meint, die „Neue Textausgabe“ ließe keinerlei Rückschlüsse auf das zu, was Marx 1881 an Überarbeitung des 1. Bandes vorschwebte. (S. 780) Das entspricht ganz meinen vor allem editorischen Erfahrungen mit Marx' Planspielen, deren Umsetzung oder schrittweiser Negation bei den Texten zum 2. und 3. Buch des „Kapitals“, aber auch mit den wieder und wieder strukturell wie inhaltlich modifizierten Texten früherer Zeiträume (siehe etwa den sogenannten „Sechs-Bücher-Plan“). Ohnehin dachte Marx 1881 nicht an eine weitere deutsche Auflage, sondern an gleich zwei. Die 3. Auflage sollte die Haushaltskasse konsolidieren, deshalb umgehend und lediglich mit einem Minimum an Änderungen erscheinen. Mit einem Minimum auch deshalb, um die Arbeit an der Fertigstellung der Bücher 2 und 3 (gleich Band 2) nicht zu stören.

Die 4. Auflage sollte ein *gründlich* überarbeiteter und *erweiterter* Text sein, dabei punktuelle Präzisierungen und die Aktualisierungen von Illustrationen als Beiwerk. Kuczynski meint, zu dieser Umarbeitung sei Marx krankheitshalber nicht mehr gekommen. (S. 764) Ich halte es für zutreffender, dass ein gesunder Marx vorher bei seinen sozialistischen Gläubigern und seinen Kritikern seine Schulden abgezahlt hätte. Marx hätte diese Umarbeitung erst vorgenommen, nachdem er die Bücher 2 und 3 fertiggestellt bzw. die Gegenstände von Buch 2 und Buch 3 wenigstens soweit klargestellt und formuliert hatte, dass *erstmal*s eine durchgängige Redaktion aller drei Bücher möglich geworden wäre. Marx wäre auf seine ursprüngliche Intention der *gleichzeitigen Bearbeitung aller drei Bücher* zurückgekommen, meine ich. Alles andere wäre einer Kapitulation vor dem kapitalistischen Reproduktionsprozess gleichgekommen.

Wer sich im Sachregister von MEGA²-Band II/4.3 unter dem Schlagwort „Differenz (difference, δ)“ die 33 Unterschlagworte ansieht, kann sich wie ich sicher vorstellen, dass die Behandlung des „Extramehrwerts“ – Resultat des Zusammenhangs und der Wechselwirkung der konkurrierenden Einzelkapitale – sich im 1. Band in einem Hinweis auf Buch 3 erschöpft hätte. Worin der Extramehrwert der „Neuen Textausgabe“ besteht, wird die individuelle Angelegenheit eines jeden Lesers sein. Auch sie ist eine bekennend vorläufige, nach Maßgabe des Herausgebers gar „besudelte“. Aber auch Kontaminationen schärfen ja stets unser Denken in verschiedener Hinsicht. Zumal wenn sie für Studierende so erschwinglich sind wie die von Kuczynski.

Zhang Guangming

Ist Band III des *Kapitals* die Antithese zu Band I?

Zur Kritik einer aktuellen ideologischen Debatte in der Volksrepublik China¹

Im heutigen China besteht eine sehr widersprüchliche Klassensituation. Neben dem grundlegenden Widerspruch zwischen Sozialismus und Kapitalismus hat sich in letzter Zeit der Widerspruch zwischen den herrschenden staatskapitalistisch-nationalistischen Kräften und der privatkapitalistischen Bourgeoisie verschärft. Damit steht die Lösung dieses Widerspruchs an. Die Einbeziehung des ökonomisch starken Privatkapitals ist neben der festen Geschlossenheit der Nation eine unbedingte Voraussetzung für die Verwirklichung des ‚Chinesischen Traums‘, China als Supermacht neuen Typs entstehen zu lassen. Beides lässt jedoch nur eine „reformistische Lösung“ dieses Widerspruchs zu. Sie zeichnet sich gegenwärtig vor allem in Bestrebungen ab, das Privatkapital durch Bildung von Mischeigentum in das staatskapitalistische Eigentum einzubinden und von Parteisekretären geführte Aktiengesellschaften zu gründen. Das ist offensichtlich der gesellschaftliche Hintergrund für die ideologische Auseinandersetzung des bekannten chinesischen Marx-Forschers Zhang Guangming mit „einigen selbst ernannten Marxisten“, die einem „ideologischen Wandel von Marx und Engels zwischen Früh- und Spätwerk“ das Wort reden. Inzwischen haben sich auch Kräfte zu Wort gemeldet, die im Privatkapitalisten den Vertreter der modernen Produktivkräfte sehen und deshalb unter Berufung auf Dokumente der 3. und 4. Generation der Führung der KP Chinas vehement behaupten, dass der Sozialismus in China nach schwedischem Beispiel nur mit Hilfe dieser „Erbauer des Sozialismus“ errichtet werden könne.

Der Beitrag bietet darüber hinaus einen knappen, aber bedeutsamen Einblick in den Bereich „Marx in der chinesischen Gesellschaft“. Zhang gehört zu jenem Teil der chinesischen Hochschulintelligenz, der sich in seiner Tätigkeit eine eigenständige sachlich-kritische Einschätzung bewahrt hat.

Helmut Peters

In China steht heute Demokratisierung an erster Stelle, wenn es darum geht, Probleme zu lösen und sozialen Fortschritt zu fördern. An diesem Thema hat sich zwischen verschiedenen Denkschulen in China ein tiefgehender Streit entzündet. Den Neoliberalen gilt Marx' Theorie als nicht mit Demokratisie-

¹ Dieser Artikel erschien zuerst in Übersetzung von Yu Feng auf Englisch in *Issues of contemporary World Socialism*, Vol. 1, 2014. Wir veröffentlichten hier eine gekürzte Fassung. Übersetzung aus dem Englischen: Alan Ruben van Keeken. Helmut Peters, Berlin, danken wir für Vermittlung und Kommentierung. (Red.)

rung vereinbar, während einige selbst ernannte Marxisten in der Volksrepublik jenen Prozess mit der Annahme eines „ideologischen Wandels von Marx und Engels zwischen Früh- und Spätwerk“ (hiernach „*Die Annahme*“ genannt) theoretisch zu unterfüttern versuchen. Mit diesem Artikel widerspreche ich diesem Vorgehen. Meiner Meinung nach bedarf der Prozess der Demokratisierung keiner ideologisch verfälschten theoretischen Basis; er stellt sich in China als notwendige und mühsame, aber letztlich konkrete Aufgabe.

I

Zunächst seien die Hauptargumente der „Annahme“ kurz vorgestellt, namentlich die Kernthese, Band III des *Kapitals* sei die Negation zu Band I (im Folgenden „*das Argument*“ genannt).

Als das unbestrittene Hauptwerk von Marx genießt das *Kapital* den Ruf, schwer zugänglich zu sein; ein Umstand, der viele Gelegenheitsleser vor der Lektüre hat zurückschrecken lassen. Noch weniger haben sich eingehend mit den Folgebänden auseinandergesetzt. Und wenn auch selten ganz durchgelesen, so haben es doch zumindest einige Sätze aus Band I ob ihrer revolutionären Tendenz zu einiger Berühmtheit gebracht. Das schwere Buch in den Händen wiegend werden die meisten Leser einige flüchtige Blicke hineinwerfen, ohne Geduld für das Verständnis langer ökonomischer Analysen, Beweisführung und Beispiele aufzubringen. Was jedoch mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hängen bleiben wird, ist die abschließende Sentenz: „Die Stunde des kapitalistischen Privateigentums schlägt. Die Expropriateurs werden expropriert.“²

Und dennoch, im Laufe des 20. Jahrhunderts entstand ein Problem: Nach mehr als 140 Jahren unterschied sich die Situation der Welt erheblich von dem, was in diesem Meisterwerk vorhergesagt worden war. Während sich die Tendenz zu in hohem Grad vergesellschafteter Produktion bestätigte, traten viele von Marx' Annahmen im Gang der Geschichte nicht ein: Weder führten die inneren Gesetze des Kapitalismus zu intensiveren Konflikten im Bereich der Ökonomie und der sozialen Klassen noch verelendeten die arbeitenden Massen im Zuge einer immer größer werdenden Akkumulation des Kapitals. Ganz zu schweigen davon, dass eine hohe Konzentration des Kapitals unausweichlich zu einem Ausbruch einer sozialen Revolution führte. Vielmehr sind sozialistische Revolutionen nicht in jenen westlichen kapitalistischen Staaten ausgebrochen, in denen sie von Marx erwartet worden waren, sondern in den Nationen des Ostens, die keine voll ausgebildeten kapitalistischen Phasen durchlaufen hatten. Aufgrund dieses offensichtlichen Auseinanderklaffens zwischen Theorie und Realität wurden die im *Kapital* aufgestellten Thesen weltweit in Frage gestellt und diskutiert. Das Für und Wider der marxistischen Theorie hat endlose, aber auch äußerst fruchtbare Debatten in der Wissenschaft ausgelöst, bei denen viele kluge Analysen des modernen Kapitalismus entstanden sind. Kurz: Trotz der vielen spezifischen Blickwinkel und unterschiedlichen

² MEW 23, Berlin 1962, S. 791.

Schulen sind die Probleme und Widersprüche des *Kapitals* nicht wegzudiskutieren. Aber – wie Hegel sagt: „Widersprüche weisen den Weg“.

Das über Jahre in China populäre „Argument“, „Band III des *Kapitals* ist die Negation von Band I“, hat hingegen nichts mit den internationalen Debatten zu tun, sondern stützt sich bloß auf ein vages Bauchgefühl der Beteiligten. Folgt man den Unterstützern des Arguments, so führe die in Band I erwähnte revolutionäre Tendenz eben nicht zu einem Prozess der Demokratisierung. Vielmehr hätten sich Länder ohne revolutionäre Umwälzung besser entwickelt, während diejenigen Nationen, die diese erlebt hätten, keine entwickelten demokratischen Systeme vorweisen könnten. Diese These ist ausreichend für die Schlussfolgerung, Revolutionen seien mehr Fluch denn Segen für einen Weg Richtung Demokratie. Glücklicherweise zeigte sich Marx in seinen späteren Jahren „geläutert“ von revolutionären Gedanken und spätestens in Band III sei keine Rede mehr von Revolutionen irgendeiner Art. Nach dieser Logik wird der „Reformismus“ von Band III als erstrebenswert und vorzeigbar hochgehalten, während Band I nach Ansicht der Verfechter des „Arguments“ abgelehnt werden sollte.

In einem geistigen Umfeld, in dem die Delegitimierung von Revolutionen und der „Abschied vom Umsturz“ ein Allgemeinplatz ist, fallen solche neuen, „radikalen“ Vorschläge – einmal in die Welt gesetzt – auf fruchtbaren Boden. Manche Menschen wünschen sich von Herzen, den schlechten Ruf von Marx und Engels ob der revolutionären Anteile ihrer Theorie unter Zuhilfenahme solcher Behauptungen zu reinigen; andere schauen in Anbetracht des „Argument“ mit Häme auf den Sozialismus: Was für eine nutzlose Theorie! Selbst seine eigenen Begründer haben sich in späteren Jahren von ihren Kerngedanken verabschiedet!

Dem Verfasser stellt sich ob der Einigkeit derartig verschiedener Standpunkte in dieser Sache nur eine Frage: Gibt die Textgrundlage eine solche Interpretation überhaupt her? Dazu zusammengefasst die Hauptpunkte des Arguments:

Erstens wird den jungen Marx und Engels vorgeworfen, vom Kommunistischen Manifest bis zum ersten Band des *Kapital* „einer Art gewaltsamen Sozialismus das Wort zu reden, einer Zerstörung fortgeschrittener Produktivkräfte unter dem Banner der Befreiung der Arbeiterklasse“. Dass dieser Weg des gewaltvollen Sozialismus komplett falsch ist, habe sich am Desaster der bolschewistischen Revolution erwiesen.

Zweitens habe Marx die Wahrnehmung der immer tieferen Vergesellschaftung der Produktion, angeführt durch große Trusts und Banken, seinen Standpunkt überdenken lassen. Ein neuer Aspekt sei in Band III hervorgehoben worden: Marx schlussfolgerte dort, dass in Folge des Auftretens von Aktiengesellschaften das Vermögen aufgeteilt und die Leitung der Unternehmen an professionelle Manager übertragen wird, wodurch die individuellen Kapitalisten marginalisiert würden. Daher falle der Grund weg, die „Hülle“ des Kapitalismus zu sprengen, die Expropriateure zu expropriieren oder eine sozialistische Gesellschaft via Revolution an ihre Stelle zu setzen. Der Kapitalismus werde sich selbst abschaffen, der Übergang zum Sozialismus werde friedlich vonstatten gehen.

Drittens seien die Vorschläge, in der angestrebten sozialistischen Gesellschaft öffentliches Eigentum einzuführen, nicht dahingehend gemeint, dass die Produktionsmittel nun der Gesellschaft gehören, sondern dass ein jedes Mitglied derselben einen gewissen Anteil erhalte: „Das Kapital wird wieder den Produzenten gehören“ meine in diesem Zusammenhang „individuellen Besitz“. So erklärt sich die Sicht auf Band III als Antithese zur revolutionären Prämisse des ersten Teils. In anderen Worten: Der Marx des dritten Bandes hat sich in seinen späten Jahren bekehrt.³

Nachdem wir so die grundlegenden Aussagen des „Arguments“ umrissen haben, können wir uns an eine gründliche Untersuchung und Analyse machen, gestützt auf das Studium der Literatur und der historischen Fakten.

II

Die zu Beginn angeführte Auffassung, in Band I ziele Marx auf einen „gewaltsamen Sozialismus, der unter dem Banner der *Befreiung* der Arbeiterklasse auf die Zerstörung der fortgeschrittenen Produktivität ziele“ zeigt ein grundlegendes Unverständnis der Grundlagen seiner Theorie. Marx wie auch Engels haben sich solche Positionen nie zu eigen gemacht, weder im *Kapital* noch in anderen Arbeiten. Im Gegenteil, sie sprachen immer von *Selbstemanzipation* der Arbeiterklasse im Geiste des oft wiederholten Mottos: Die Befreiung der Arbeiterklasse kann nur das Werk der Arbeiterklasse sein.

Was aber ist der Unterschied zwischen Befreiung und *Selbstemanzipation* der Arbeiterklasse? Er liegt darin, dass die „Befreiung der Arbeiterklasse“ die arbeitenden Massen als Objekte sieht, als arme, bemitleidenswerte Wesen, die Rettung, Bildung und Anleitung von Oben brauchen. „Selbstemanzipation“ hingegen versteht dieselben Menschen als Subjekte der Geschichte, die genug Kraft besitzen, sich selber zu befreien. Während also erstere Auffassung die Erzieher und Befreier als Herz der Bewegung oder gar Retter der Arbeiter begreift, versteht letztere die Bewegung der Arbeiterklasse selbst, die proletarische Revolution und ihre Selbstverwaltung als Rückgrat des Sozialismus. Insofern existieren zwei grundverschiedene sozialistische Theorien. Die Verschiedenheit und Opposition zwischen beiden lässt sich historisch auf die Entwicklungen des Marxismus im 20. Jahrhundert zurückführen. So führt die innere Logik des Topos von der *Befreiung* der Arbeiterklasse unweigerlich in den autoritären Sozialismus, der sich weit vom theoretischen Verständnis von Marx und Engels fortbewegt hat.

Nehmen wir das Beispiel der russischen Revolution, schon immer Gegenstand heftiger Kontroversen zwischen verschiedenen Schulen sozialistischer Theorie und Forschung. Einen der zentralen Streitpunkte stellt die Beziehung zum klassischen Marxismus dar. Schon kurz nachdem die bolschewistische Revolution begonnen hatte, kritisierten wichtige sozialdemokratische Theoretiker wie Plechanov und Kautsky, dass die russische eine Revolution gegen die Lo-

3

Die Punkte, wie sie oben ausgeführt wurden, finden sich in Xin Zilings Fazit von „Der Fall der Roten Sonne. Erfolg und Verbrechen Maos in der Geschichte“, Verlag Shuzuofang 2007.

gik des Marxismus sei, was bei bolschewistischen Anführern wie Lenin oder Trotzki auf Befremden stoßen musste. In ihren Augen waren ihre Kritiker Dogmatiker, die nichts von der Wirklichkeit wussten. Andererseits kamen auch die führenden Köpfe des Oktobers nicht umhin, eine klaffende Lücke zwischen ihrer Bewegung und der Lehre des bis dato „klassischen“ Marxismus anzuerkennen. Hinzu kam, dass Rosa Luxemburg sich scharf gegen die antidemokratischen und diktatorischen Tendenzen des neuen Regimes wandte – wenn auch unter der Prämisse einer grundlegenden Solidarität mit den neuen Verhältnissen. Anders noch hielt es Antonio Gramsci, oft als Begründer des „westlichen Marxismus“ bezeichnet, welcher die Revolution gar als eine „gegen das Kapital“ begrüßte. Seiner Meinung nach war die Tatsache, dass die Bolschewiken in ihren Taten Marx widerlegten, keine schlechte Sache. Vielmehr handele es sich um ein großes Ereignis und die größtmögliche geschichtliche Tat. So, wie es sich mir darstellt, verhält es sich in der Wissenschaft ähnlich mit der Bewertung der Beziehung zwischen Russischer Revolution und klassischem Marxismus. Abgesehen von der offiziellen akademischen Zunft der Sowjetunion haben die meisten unabhängigen Wissenschaftler dieser Tatsache sowohl Rechnung getragen, als auch besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden lassen. Um ein Beispiel zu nennen sei hier auf den britischen Politikwissenschaftler und Historiker Archie Brown verwiesen, der die Bolschewistische Revolution in seinem Buch *Aufstieg und Fall des Kommunismus* folgendermaßen beschreibt: „Obgleich romantisiert als Machtergreifung durch die Arbeiterklasse selbst, war die russische Revolution tatsächlich das Werk professioneller Revolutionäre, die nicht nur eine Minderheit in der russischen Gesellschaft, sondern sogar unter den russischen Sozialisten waren.“⁴

Es ist klar, dass keiner der Anstifter, Unterstützer oder Gegner der russischen Revolution diese als lehrbuchmäßig im Sinne von Marx und Engels angesehen hatte. Und doch verschließen die Unterstützer der „Annahme“ vor den hier präsentierten Fakten die Augen (vielleicht weil sie diese nicht kennen) und halten ohne nachzudenken – aus reinem Bauchgefühl heraus – die Revolution für ein ausbuchstabiertes Vorgehen nach *Kapital* Band I.

Wenden wir uns nun Band III des *Kapitals* zu.

Die Behauptung, Band I und III des *Kapital* widersprächen sich, ist nicht neu, sie wurde über die Jahre von vielen professionellen Ökonomen und Marxologen aufrechterhalten. Allerdings geht es dabei meistens um das Verhältnis zwischen der Durchschnittsprofitrate, wie sie in Band III dargestellt wird, und dem Mehrwert in Band I. Die Diskussion um dieses Detail reicht sogar noch weiter – vor die Veröffentlichung des dritten Bandes – zurück: Das lässt sich schon bei Engels ausführlich nachlesen.⁵ Er hoffte, dass sich mit Veröffentlichung von Band III die scheinbaren Widersprüche zwischen Mehrwert und Durchschnittsprofitrate ein und für allemal auflösen würden. Doch die spätere Geschichte

⁴ Archie Brown, *Aufstieg und Fall des Kommunismus*. Berlin 2009.

⁵ Siehe MEW 25, Berlin 1968, S. 7ff.

zeigt, dass sich Engels zu früh gefreut hatte: Zahllose Ökonomen marxistischer und nicht marxistischer Provenienz – darunter auch große Namen wie Joseph Schumpeter, Paul Sweezy und Joan Robinson – verstrickten sich über das Thema in langwierige Streitereien.⁶ Es kann sein, dass die Diskussion in dieser Sache wichtig und bedeutend ist – immerhin berührt sie einen der Grundpfeiler der marxischen Ökonomie, namentlich die Werttheorie und den Mehrwert – doch letztlich ist diese zu akademisch und kleinteilig für die Unterstützer des „Arguments“. Ihnen ist vielmehr an der politischen Polarisierung der zwei Bände gelegen. Sie wollen beweisen, dass den „Bedenken gegen den Kapitalismus“ in Band III die Negation der „Zerstörung des Kapitalismus“ in Band I entgegenstünde, worin sich der „ideologische Wandel“ von Marx zeige. Diese Behauptung ist beispieldarm in der Geschichte. Nicht ohne Grund: Das „Argument“ ist zu isoliert vom Rest des Werkes und die diese Position stützenden Beweise reichen nicht aus – selbst um Nicht-Marxisten zu überzeugen⁷.

Denn eine einfache Tatsache ignorieren die Apologeten des „Arguments“: Die Entstehungsgeschichte des *Kapital*.

Aus der Zeit der Zusammenstellung der späteren zwei Bände des *Kapital* sind mehrere Anmerkungen von Engels über seine Arbeit an Marx' Erbe zu finden. 1885, im Vorwort zum zweiten Band, erklärte Engels den Lesern, dass Buch III des *Kapital* (später unter der Bezeichnung Band III geführt) „[...] größtenteils 1864 und 1865 geschrieben[wurde]. Erst nachdem dies im wesentlichen fertig, ging Marx an die Ausarbeitung von Buch I, des 1867 gedruckten ersten Bandes. Dies Manuskript von Buch III bearbeite ich jetzt für den Druck“⁸. Im Vorwort des dritten Bandes, erschienen 1894, ließ Engels abermals verlauten: „Zwischen 1863 und 1867 hatte Marx [...] die beiden letzten Bücher des Kapitals im Entwurf und das erste Buch in druckfertiger Handschrift hergestellt“⁹.

Nun, wie sahen die Hauptpunkte des „Arguments“, die Abschnitte über Kreditinstitutionen, Trusts und Banken in Band III, im ersten Entwurf dann aus? Wurde der Charakter des ersten Entwurfs erhalten? Oder hat Engels dort im Zuge seiner Zusammenstellung insgeheim seine Gedanken an die Stelle jener seines alten Freundes gesetzt?

⁶ Siehe Joseph Schumpeter, *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*, Stuttgart 2005; Joan Robinson, *An Essay on Marxian Economics* (the 2d edition), The Macmillian Press 1966; Paul M. Sweezy, *The Theory of Capitalist Development*, Monthly Review Press, 1970. Zur Diskussion siehe Ian Steedman & Paul M. Sweezy (eds.), *The Value Controversy*, London 1987.

⁷ Um nur ein Beispiel zu nennen: In Band II seiner *History of Socialist Thought* nutzt G.D.H. Cole jeden Nachweis, um Marx' ökonomischer Theorie die Wissenschaftlichkeit abzusprechen. Allerdings bot sich der Widerspruch zwischen dem ersten und späteren Bänden nicht dafür an. Im Gegenteil. Er führte aus, dass „wenn etwas über sie [die späteren Bände des *Kapital*] gesagt werden kann, dann dass sie Marx' Theorie in einigen Punkten ausbuchstabieren, ohne dass sie etwas essentiell Wichtiges hinzufügen würden.“ G. D. H. Cole, *A History of Socialist Thought: Volume II*, London 1963, S. 297.

⁸ MEW 24, Berlin 1963, S. 10.

⁹ MEW 25, Berlin 1968, S. 11.

Wer sich Band III vorgenommen hat, weiß, dass sich die Abhandlungen über die Rolle der Kreditinstitutionen, der Aktienunternehmen und Banken in der modernen kapitalistischen Produktion hauptsächlich in Teil 5 finden lassen. Die Zeilen, welche von den Streitern für die „Annahme“ zum Beweis von „Marx‘ Wandel in den späteren Jahren“ herangezogen werden, sind zumeist dem Kapitel 27 aus Teil fünf, *Die Rolle des Kredits in der kapitalistischen Produktion*, entnommen. Wie Engels im Vorwort berichtet, waren gerade jene „Kap. 27 und 29 [...] fast ganz nach dem Ms. gegeben, Kap. 28 dagegen mußte stellenweise anders gruppiert werden“¹⁰.

Folgen wir der Editions- und Entstehungsgeschichte des *Kapital*, so reicht schon dies aus, die Behauptung, „Band III des Kapitals sei die finale Schlussfolgerung von Marx und Engels nach jahrelanger Erforschung des Kapitalismus“ und „Band III des Kapitals ist die Anti-These von Band I“, zu widerlegen. Die Behauptungen wurden so übereilt in den Raum gestellt, dass man dabei schlicht die Tatsache übersah, dass verschiedene Bände des *Kapital* zur gleichen Zeit geschrieben wurden und nicht in Reihenfolge der Veröffentlichung.

III

Eigentlich könnte ich es also bei den oben vorgebrachten Ausführungen belassen. Doch gehen wir noch etwas genauer auf die von den Apologeten angeführten Textstellen ein. Nehmen wir entgegen der Ausführungen Engels einmal an, es verhalte sich doch so, dass Band III zeitlich nach Band I verfasst worden wäre und folgen den Vertretern der „Annahme“ noch etwas in ihrer Argumentation – wie stünde es dann um die Interpretation der relevanten Stellen in Band III?

Dazu sei zunächst jener Textabschnitt von Marx zitiert, auf den sich „die Annahme“ hauptsächlich stützt: „Das Kapital, das an sich auf gesellschaftlicher Produktionsweise beruht und eine gesellschaftliche Konzentration von Produktionsmitteln und Arbeitskräften voraussetzt, erhält hier direkt die Form von Gesellschaftskapital (Kapital direkt assoziierter Individuen) im Gegensatz zum Privatkapital, und seine Unternehmungen treten auf als Gesellschaftsunternehmungen im Gegensatz zu Privatunternehmungen. Es ist die Aufhebung des Kapitals als Privateigentum innerhalb der Grenzen der kapitalistischen Produktionsweise selbst.“¹¹

Diesen Absatz könnte man im Sinne einer „Selbstabschaffung“ verstehen. Sie wird von den Vertretern der „Annahme“ als Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus durch Aktiengesellschaften gedeutet. Doch wer die betreffenden Zeilen studiert, kann kaum zu den gleichen Schlüssen kommen. „In den Aktiengesellschaften ist die Funktion getrennt vom Kapitaleigentum, also auch die Arbeit gänzlich getrennt vom Eigentum an den Produktionsmitteln und an der Mehrarbeit. Es ist dies Resultat der höchsten Entwicklung der kapitalistischen

¹⁰ Ebd. S. 13.

¹¹ Ebd. S. 452.

Produktion ein notwendiger Durchgangspunkt zur Rückverwandlung des Kapitals in Eigentum der Produzenten, aber nicht mehr als das Privateigentum einzelner Produzenten, sondern als das Eigentum ihrer als assoziierter, als unmittelbares Gesellschaftseigentum.“¹²

Es scheint, dass dieser Abschnitt kaum nach dem Geschmack der Apologeten des „Arguments“ sein dürfte, immerhin markiert für Marx die Aktiengesellschaft nur einen „Übergangspunkt“, nach der Eigentum nicht länger privates Eigentum individueller Produzenten, sondern „unmittelbares Gesellschaftseigentum“ sein wird.

Auch die folgenden Ausführungen stützen bei genauer Lektüre nicht die Position der Apologeten: „Es ist dies die Aufhebung der kapitalistischen Produktionsweise innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise selbst und daher ein sich selbst aufhebender Widerspruch, der prima facie als bloßer Übergangspunkt zu einer neuen Produktionsform sich darstellt. [...] Alle Maßstäbe, alle mehr oder minder innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise noch berechtigten Explikationsgründe verschwinden hier.[...] In dem Aktienwesen existiert schon Gegensatz gegen die alte Form, worin gesellschaftliches Produktionsmittel als individuelles Eigentum erscheint; aber die Verwandlung in die der Aktie bleibt selbst noch befangen in den kapitalistischen Schranken; statt daher den Gegensatz zwischen dem Charakter des Reichtums als gesellschaftlicher und als Privatreichtum zu überwinden, bildet sie ihn nur in neuer Gestalt aus Die kapitalistischen Aktienunternehmungen sind ebenso sehr wie die Kooperativfabriken als Übergangsformen aus der kapitalistischen Produktionsweise in die assoziierte zu betrachten, nur daß in den einen der Gegensatz negativ und in den andren positiv aufgehoben ist. [...] Die dem Kreditsystem immanenten doppelseitigen Charaktere: einerseits die Triebfeder der kapitalistischen Produktion, Bereicherung durch Ausbeutung fremder Arbeit, zum reinsten und kolossalsten Spiel- und Schwindelsystem zu entwickeln und die Zahl der den gesellschaftlichen Reichtum ausbeutenden Wenigen immer mehr zu beschränken; andererseits aber die Übergangsform zu einer neuen Produktionsweise zu bilden, – diese Doppelseitigkeit ist es, die den Hauptverkündern des Kredits von Law bis Isaak Péreire ihren angenehmen Mischcharakter von Schwindler und Prophet gibt.“¹³

Marx drückt sich hier sehr klar aus: Der mit der Entstehung von Aktiengesellschaften verbundene ökonomische Wandel vollzieht sich innerhalb des Kapitalismus, er lässt die kapitalistische Produktionsweise selbst unberührt. Anstatt sie zu überwinden, werden die Widersprüche und Antagonismen der kapitalistischen Gesellschaft nur auf eine neue Stufe gehoben. Daher die Bezeichnung der Abschaffung als „negativ“. Da der ökonomische Wandel durch Aktiengesellschaften überdies anzeigt, dass die kapitalistische Produktionsweise selbst ausgedient hat und sich substantielle Bedingungen für den Sozialismus herausbilden, handelt es sich um eine „Aufhebung“ des Kapitalismus.

¹² Ebd. S. 453.

¹³ Ebd. S. 452–457.

Wem die Zitate oben nicht zum Beweis ausreichen, dem sei zusätzlich Engels Einleitung in Band III ans Herz gelegt: „So kam man dahin, in einzelnen Zweigen, wo die Produktionsstufe dies zuließ, die gesamte Produktion dieses Geschäftszweigs zu *einer* großen Aktiengesellschaft mit einheitlicher Leitung zu konzentrieren. In Amerika ist dies schon mehrfach durchgeführt, in Europa ist das größte Beispiel bis jetzt der United Alkali Trust, der die ganze britische Alkaliproduktion in die Hände einer einzigen Geschäftsfirma gebracht hat. Die früheren Besitzer der – mehr als dreißig – einzelnen Werke haben für ihre gesamten Anlagen den Taxwert in Aktien erhalten, im ganzen gegen 5 Millionen Pfd.St., die das fixe Kapital des Trusts darstellen. Die technische Direktion bleibt in den bisherigen Händen, aber die geschäftliche Leitung ist in der Hand der Generaldirektion konzentriert. [...] So ist in diesem Zweig, der die Grundlage der ganzen chemischen Industrie bildet, in England die Konkurrenz durch das Monopol ersetzt und der künftigen Expropriation durch die Gesamtgesellschaft, die Nation, aufs erfreulichste vorgearbeitet.“¹⁴

An dieser Stelle ist Vorsicht geboten. Hierbei handelt es sich exakt um das, was Engels später hinzufügte. Doch zu unserer Überraschung spricht er hier tatsächlich von „Expropriation“. Was in aller Welt geht hier vor sich? Hat Marx sich von seinen alten Ideen abgewendet, während Engels stur am „gewalttätigen Sozialismus“ festhielt? Und hat er – um seinen toten Freund zu ärgern – das Reizwort „Expropriation“ in seiner Einleitung hervorgehoben? Das passt allerdings auch nicht damit zusammen, dass die Anhänger der „Annahme“ Engels in seinen späten Jahren einen noch nachhaltigeren Sinneswandel attestierten als Marx. Was nun?

Die einzig sinnvolle Erklärung: Die Vertreter der „Annahme“ – verwirrt wie sie sind – haben sich in unentwirrbare Widersprüche verstrickt. Die Fakten legen nahe, dass Engels wie Marx auch in ihren späten Jahren nicht nur die „Selbst-Abschaffung“ des Kapitalismus, sondern auch die revolutionäre „Expropriierung“ propagierten; beide sahen in ihren Ausführungen die „Selbst-Abschaffung“ des Kapitalismus nur in begrenztem Rahmen von staten gehen und hielten daher die „Expropriierung“ letztlich für unausweichlich.

Und wer nochmal genau bei Marx und Engels nachschaut, wird feststellen, dass Sentenzen wie jene über die Selbstabschaffung und Expropriation des Kapitalismus sich nicht nur in den „späten“ Schriften finden, sondern auch, wenn man Band I und sagen wir die „frühmarxistischen“ Werke untersucht.

So heißt es z.B. in Kapitel 23 von Band I des *Kapital*: „Abgesehen hiervon bildet sich mit der kapitalistischen Produktion eine ganz neue Macht, das Kreditwesen, das in seinen Anfängen verstohlen, als bescheidne Beihilfe der Akkumulation, sich einschleicht, durch unsichtbare Fäden die über die Oberfläche der Gesellschaft in größern oder kleinem Massen zersplitterten Geldmittel in die Hände individueller oder assoziierter Kapitalisten zieht, aber bald eine neue und furchtbare Waffe im Konkurrenzkampf wird und sich schließlich in

¹⁴ Ebd. S. 453f.

einen ungeheuren sozialen Mechanismus zur Zentralisation der Kapitale verwandelt. [...] wo gewisse Kapitale so überwiegende Gravitationszentren für andre werden, daß sie deren individuelle Kohäsion brechen und dann die vereinzelter Bruchstücke an sich ziehn – oder geschehe die Verschmelzung einer Menge bereits gebildeter, resp. in der Bildung begriffener Kapitale vermittelt des glatteren Verfahrens der Bildung von Aktiengesellschaften – die ökonomische Wirkung bleibt dieselbe. Die gewachsne Ausdehnung der industriellen Etablissements bildet überall den Ausgangspunkt für eine umfassendere Organisation der Gesamtarbeit vieler, für eine breitere Entwicklung ihrer materiellen Triebkräfte, d.h. für die fortschreitende Umwandlung vereinzelter und gewohnheitsmäßig betriebener Produktionsprozesse in gesellschaftlich kombinierte und wissenschaftlich disponierte Produktionsprozesse.“¹⁵

Das Kreditsystem und die Aktiengesellschaften dienen der Zusammenfassung kleiner und verstreuter Kapitale. Denkt man das zu Ende, zeigt sich darin nicht auch eine Art von Selbstabschaffung? Warum heben die Apologeten des „Arguments“ Passagen in Band III hervor, die sie in Band I ignorieren?

Die gleiche Idee lässt sich auch in Marx früheren Schriften entdecken, wie in den *Grundrissen* von 1857-1858: „Das Wirken der Kapitalien als einzelner aufeinander wird so grade ihr Setzen als allgemeiner und Aufheben der scheinbaren Unabhängigkeit und selbständigen Bestehens der einzelnen. Noch mehr findet diese Aufhebung statt im Kredit. Und die äußerste Form, wozu die Aufhebung geht, die aber zugleich das *ultimate Setzen* des Kapitals in seiner ihm adäquaten Form das Aktienkapital.“¹⁶

„Erstens: Größe des Kapitals selbst vorausgesetzt, des in seiner Handkonzentrierten Kapitals, um Arbeiten von solcher Dimension und solchem langsamen Umschlag, Verwertung übernehmen zu können. Daher meist Aktienkapital, in welcher Form das Kapital sich durchgearbeitet hat zu seiner letzten Form, worin es nicht nur an sich ist, seiner Substanz nach, sondern gesetzt ist in seiner Form als gesellschaftliche Kraft und Produkt.“¹⁷

Bedeutet das nicht, dass Aktiengesellschaften die Selbstabschaffung des Individualkapitals in seiner finalen Form realisiert haben, da sie das Kapital nicht nur als Substanz voraussetzen, sondern auch als soziale Macht? Folgt man der Logik der Vertreter des „Arguments“, so müssten wir „Marx ideologischen Wandel“ vom Band III des Kapitals auf die Ökonomischen Manuskripte von 1856-1858 zurückdatieren. Denn es war das gleiche Manuskript, in dem das Wort „sprengen“ bereits auftaucht: „Niemand wird deswegen glauben, durch eine Börsenreform die Grundlagen des innren oder auswärtigen Privathandels aufheben zu können. Aber innerhalb der bürgerlichen, auf dem Tauschwert beruhenden Gesellschaft erzeugen sich sowohl Verkehrs- als Produktionsverhältnisse, die ebenso viel Minen sind, um sie zu sprengen. (Eine Masse gegensätz-

¹⁵ MEW 23, Berlin 1962, S. 656f.

¹⁶ MEW 42, Berlin 1983, S. 559.

¹⁷ Ebd. S. 436.

licher Formen der gesellschaftlichen Einheit, deren gegensätzlicher Charakter jedoch nie durch stille Metamorphose zu sprengen ist. Andererseits, wenn wir nicht in der Gesellschaft, wie sie ist, die materiellen Produktionsbedingungen und ihnen entsprechenden Verkehrsverhältnisse für eine klassenlose Gesellschaft verhüllt vorfänden, wären alle Sprengversuche Donquichoterie).¹⁸

Wie in Band III des Kapitals taucht „Selbst-Abschaffung“ immer wieder zusammen mit „Sprengung“ auf, nur in diesem Fall erscheint es im so genannten „Frühwerk“ von Marx. Was für eine Überraschung! Wie sollen die Anhänger des Arguments das erklären?

Diese kleine Rückschau hilft, die folgenden Aspekte in einem klareren Licht zu sehen. Erstens fällt auf, dass er, entgegen der „Entdeckung“ des „neuen Konzepts“ der Aktiengesellschaften durch Marx in seinen „späten Jahren“, diesem Phänomen schon recht früh seine Aufmerksamkeit widmete. Zweitens hatte er schon lange vorher die Rolle des Kreditsystems und der Aktiengesellschaften beim Übergang von kapitalistischer zu sozialistischer Produktionsweise zur Diskussion gestellt und damit nicht erst in seinen späten Jahren angefangen. Dazu kommt, dass Marx wusste, dass, obwohl sie erst Mitte des 19. Jahrhunderts an Bedeutung gewannen, Aktiengesellschaften schon sehr lange existiert hatten. So schrieb er über sie schon früh, dass sie „[e]ine der letzten Formen der bürgerlichen Gesellschaft“ seien. Sie „[e]rscheinen aber auch im Beginn derselben in den großen privilegierten und mit Monopol versehenen Handelskompanien.“¹⁹ Am Ende dieser Ausführungen zeigt sich, dass die Argumente der „Annahme“ barer Unsinn sind. Ginge es nach ihnen, wären Aktiengesellschaften erst zur Zeit der Krise von 1866 das erste Mal aufgetaucht, sozusagen zur richtigen Zeit am richtigen Ort, sodass es zeitlich mit dem behaupteten ideologischen Wandel zusammenpasst. Nur dank dieses Novums habe Marx sich in einem bemerkenswerten ideologischen Schwenk von seiner Rede des „zu sprengenden Kapitalismus“ verabschiedet und nunmehr jener „Selbstabschaffung“ das Wort geredet. Lassen die Apologeten der „Annahme“ damit nicht jede Grundkenntnis von Wirtschaftsgeschichte sowie von der Höhe von Marx Verständnis der Ökonomie vermissen?²⁰

¹⁸ Ebd., S. 93.

¹⁹ Ebd. S. 42

²⁰ Fehler wie diese finden sich überall im berühmten „Fazit“ von Herrn Ziling Xin. Das ist nicht nur beizeiten unfreiwillig komisch, sondern oft auch sehr ärgerlich. Nur um ein Beispiel herauszugreifen: Geht es nach Herrn Xin, waren Marx und Engels richtiggehende „Maschinenstürmer“, die deren Einsatz in der großen Industrie ablehnten, weil sie den Arbeitern die Jobs streitig machten. Herrn Xin zufolge „hätten die beiden verlangt, dass Fabrikbesitzer „um die Beschäftigung und den Lebensunterhalt der Arbeiter zu erhalten, auf den Einsatz neuer Maschinen und besserer Technik verzichten sollten, was Wachstum und sozialen Fortschritt behindert hätte. Hier werden wir Zeuge der Geburt von Marx und Engels utopischem Sozialismus.“ Selbst jene, die nur bestimmte, populäre Texte marxistischer Literatur gelesen haben, sollten wissen, dass Marx und Engels die Hoffnung auf eine Emanzipation der Arbeiterklasse immer auf die Entwicklungspotentiale der modernen Industrie gründeten und nichts von den „kleinbürgerlichen Denkern“ hielten, welche dieser gegnerisch gegenüberstanden. Wo verlan-

IV

Wenn wir verschiedene Werke von Marx und Engels zu verschiedenen Zeiten nebeneinander legen, kommen wir genau zum gegenteiligen Schluss wie die Vertreter der „Annahme“: Marx und Engels haben „Selbstabschaffung“, „Abschaffung“ und „Expropriierung“ immer schon im gleichen Sinne verwendet. Das Argument, Band III des Kapitals sei die Anti-These zu Band I, entbehrt jeder Grundlage außer den frommen Wünschen jener Apologeten.

Wenn nach der Meinung von Marx und Engels der Kapitalismus aus historischer Perspektive unausweichlich durch den Sozialismus ersetzt wird, so gründet sich dies auf der „ökonomischen Notwendigkeit“. Es geht also weniger um „Ungerechtigkeit“, sondern um die objektiven Voraussetzungen für den Übergang, die durch den wirtschaftlichen Fortschritt innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise erst geschaffen werden.²¹ Der Kapitalismus als Produktionsweise, dessen innere Triebkraft das Erstreben des höchstmöglichen Profits ist, erfüllt darin zugleich die historische Mission, die Ökonomie zunehmend zu vergesellschaften und die Entwicklung der materiellen Produktivität voranzutreiben. All dies geschieht als natürliche Konsequenz der ökonomischen Geschichte. Die kapitalistische Gesellschaft hat tatsächlich die Vergesellschaftung der Produktion vorangetrieben; auch die Konzentration und Akkumulation des Kapitals hat sich ständig ausgeweitet, genauso wie der Besitz von Produktionsmitteln mehr und mehr vergesellschaftet wurde. Letztlich hat sich so ein neuer ökonomischer Trend herausgebildet. Zu dieser Zeit kann nur durch die Umwandlung der Produktionsweise von der kapitalistischen zu einer in öffentlicher Hand, kontrolliert und organisiert durch die Gesellschaft selbst, die bereits erreichte große Produktivität geschützt und weiterentwickelt werden. Dabei handelt es sich um einen geschichtlichen Prozess, den der Kapitalismus unbewusst vorantreibt und vorantreiben muss auf dem Weg in eine zukünftige Gesellschaft. Hat der Kapitalismus diese historische Mission erfüllt, wird die ökonomische Notwendigkeit seiner Existenz verschwinden. Aus dieser Sicht ist die kapitalistische Produktionsweise von vorne bis hinten ein historischer Prozess der Selbstabschaffung. Dabei handelt es sich um einen zentralen Punkt aller drei Bände des *Kapital*.

Dass Marx und Engels „Selbst-Auflösung“ (oder Selbstabschaffung) in Band III häufiger benutzen, lässt sich auf deren Ansicht zurückführen, Aktiengesellschaften seien als ultimative Form der Selbstabschaffung der kapitalistischen Produktionsweise zu begreifen. Indem es sich an die Nachfrage der vergesellschafteten Produktion anpasst, sammelt das System der Aktiengesellschaften die verstreut

gen die Autoren jemals, dass die „Fabrikbesitzer keine neuen Maschinen und Techniken einführen sollen“? Danach kommt man nicht umhin sich zu fragen, ob Herr Xin überhaupt einmal einen Blick in die Originalwerke von Marx und Engels riskiert hat.

²¹ Viele Menschen halten keine großen Stücke auf die Marx-Lektüre, aber für sie ist klar, dass der „langbärtige Deutsche“ eine utopische Gesellschaft ohne Ausbeutung und Unterdrückung aus Hass auf den Kapitalismus enträumte und die Realisierung derselben via einer gewaltvollen Revolution predigte. Diese Art von Unverständnis ist nicht besser, als einen Hirsch ein Pferd zu nennen, wie ein bekanntes chinesisches Sprichwort sagt.

ten Kapitale ein und formt ein riesiges „gesellschaftliches Unternehmen“, in Ausmaß und Größe außer Reichweite für die vergleichsweise kleinen Betriebe und Unternehmen der Einzelkapitalisten. Im bis in die Kooperation und Organisation vergesellschafteten Prozess der Produktion wird der Privatkapitalist zum „bloßen Geldkapitalisten“²². „Er reproduziert eine neue Finanzaristokratie, eine neue Sorte Parasiten in Gestalt von Projektenmachern, Gründern und bloß nominellen Direktoren“²³. Wird die materielle Grundlage des Privateigentums durch die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaft selbst unterminiert, wird er als soziale Lebensform zu einem unnötigen Anhängsel der Produktion, welche objektiv die Notwendigkeit und Unausweichlichkeit der neuen Produktionsweise auf Basis öffentlichen Besitzes anerkennt. Deswegen schreiben Marx und Engels resümierend auch, dass der „künftigen Expropriation durch die Gesamtgesellschaft, die Nation, aufs erfreulichste vorgearbeitet“ sei, und dass das Aktienwesen „eine Aufhebung der kapitalistischen Privatindustrie auf Grundlage des kapitalistischen Systems selbst ist“²⁴. „Expropriierung“ und „Abschaffung“ verweisen bei Marx auf ein und denselben historischen Prozess.

Die Leser mögen sich nun fragen: Muss der Wechsel der Produktionsweisen notwendig in Form einer „Expropriierung“ vonstatten gehen? Wäre ein friedlicher Übergang nicht der bessere Weg? Um das zu verstehen, müssen wir uns einen Kerngedanken von Marx und Engels vornehmen. Nach ihrer Theorie decken sich die objektiven Anforderungen der ökonomischen Entwicklung nicht mit den Interessen verschiedener Klassen. Der grundlegende Trend sozialer und ökonomischer Entwicklung erfordert objektiv den Ersatz der kapitalistischen durch eine sozialistische Produktionsweise, deren Produktionsmittel sich in öffentlichem Besitz befinden. Für die Kapitalisten ist das bekanntermaßen inakzeptabel, es steht ihrem Interesse als Produktionsmittelbesitzer entgegen. Es entsteht ein Konflikt zwischen den allgemeinen Interessen der sozialen Entwicklung und dem Partikularinteresse einer gewissen Klasse. Während Einzelne ihren Vorteil aus hohen moralischen Gründen zurückstellen mögen, so ist das einer ganzen Klasse nicht möglich. Dies ist der Grund, warum Marx und Engels glaubten, dass die „Abschaffung“ in Form der „Expropriierung“ vollzogen werden müsse. Beide glaubten, dass es im ureigensten Interesse der Arbeiterklasse läge, die Sozialisierung der Produktionsmittel anzustreben, dass sie die „Expropriierung“ in die eigenen Hände nehmen würden. Sie malten sich aus, dass die kapitalistische Produktionsweise aufhören würde, die gesellschaftliche Produktivität voranzutreiben und die Arbeiterklasse als Opfer dieser Entwicklung die Kapitalisten aus Eigeninteresse expropriieren würde, all das in Erfüllung ihrer historischen Mission, vorbereitet durch die „Selbst-Abschaffung“ des Kapitalismus. Dergestalt handelt es sich in Marx und Engels Augen bei „Expropriierung“ und „Selbst-Abschaffung“ um komplementäre Komponenten der histori-

²² MEW 25, Berlin 1964, S. 452.

²³ Ebd., S. 454.

²⁴ Ebd.

schen Entwicklung. Im Vorwort der ersten deutschen Auflage von Band I des *Kapital* schreibt Marx: „Aber es handelt sich hier um die Personen nur, soweit sie die Personifikation ökonomischer Kategorien sind, Träger von bestimmten Klassenverhältnissen und Interessen. Weniger als jeder andere kann mein Standpunkt, der die Entwicklung der ökonomischen Gesellschaftsformation als einen naturgeschichtlichen Prozeß auffaßt, den einzelnen verantwortlich machen für Verhältnisse, deren Geschöpf er sozial bleibt, sosehr er sich auch subjektiv über sie erheben mag.“²⁵ Dieser Abschnitt kann hier als Beispiel für unsere Ausführungen gelesen werden.

In meinen Augen haben Marx und Engels es nicht vermocht, die tatsächliche Entwicklung der Geschichte theoretisch zu antizipieren. Die kapitalistische Produktionsweise hat zwar tatsächlich in großem Umfang die Sozialisation der Produktion vorangetrieben und objektiv nach einer Abschaffung dieser Produktionsweise verlangt; auch lässt sich dieser Trend an der Entwicklung und Veränderung der Weltwirtschaft in den Folgejahrzehnten nachvollziehen. In diesem Sinne behielten Marx und Engels also Recht. Doch ein Wechsel der Eigentumsverhältnisse, wie sie Marx und Engels vorhergesagt hatten, blieb in der historischen Entwicklung des 20. Jahrhunderts größtenteils aus. Wie weithin bekannt, schenken Marx und Engels der Frage, wer die Produktionsmittel besitzt, große Aufmerksamkeit und hielten es für den wichtigsten Aspekt von allen. Sie glaubten fest daran, dass eine Produktion mit hohem Vergesellschaftungsgrad ohne eine fundamentale Umwälzung der Eigentumsverhältnisse und Übertragung der Produktionsmittel an die Öffentlichkeit nicht bestehen könne. Doch die Entwicklung zeigte, dass der hohe Vergesellschaftungsgrad der Produktion, welcher sich im Prozess seiner vermeintlichen „Selbstabschaffung“ gebildet hatte, auch ein massives Wachstum des gesellschaftlichen Reichtums mit sich brachte. Auf der Basis dieser Expansion der materiellen Basis haben auch die arbeitenden Massen und „normalen Menschen“ einige Vorteile durch die Kämpfe der Arbeiterklasse und sozialdemokratischer Bewegungen erringen können. Letztere war aber zugleich als Bewegung dafür verantwortlich, der Arbeiterklasse das revolutionäre Bewusstsein und die historische Mission der „Expropriierung“ auszutreiben. Unter dem Eindruck dieser geschichtlichen Entwicklungen ist die Theorie von Marx, die ökonomische Expansion des Kapitalismus führe unweigerlich zur „Expropriierung der Expropriateure“, kaum mehr haltbar. Unter der Prämisse, jeder grundlegenden Revolution in den Besitzverhältnissen zuvorzukommen, hat die kapitalistische Produktionsweise die Anforderungen derselben nach einer tieferen Vergesellschaftung durch eine ganze Anzahl kleinerer Teilreformen mehr oder weniger befriedigt. Daher hat sich – mehr unbewusst – eine grundlegende Transformation nach der Methode der graduellen „Selbstabschaffung“ vollzogen, welche die hauptsächlichen Tendenzen der ökonomischen Entwicklung der entwickelten Industrienationen im 20. Jahrhundert formte. Heutige Wissenschaftler sollten diese Realität anerkennen, auf die hilfreiche Methodologie von Marx und Engels Theorie zurückgreifen und jenseits der durch ihre Zeit

²⁵ MEW 23, Berlin 1962, S. 16.

begrenzten Erkenntnisse einen Blick auf die Weltwirtschaft werfen. Wir sollten vorsichtig und gründlich die ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung nach Marx und Engels studieren, uns noch mal die inneren Gesetze der kapitalistischen Produktionsweise vornehmen und das Geheimnis um die lang anhaltende Existenz und graduelle Evolution des Kapitalismus lüften. Ziel sollte ein neues *Kapital* sein, eines, das durch ökonomische Analyse den Veränderungen des Kapitalismus im 20. Jahrhunderts Rechnung trägt. Dies wäre der richtige Ansatz für eine wissenschaftliche Untersuchung. Beim „real existierender Sozialismus“, wie er im 20. Jahrhundert in Russland und in Osteuropa entstand, handelte sich hingegen um einen „Sozialismus ohne Gesellschaft“, in dem sich das zentralisierte politische System weit oberhalb der Gesellschaft platzierte. Als Leviathan in modernem Antlitz erwies er sich als maßloses Übel und hat grundlegenden Schaden angerichtet. Die Gründe dafür sind durch die historische Analyse der komplexen Wechselwirkung zwischen Weltwirtschaft und Politik zu eruieren.

Was nun abschließend den Standpunkt der Apologeten der „Annahme“ angeht: Ich glaube, ehrlich gesagt, nicht an eine Abkürzung des Wegs zur Demokratie. Ich habe das Chaos in der akademischen Welt gesehen, das dadurch angerichtet wurde. Und doch liegt mir fern, alles auf die wohlmeinenden Anhänger der „Annahme“ zu schieben. Eher ist das unseriöse akademische Klima in China in Hinsicht auf das politische Umfeld verantwortlich zu machen. Der grobschlächtige Umgang mit marxistischer Theorie, der in den letzten Jahrzehnten der politischen Indoktrination geschuldet scheint, hat viele Menschen daran gehindert, sich auch nur mit kleinen Teilen marxistischer Grundlagen auseinanderzusetzen, vom Verständnis ganz zu schweigen. In China sind es Wissenschaftler gewohnt, Theorien unkritisch zu akzeptieren und sich an irgendwelchen Sachen festzuklammern, die zufällig ihren Geschmack treffen.²⁶ Auch wenn sich die Umstände im Laufe der Zeit geändert haben, bleibt die alte Gewohnheit und wird in einer neuen Weise genutzt, um es für das komplette Gegenteil politisch nutzbar zu machen.

Nachdem die alte Literatur mit einiger Kreativität neu eingeordnet wurde, konnte eine Mär wie die, „Band III des *Kapital* ist die Antithese von Band I“ und „Marx und Engels Sinneswandel in den späten Jahren“, viele Unterstützer finden. Das ist ein großes Problem. Tiefer gehend ist allerdings die Frage, ob ein so wackliges Gedankengebäude der ideologischen Rückversicherung dienlich, geschweige denn der schweren Aufgabe gewachsen sein kann, die Demokratie in China voranzubringen. Ganz zu schweigen von der „neuen Klasse“ an der Macht, die in Bezug auf die Moralisierung der Demokratiefrage unter Vorspiegelung marxistischer Wurzeln, wie ich sie geschildert habe, ihren eigenen Interessen folgt, anstatt Interesse und Vertrauen in Marx theoretisches Werk zu setzen.

²⁶ In einem weiteren Sinne mag dies auf die chinesische Kultur in toto zutreffen. Chen Danqing, ein Künstler, enthüllte einst das Charakteristikum unserer Kultur in den ihm eigenen derben Worten: „Wir Chinesen haben keine Prinzipien..., wir nehmen, was wir verdammt noch mal für nützlich halten. Der Rest wird zerstört.“

Streikmonitor: Arbeitskonflikte im Jahr 2017

Das Jahr 2017 ist als ein ruhiges Streikjahr zu bewerten. Die WSI Schätzung zu Streikbeteiligung und Ausfalltagen liegt auf dem niedrigen Niveau der Nachkrisenjahre 2010 und 2011 (vgl. WSI 2018). Zugleich wurden aber im Streikmonitor¹ mit 227 Konflikten 28 Konflikte mehr verzeichnet als im Vorjahr (zum Erhebungsverfahren: Schneidemesser/Kilroy 2016). Die Tendenz zur Zersplitterung und Dezentralisierung des Streikgeschehens setzt sich fort: Zu verzeichnen sind 198 Konflikte außerhalb des Geltungsbereichs von Branchentarifverträgen, wobei der größte Teil der Auseinandersetzungen im Dienstleistungssektor stattfand. Neben den Forderungen nach Abschluss eines Tarifvertrags als häufigstem Streikgrund nehmen Streiks wegen Arbeitsplatzabbau stark zu, meist als Folge von Restrukturierungen wie Verlagerungen, Schließungen und Übernahmen von Unternehmens(standorten). Solche Unternehmensentscheidungen waren in 39 Konflikten der Streikgrund, auffallend häufig im verarbeitenden Gewerbe. Der starke Anstieg solcher defensiver Standortkonflikte in der deutschen Industrie ist der inhaltliche Schwerpunkt dieser Jahresübersicht.

Nach einem Überblick über das Streikgeschehen in 2017 diskutieren wir zuerst die Frage, warum die Standortkonflikte bei aktuell guter Konjunktur solche Bedeutung erlangt haben; dies erfordert auch einen Blick auf den laufenden Strukturwandel in der deutschen Industrie. Beispielhaft wird der Konflikt um die geplante Fusion von thyssenkrupp mit Tata Steel Europe betrachtet. Abschließend gehen wir auf einige politische Auswirkungen dieser Konflikte ein.

Streiks 2017: Viele Konflikte, wenige Streiktage und noch weniger streikende Beschäftigte

Streikzahl, -beteiligte und -dauer

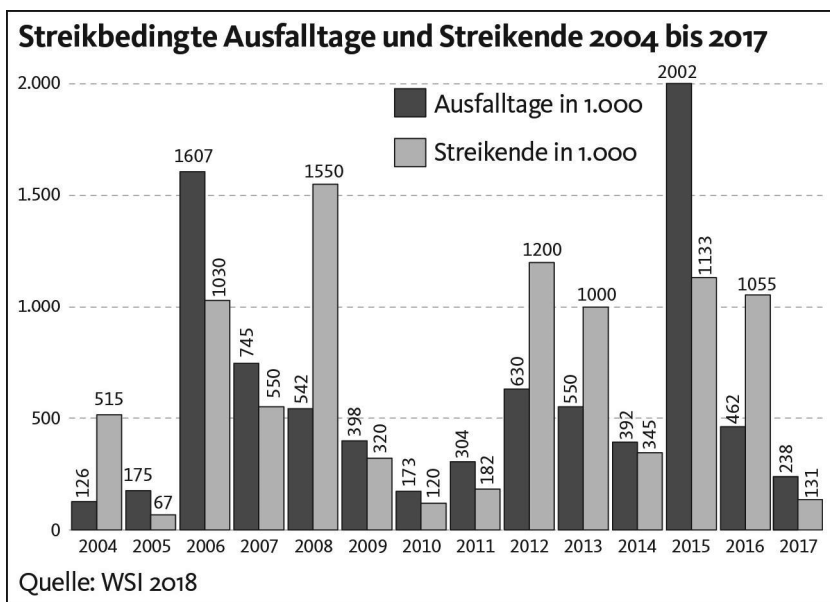
Im Jahr 2017 zeigten sich zwei gegenläufige Phänomene. Es wurden 227 Konflikte registriert, innerhalb derer 446 Streiks und Aktionen stattfanden, insgesamt 28 Konflikte mehr als im Vorjahr.² Das WSI schätzt in seiner Arbeits-

¹ Das Projekt „Streikmonitor: Standardisierte Erhebung zur langfristigen Erfassung von Streikaktivitäten in Deutschland“ wird von der Heinz Jung-Stiftung (Frankfurt am Main) gefördert und von Stefan Schmalz (Friedrich-Schiller-Universität Jena) geleitet. Die Berichte erscheinen halbjährlich in Z; letzter Bericht: Schneidemesser u.a. 2017a. In diesem Artikel verwendete Daten beziehen sich, falls nicht anders gekennzeichnet, auf die Daten aus dem Projekt Streikmonitor.

² Unter Konflikt ist dabei eine Auseinandersetzung zu verstehen, die aus mehreren Streiks oder Aktionen bestehen kann und sich ggf. über einen längeren Zeitraum erstreckt. So werden alle Streiks um einen Tarifvertrag bei Amazon, der bereits seit 2013 geführt wird, dem gleichen Konflikt zugeordnet. Aber auch ein einmaliger Warnstreik in einem einzelnen Betrieb ist ein eigener Konflikt.

Bei der Berechnung der Anzahl an Streiks und Aktionen, die im Rahmen der Konflikte stattfinden, wurde 2017 eine Verfahrensänderung vorgenommen. An der Zahl der Konflikte ändert sich dadurch

kampfbilanz für das vergangene Jahr die streikbedingten Ausfalltage auf 238.000 und die Anzahl streikender Beschäftigter auf 131.000 (vgl. WSI 2018).



Diese Daten zeigen einen starken Rückgang des Streikvolumens und der Beteiligung im Vergleich zum Vorjahr (462.000 Ausfalltage und 1.055.000 Beteiligte; vgl. WSI 2017). Bei der Interpretation dieser Kennwerte muss berücksichtigt werden, dass 2017 keine größeren landesweiten Flächentarifauseinandersetzungen wie zum Beispiel in der Metall- und Elektroindustrie oder dem öffentlichen Dienst stattgefunden haben. Die großen Warnstreiks in diesen zwei Bereichen leisten in Jahren mit Tarifrunden stets einen zentralen Beitrag zum Volumen an Ausfalltagen und Streikbeteiligung. Aber gerade wegen dieser Differenz erweist

nichts. Streiks und Aktionen werden nicht mehr wie in der letztjährigen Übersicht für 2016 mit der Stadt, in der sie stattfinden, als Zähleinheit aufgenommen. Kriterium für die Zählung als ein Streik oder eine Aktion ist nun der Start- und Endzeitpunkt eines Streiks oder einer Aktion. Auf dieser Grundlage werden Streiks und Aktionen, die an mehreren Standorten in verschiedenen Städten gleichzeitig stattfinden, als ein Streik bzw. eine Aktion gezählt. Dies vermeidet eine Inflationierung der Streikanzahl und erhöht die Treffsicherheit bei der Aggregation der Streik- und Aktionszahlen. Für 2016 muss nach einer entsprechenden Neuberechnung die Zahl der Streiks und Aktionen von 603 auf 404 korrigiert werden.

Im zweiten Halbjahr 2017 wurden sechs zusätzliche Konflikte aufgenommen, die im ersten Halbjahr 2017 stattgefunden haben. Zwei Konflikte wurden auf Grund ihrer Entwicklung im Laufe des Jahres zu einem Konflikt zusammengelegt. Für das erste Halbjahr 2017 erhöht sich damit die Zahl der Konflikte auf 131.

sich das Jahr 2017 hinsichtlich der betrieblichen Konflikte als besonders aufschlussreich. Trotz Abwesenheit großer Flächentarifrunden und bei guter konjunktureller Entwicklung kam es zu einer *wachsenden Zahl an kleinen Konflikten*, die von wenigen Beschäftigten geführt wurden und mit relativ geringen Ausfallzeiten einhergingen.

Der Zuwachs an Konflikten geht dabei interessanterweise relativ gleichmäßig auf Branchen- und auf betriebliche Konflikte zurück. Bei den 29 branchenweiten Konflikten handelt es sich überwiegend um regional begrenzte Konflikte wie im Hotel- und Gaststättengewerbe Schleswig-Holstein, der ostdeutschen Baustoffindustrie oder im Verkehrsgewerbe Niedersachsen. Insgesamt 198 und damit 87 Prozent der Konflikte blieben auf einzelne Unternehmen oder Standorte beschränkt. Zugleich waren einige der Konflikte langwierige Auseinandersetzungen: 19 Konflikte, die bereits 2016 in die Datenbank aufgenommen wurden, wurden 2017 weitergeführt.

Streiks nach gewerkschaftlichen Organisationsbereichen

Auch 2017 erweist sich der Dienstleistungsbereich als der streikintensivste Wirtschaftszweig. Ver.di war mit 102 Konflikten, bei denen insgesamt 251 Streiks und Aktionen durchgeführt wurden, an 45 Prozent der Konflikte beteiligt. In den Organisationsbereich der IG Metall fielen 68 Konflikten (30 Prozent), in den der NGG 18 Konflikte (8 Prozent). Damit ist die Beteiligung von IG Metall und NGG im Vergleich zum Vorjahr stabil geblieben.

Die Spartengewerkschaften der Luftfahrtbranche, die Vereinigung Cockpit (VC) und die Unabhängige Flugbegleiter Organisation (UFO), waren in je einen Konflikt involviert, die GDL trat 2017 nicht in Erscheinung. Neben ver.di und der Industriegewerkschaft Luftverkehr (IGL) war UFO in dem Konflikt bei der insolventen Fluggesellschaft Air Berlin aktiv. Hier gingen die Beschäftigten für den Erhalt ihrer Arbeitsplätze auf die Straße. Die Proteste blieben weitgehend erfolglos, die Lufthansa übernahm zwar die Flotte und die Flughafenslots³ von Air Berlin, aber nur 1.500 der 8.000 Beschäftigten (vgl. ZDF zoom 21.3.2018). Die Vereinigung Cockpit führte am 22. Dezember den ersten Streik von Ryanair-Piloten an deutschen Flughäfen durch. Streikaktionen fanden gleichzeitig auch in anderen europäischen Ländern statt. Den Piloten ging es um die Aushandlung eines Tarifvertrags mit der Airline, dafür wurde nun eine Tarifkommission gebildet (vgl. VC 9.3.2018). Ryanair hatte bereits vor dem Streik bekanntgegeben, künftig Gewerkschaften als Verhandlungspartner zu akzeptieren (vgl. aero Telegraph 15.12.2017).

12 Konflikte wurden ohne gewerkschaftliche Beteiligung geführt, was einen leichten Rückgang im Vergleich zum Vorjahr darstellt. Darunter war ein verdeckter Arbeitskampf, bei dem sich die Verwaltungsangestellten des Schönheider Rathauses gleichzeitig für über 12 Tage krank meldeten (vgl. Tag24 1.12.2017). Als Grund für diesen wilden Streik werden eine hohe Personalfluktuations, „ein un-

³ Flughafenslot: Zeitfenster für Landungen oder Starts, von den Flughäfen vergeben.

haltbarer Umgang mit Mitarbeiterinnen der Gemeindeverwaltung und ein vom Bürgermeister eingeführtes behinderndes Rotationssystem“ (Blick Erzgebirge 27.9.2017) genannt. Ein weiterer Streik ohne Gewerkschaftsbeteiligung fand Anfang November auf einer Münchner Baustelle statt. Dort besetzten nordafrikanische Arbeiter einer Firma aus Mittelitalien Baustellenkräne, um seit August ausstehende Löhne einzufordern (vgl. Süddeutsche Zeitung 4.11.2017).

Die zwei intensivsten Konflikte fielen in den Organisationsbereich von ver.di. Neben dem seit 2013 andauernden Konflikt beim Onlinehändler Amazon war dies die Kampagne für einen Tarifvertrag Entlastung für Krankenhausbeschäftigte.⁴

Amazon

Im Rahmen des Konflikts beim Onlineversandhändler Amazon wurden 2017 37 Streiks durchgeführt. Leipzig blieb der streikintensivste Standort (Beteiligung an 19 Streiks), gefolgt von Bad Hersfeld (13 Streiks). Neben den vielen Arbeitsniederlegungen der Amazon Beschäftigten gab es Solidaritätsaktionen für deren Anliegen, darunter eine Aktion von Unterstützer*innen am Black Friday, die unter dem Motto „Make Amazon Pay“ in Berlin demonstrierten (vgl. Zeit online 24.11.2017). Während Amazon mit der Eröffnung zweier neuer Logistikzentren 2017 in Winsen und Dortmund und weiteren zwei geplanten Eröffnungen im Jahr 2018 Deutschland als Standort weiter ausbaut (vgl. Amazon Logistikblog), scheint es ver.di schwerzufallen, neue Standorte zu erschließen. Bisher konnte ver.di nur in einem Teil der Standorte – Bad Hersfeld, Graben, Koblenz, Leipzig, Rheinberg und Werne – aktive gewerkschaftliche Organisationsstrukturen aufbauen. Dies erleichtert dem Unternehmen das Verlagern von Aufträgen im Streikfall und verringert so das Störpotenzial.

Tarifvertrag Entlastung

Die ver.di *Kampagne für einen Tarifvertrag Entlastung* startete Anfang des Jahres im Saarland (vgl. Schneidemesser u.a. 2017a: 76) und wurde auf weitere Bundesländer ausgeweitet. Der Streikmonitor verzeichnet 17 Streiks und Aktionen, die zum Teil in mehreren Krankenhäusern zugleich durchgeführt wurden. In diesem Konflikt ging es darum, einen Personalschlüssel im Pflegebereich der Krankenhäuser durchzusetzen, der eine gute Pflege und ein gesundes Arbeiten ermöglicht. In diesem Konflikt zeigten sich drei neue Entwicklungen:

(1) Erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik beteiligten sich die Beschäftigten eines katholischen Krankenhauses, der Marienhausklinik Ottweiler, an einem Arbeitskampf (vgl. Zeit online 11.10.2017). Der Streik stieß eine Debatte

⁴ Auch der Tarifkonflikt bei der Postbank wurde sehr intensiv geführt, auf Grund des Erhebungsdesigns des Streikmonitors konnten jedoch nicht alle einzelnen Streiks innerhalb dieses Konflikts aufgenommen werden. In den Tarifverhandlungen zwischen ver.di und der Postbank ging es neben einer Gehaltserhöhung um eine Kündigungsschutzvereinbarung, die die Arbeitsplätze der Beschäftigten während des Übergangs der Postbank in die Deutsche Bank absichern sollte. Es wurde sich auf einen Kündigungsschutz bis Mitte 2021 und eine Gehaltserhöhung um 4,9 Prozent in drei Schritten geeinigt (vgl. ver.di Finanzdienstleistungen). Für eine Übersicht zu weiteren Konflikten, für die 2017 nicht alle Streiks und Aktionen aufgenommen werden konnten, siehe Schneidemesser u.a. 2017a: 74 Fußnote.

über die Sonderstellung kirchlicher Einrichtungen an, die ihren Mitarbeiter*innen kein Streikrecht gewährt.

(2) Die gesellschaftliche Solidarität für die Anliegen der Pflegekräfte wurde ebenfalls sichtbarer. Neben dem Berliner Bündnis für mehr Personal im Krankenhaus, das bereits seit 2013 aktiv ist und aktuell einen stadtweiten *Volksentscheid für gesunde Krankenhäuser* durchführt (vgl. Volksentscheid), hat sich auch an den Helios-Amper-Kliniken Dachau und Indersdorf eine Bürgerinitiative *für eine bessere Pflege in den Amperkliniken* gegründet (vgl. Merkur.de 29.11.2017). Die Themen Pflegequalität und Verbesserung der Arbeitsbedingungen sind nah am Alltag der Bevölkerung, außerdem haben sich bundesweite Netzwerke (z.B. das Care Revolution-Netzwerk) gebildet, die das Thema auf die politische Agenda setzen

(3) Ferner nutzen die Arbeitgeber nun verstärkt juristische Wege, um Streiks im Krankenhaussektor zu verhindern. Das Helios-Amper-Klinikum Dachau war einer von drei Fällen, in denen versucht wurde, Streiks juristisch verbieten zu lassen. Nach einer Urabstimmung bei der 97 Prozent der ver.di-Mitglieder im Betrieb für einen unbefristeten Streik stimmten und der Ankündigung eines Erzwingungsstreiks vom 6. bis 8. November erreichte die Klinikleitung gerichtlich eine einstweilige Verfügung, worauf ver.di den Streik vorerst absagen musste (vgl. ver.di München & Region 5.12.2017). Eine ähnliche Entwicklung gab es am Universitätsklinikum Tübingen (vgl. SWR aktuell 8.12.2017). In Düsseldorf wiederum untersagte das Arbeitsgericht am 14. und 15. November einen Streik auf fünf Stationen des Klinikums unter Verweis auf dort liegende Patienten in akuter Lebensgefahr (vgl. focus online 14.11.2017).

Streiks nach Regionen und Branchen

140 der Konflikte 2017 (62 Prozent) fanden in den alten Bundesländern statt, 62 Konflikte (27 Prozent) in den neuen Bundesländern (ohne Berlin), der Rest in beiden Landesteilen. Da die Beschäftigtenzahlen in Westdeutschland jedoch mehr als viermal so hoch sind wie in Ostdeutschland, lässt sich daraus schlussfolgern, dass die ostdeutschen Beschäftigten öfters in Einzelkonflikte bzw. „Häuserkämpfe“ verwickelt waren als ihre westdeutschen Kolleg*innen. Dies ist insbesondere darauf zurückzuführen, dass die Flächentarifbindung in Ostdeutschland deutlich niedriger ist als im Westen: Sie lag 2016 im Westen bei 51 Prozent, im Osten bei 36 Prozent (vgl. Ellguth/Kohaut 2017: 281). Bayern, Nordrhein-Westfalen und Baden-Württemberg waren mit einer Beteiligung an 24, 23 und 17 Konflikten die Bundesländer mit den meisten Arbeitskämpfen. Dies ist jedoch eher auf die Bevölkerungszahl und wirtschaftliche Bedeutung dieser Bundesländer zurückzuführen. Unter den neuen Bundesländern war Sachsen-Anhalt mit einer Beteiligung an 16 Konflikten am häufigsten in Arbeitskämpfe involviert.

Ein Großteil der Konflikte entfiel auf den Dienstleistungssektor. Diesem sind 142 der Konflikte (63 Prozent) zuzuordnen; 85 der Konflikte (37 Prozent) wurden im verarbeitenden Gewerbe geführt. Trotzdem bleibt der Maschinen-

und Fahrzeugbau mit 44 Nennungen die Branche mit den meisten Konflikten, gefolgt vom Bereich Verkehr, Lagerei und Logistik (34 Konflikte) und dem Gesundheitswesen (28 Konflikte). Diese drei Bereiche führen bereits das zweite Jahr in Folge die Liste der konfliktintensivsten Wirtschaftszweige an.

Tab. 1: Übersicht zu zentralen Streikdaten 2017

Ausfalltage*	238.000
Streikbeteiligte*	131.000
Erfasste Streiks/Aktionen insgesamt	446
Erfasste Konflikte insgesamt	227
Davon:	
- Flächentarifauseinandersetzungen	29
- Konflikte außerhalb von Flächentarifauseinandersetzungen	198
Konflikte mit:	
- max. zwei Protestaktionen	172
- mehr als zwei Protestaktionen	55
Konflikte nach Organisationsbereichen des DGB:	
- ver.di	102
- IG Metall	68
- NGG	18
- Weitere DGB Gewerkschaften	25
Konflikte ohne Beteiligung des DGB	17
- davon Konflikte ohne gewerkschaftliche Beteiligung	12
Themen/ Forderungen:	
- Tarifvertrag	46
- Anbindung an Flächentarifverträge	21
- Angleichung an anderen Tarifvertrag, Tarif anderer Unternehmensstandorte/ Beschäftigtengruppen	28
- Arbeitsplatzabbau durch Restrukturierungsmaßnahmen	39
- Arbeitszeit	18
- Renten- und Altersteilzeit	8
Branchen	
- Dienstleistungsbranche	142
- Verarbeitendes Gewerbe	85
Regionen	
- Alte Bundesländer	140
- Neue Bundesländer	62
- übergreifend	25

Mit * gekennzeichnete Daten sind der WSI Arbeitskampfbilanz 2017 entnommen (WSI 2018); die übrigen Daten stammen aus dem Streikmonitor.

Im Gesundheitsbereich sind weiterhin die Krankenhausbeschäftigten die konfliktbereiteste Beschäftigtengruppe. Neben Streiks der direkt bei den Krankenhäusern Beschäftigten wurden auch vier Konflikte bei ausgelagerten Servicegesellschaften im Streikmonitor registriert. Einer dieser Konflikte war die seit 2016 andauernde Auseinandersetzung beim Charité Facility Management (CFM). In diesem Konflikt gab es 2017 eine Wendung. Der Berliner Senat beschloss, den 2006 privatisierten, ehemals landeseigenen Betrieb zurückzukaufen. CFM mit seinen knapp 2.800 Mitarbeitern wird bis voraussichtlich 2019 wieder in städtischer Hand sein. Dieser Beschluss ist Teil einer größeren Rekommunalisierungsagenda der rot-rot-grünen Berliner Regierung. Diese hat sich neben dem CFM das Ziel gesetzt, die städtische Stromversorgung wieder ganz durch städtische Versorger zu gewährleisten, auch mit den Hochschulen wird lt. Presse verhandelt (vgl. Tagesspiegel 10.3.2017). Wie weit sich diese Pläne verwirklichen lassen und ob der Rückkauf zur Gleichstellung von Charité- und CFM-Beschäftigten führen könnte, bleibt fraglich.

Auch dass dies eine Trendwende bedeuten könnte, bleibt unwahrscheinlich. Viele langwierige Konflikte sind auf Privatisierungen, damit verbundener Tarifflucht und Ungleichbehandlung großer Beschäftigtengruppen zurückzuführen (vgl. Schneidemesser et al. 2017b: 134ff.). Ein Paradebeispiel der letzten Jahre ist die privatisierte Deutsche Post, die 2015 mit den 46 DHL Delivery Regionalgesellschaften die Paketzustellung weitgehend ausgelagert hat. Die Mitarbeiter der DHL Delivery werden nicht nach dem Haustarifvertrag der Deutschen Post bezahlt, sondern nach den niedrigeren, regional variierenden Tarifen des Logistik- und Speditionsgewerbes (Die Welt 12.3.2018). Neben geringeren Personalkosten hat die Anwendung verschiedener Tarifverträge für das Unternehmen den Vorteil, dass Streiks der Beschäftigten nicht mehr die Dimension erreichen können wie im Sommer 2015, wo sich mehr als 32.000 Post-Beschäftigte bis zu vier Wochen im Dauerstreik befanden (vgl. Siebler 2015: 126). Die zwei Gruppen, Deutsche Post und DHL Delivery, gehen nun zu unterschiedlichen Zeitpunkten für unterschiedliche Tarife auf die Straße. Dies hat sich 2017 in den vielen kleinen Streiks bei DHL Delivery gezeigt, während es bei der Deutschen Post keinen Tarifkonflikt gab. Die Post plant mit der Gründung eines Gemeinschaftsbetriebs einen Konzernumbau, durch den die zwei Beschäftigtengruppen gemeinsam in den gleichen Niederlassungen die gleichen Tätigkeiten ausüben, aber zu unterschiedlichen Tarifen (vgl. Zeit online 12.3.2018).

Konfliktthemen

Die wichtigsten Themen in den Arbeitskämpfen 2017 waren wie auch im Vorjahr tarifvertragsbezogen. In 46 Konflikten (20 Prozent) ging es um den erstmaligen Abschluss eines Haustarifvertrages bzw. um die Rückkehr in die Tarifbindung, in 28 Konflikten (12 Prozent) stand die Angleichung von Lohn- und Arbeitsbedingungen an andere Tarife oder Beschäftigtengruppen im Mittelpunkt. In 21 Konflikten (neun Prozent) ging es außerdem um die Anbindung, den Erhalt oder die Wiederanerkennung eines Branchentarifvertrags.

Der zweithäufigste Themenblock – Arbeitsplatzabbau, oft ausgelöst durch Restrukturierungsmaßnahmen wie Verkauf, Verlagerung oder Fusion von Unternehmen – war in 39 Konflikten (17 Prozent) Streikursache. 25 der 39 Konflikte zu diesem Thema, d.h. 64 Prozent, wurden im verarbeitenden Gewerbe geführt. Im Vergleich zum Vorjahr haben die Arbeitskämpfe im Rahmen von Restrukturierungen demnach deutlich zugenommen: 2016 wurden nur 17 solch defensiver Standortkonflikte im verarbeitenden Gewerbe in die Datenbank des Streikmonitors aufgenommen.

Weitere Konfliktthemen waren Arbeitszeit (18 Konflikte, 8 Prozent) sowie Renten- und Altersteilzeit (8 Konflikte, 3 Prozent).

Industrieller Strukturwandel als Konfliktherd

Die Gründe für den Bedeutungsgewinn von defensiven Standortkonflikten im verarbeitenden Gewerbe werden wir im Folgenden genauer beleuchten. Die deutsche Industrie gilt mit erfolgreichen Kernbranchen wie der Automobilindustrie und dem Maschinenbau als Herzstück des deutschen Wirtschaftsmodells. Anders als in vielen europäischen Ländern wie Frankreich, Großbritannien oder Italien macht die Industrie mit 26 Prozent nach wie vor einen großen Anteil an der Wertschöpfung aus (vgl. Destatis 2017: 330; Veuglers 2017: 35), gerade auch wenn die industrienahen Dienstleistungen mit berücksichtigt werden. Die deutsche Industrie befindet sich jedoch aktuell in einem technologischen und organisatorischen Transformationsprozess, auch haben sich die Konkurrenzbedingungen auf dem Weltmarkt in einigen Branchen verschärft.

Die neuen Herausforderungen, denen Maschinen- und Automobilbau bzw. auch Metall- und Elektroindustrie ausgesetzt sind, lassen sich auf drei Themenkomplexe bringen: a) Die Digitalisierung verändert die Fertigungsstruktur. Dies bringt neue Probleme mit sich; etwa müssen Bauteile flexibel angepasst werden (Butollo et al. 2016). Dieser Modernisierungsdruck, mit dem sich beispielsweise viele Zulieferer mit geringer Innovationsfähigkeit in der Automobilbranche schwer tun, wird (b) durch die bestehenden Machtverhältnisse in den Wertschöpfungsketten zusätzlich verschärft. Die OEMs im Wertschöpfungssystem Automobil, wie VW oder Daimler, üben enormen Preis- und Flexibilitätsdruck auf die Zulieferer aus, die teils unter deutlichem Kostendruck stehen; umgekehrt bauen große Unternehmen ihre Strukturen um, um sich für die Wettbewerbssituation neu aufzustellen. (c) Zuletzt kommt mit dem Thema Elektromobilität ein großer Strukturwandel in Gang, der neben der Automobil- auch die Metall- und Elektroindustrie vor die Herausforderung stellt, sich auf neues technologisches Knowhow einzustellen. Zusammen mit bereits bestehenden Problemlagen wie der Shareholder Value-Orientierung der großen Unternehmen, d.h. dem Rationalisierungsdruck durch die Orientierung auf den Aktienmarkt, hat eine neue Welle von Verlagerungen, Fusionen und Restrukturierungen begonnen.⁵

⁵ Vgl. Z 108 (Dezember 2016), Schwerpunkt „Fusionen, Konzernumbau, Kapitalstrukturen“.

Hinzu kommt die Dynamik auf dem Weltmarkt. In den vergangenen Jahren sind mit dem Aufstieg Chinas zur bedeutenden Industriemacht neue Kräfteverhältnisse auf den globalen Märkten entstanden. Chinesische Unternehmen waren in den vergangenen Jahren bei einer Vielzahl von Akquisitionen präsent, etwa der Übernahme des Roboterherstellers Kuka durch den chinesischen Haushaltsgerätehersteller Midea, darüber hinaus hat die Regierung mit der „Made in China 2025“-Strategie ambitionierte Pläne gefasst, die Industriestruktur technologisch aufzurüsten und Marktführer in strategischen Bereichen zu werden.

In verschiedenen Märkten ist China bereits jetzt erfolgreich und wirkt als disruptive Kraft, die Unternehmen weltweit zum Umdenken zwingt. Bisher waren von diesen Restrukturierungen vor allem Branchen wie die Solarenergie, die Stahlproduktion oder auch der Schienenfahrzeugbau betroffen, in denen chinesische Unternehmen durch staatliche Förderung zu Weltmarktführern aufgestiegen sind. In diesen Bereichen herrschen zudem in China große Überkapazitäten, die auf das weltweite Preisniveau drücken: China ist mittlerweile der wichtigste Stahlproduzent auf dem Weltmarkt (Obst 2018: 7). Der chinesische Anteil an der weltweiten Stahlproduktion hat sich zwischen 2000 und 2016 von 15 Prozent auf ca. 50 Prozent erhöht. Einem Bericht der Europäischen Handelskammer in China zufolge wurden bereits im Jahr 2014 1,1 Mrd. Tonnen Stahl in China hergestellt (European Chamber of Commerce in China 2016). Allerdings waren nur 71 Prozent der Kapazitäten ausgelastet, die Überkapazitäten betrugen rund 327 Mio. Tonnen Stahl. Die Überproduktion führte zu einer handfesten industriellen Krise im Jahr 2015 und 2016, zugleich drückten die Überkapazitäten auf das Preisniveau im Weltmarkt. Die Stahlpreise erreichten Ende 2016 ein Mehrjahrestief.

In den Märkten für Stahl und Schienenfahrzeuge stehen darum auch bisherige Global Player am Standort Deutschland wie thyssenkrupp, Siemens und Bombardier unter Druck durch die Konkurrenz aus China. In der Solarbranche kam es bereits in den Jahren 2011 und 2012 zu einer Pleitewelle. Anders als in der Solarbranche sind jedoch von den Großkonzernen nur einzelne Geschäftseinheiten betroffen, die Unternehmen sind weiterhin hoch profitabel. Dennoch kam es zu Entscheidungen für Restrukturierung, für Arbeitsplatzabbau und zu massiven Konflikten.

Insgesamt wurden im Jahr 2017 nach den Daten des Streikmonitors 25 Konflikte im verarbeitenden Gewerbe im Kontext von Unternehmensrestrukturierungen geführt. Darin fanden 52 Streiks und Aktionen statt, zum Teil an mehreren Standorten gleichzeitig oder wie im Fall von Siemens und Bombardier in Görlitz von Beschäftigten zweier Unternehmen gemeinsam. 20 der Konflikte fanden in Westdeutschland statt, drei in Ostdeutschland (ohne Berlin) und vier in beiden Landesteilen. Der Schwerpunkt mit 18 defensiven Standortkonflikten waren die Streiks bei Unternehmen des Maschinen- und Fahrzeugbaus, u.a. bei Siemens, Bombardier, General Electric, drei Fahrzeugbauern und fünf Automobilzulieferern. Durch die Fusionspläne bei thyssenkrupp fand zudem ein Konflikt in der Stahlbranche statt, hinzu kam je ein Konflikt

bei einem Pharmaunternehmen, Getränkedosenhersteller, Feinkosthersteller, einer Brauerei, einer Molkerei und einer Kaffeerösterei.

Bei den Konflikten im Maschinen- und Fahrzeugbau kam es nach aktuellen Informationen zu Stellenabbau in 14 Unternehmen, davon in fünf Fällen im Zusammenhang mit Standortschließungen in Deutschland. In fünf weiteren Fällen konnten Standortschließungen abgewendet werden, jedoch oft nur durch Zugeständnisse der Beschäftigten in Richtung Flexibilisierung der Arbeitszeiten. Der Abbau von Arbeitsplätzen war unter anderem verbunden mit Verlagerungsplänen ins europäische Ausland, etwa nach Rumänien, Großbritannien und in die Slowakei. Deutlich wurde, dass (mit Ausnahme des angeschlagenen General Electric Konzerns mit sehr schlechter Bilanz 2017; vgl. Wirtschaftswoche 20.3.2018) keines der Unternehmen, die Arbeitsplätze in Deutschland abbauen, im Jahr 2017 rote Zahlen schrieb.

Neben strategischen Unternehmensentscheidungen zur Profitmaximierung waren die defensiven Standortkonflikte Ausdruck einer größeren Transformation: Es ging darum, große breit aufgestellte Konzernstrukturen zu zerschlagen, um die – nach Auffassung der Manager – notwendige unternehmerische Flexibilität für das digitale Zeitalter zu erreichen (vgl. Die Welt 9.11.2017). Außerdem sollten die Rationalisierungen dafür dienlich sein, trotz weltweiter Überkapazitäten profitabel zu bleiben. Diese Dynamiken lassen sich an dem Konflikt bei thyssenkrupp um einen größeren Schutz für die heimische Stahlindustrie und die aktuell anstehende Fusion mit Tata Steel Europe verdeutlichen.

Der Konflikt bei thyssenkrupp um Stahlüberkapazitäten und die Fusion mit Tata Steel Europe

Überkapazitäten und Fusionen in der deutschen Stahlbranche sind keine neuen Phänomene. Schon in den 1970er und 1980er Jahren war von einer Stahlkrise die Rede, der mit Rationalisierungsmaßnahmen und korporatistischer Politik begegnet wurde (Esser et al. 1979). Die Auslastung der Stahlwerke lag in Deutschland Anfang der 1970er Jahre noch bei 85 Prozent, Anfang der 1980er Jahre nur noch bei 63 Prozent. Die Auswirkungen für die Beschäftigten waren gravierend, zwischen 1974 und 1980 wurden 55.000 Arbeitsplätze in der Eisen- und Stahlindustrie abgebaut. Die Gesamtbeschäftigtenzahl in der Branche sank auf 289.000 (vgl. Memorandum 1981: 209). Der Stellenabbau schritt auch in späteren Jahrzehnten fort. Die geplante Fusion von thyssenkrupp Steel Europe und Tata Steel Europe ist nur die jüngste einer langen Reihe ähnlicher Firmenzusammenschlüsse. Im Jahr 1991 wurde die Hoesch AG vom Krupp-Konzern übernommen. Durch den Zusammenschluss von Krupp und Thyssen 1999 entstand der heutige Konzern *thyssenkrupp* (Döhrn 2018: 3).

Trotz dieser permanenten Strukturkrise weist die heutige Krise – nicht nur aufgrund der Rolle Chinas als Weltmarktführer in der Stahlproduktion – eine neue Qualität auf. Das Neue an der aktuell diskutierten Fusion ist, dass sich thyssenkrupp von dem Traditionsgeschäft Stahl trennen will. Eine Fusion ist nur zwischen der Stahlsparte von thyssenkrupp und Tata geplant. Thyssenkrupp will

in Zukunft Anlagenbau und Aufzugsfertigung stärken und sich als Technologiekonzern etablieren. Das „Handelsblatt“ bezeichnete die neue Ausrichtung des Konzerns daher als „Thyssen-Krupp 2.0“ (Handelsblatt 20.12.2017). Durch sie soll die digitale Vernetzung gefördert werden. Nun stehen Produkte wie Holo-linsen für interaktive 3D-Projektionen und Steer-by-wire Systeme auf der Agenda – Überlegungen weit weg von der Arbeitsrealität eines Stahlkochers.

Der aktuelle Konflikt in der Stahlindustrie begann, als am 15. Februar 2016 600 Mitarbeiter*innen von thyssenkrupp, Arcelor Mittal und HKM an einer Kundgebung in Brüssel teilnahmen, zu der 5.000 europäische Stahlarbeiter*innen anreisten. Sie forderten das Europäische Parlament dazu auf, gegen die Dumpingpreise der chinesischen Stahlindustrie vorzugehen und kritisierten eine geplante Verschärfung der europäischen Klimaauflagen durch die europäischen Stahlwerke mehr Abgaben für ihren CO₂-Ausstoß leisten müssten (vgl. der westen 16.2.2016). Am 11. April 2016 fand ein deutschlandweiter Stahl-Aktionstag statt, an dem der IG Metall zufolge 45.000 Beschäftigte der Branche für den Erhalt ihrer Arbeitsplätze auf die Straße gingen und gegen billigen Stahl aus China und gegen eine Erhöhung der Klimaabgaben protestierten. Auch Mitglieder verschiedener Firmenleitungen nahmen teil. Allein vor dem thyssenkrupp Werk in Duisburg protestierten 16.000 Beschäftigte (vgl. IG Metall 11.4.2016). Dazu kamen weitere Protestaktionen in Deutschland und auch immer wieder in Brüssel, an denen sich thyssenkrupp-Mitarbeiter*innen beteiligten (vgl. IGM News-Ticker Stahlindustrie).

Die Aktionen waren erfolgreich. Die EU hob die Strafzölle auf chinesische Stahlimporte auf bis zu 35,9 Prozent an, von vormals maximal 22,6 Prozent (Spiegel Online 6.4.2017). Beim Thema Klimaabgaben sollen die Emissionszertifikate, die energieintensive Unternehmen kostenfrei erhalten, um 3 bis 3,5 Prozent steigen. Allerdings soll die Messlatte für den Erhalt der kostenfreien Zertifikate jedes Jahr um 0,2 sinken, d.h. Unternehmen müssen ihre Klimaschutztechnologien immer weiter verbessern, um Anspruch auf die freien Zertifikate zu haben. Von Gewerkschafts- und Unternehmensseite wird die aktuelle Messlatte als unrealistisch bewertet (vgl. IG Metall 10.11.2017). Ob die Zugeständnisse die Probleme der Stahlindustrie abmildern können, ist fraglich. Die Importbeschränkungen für chinesischen Stahl scheinen vor allem die Importe aus Drittländern wie Indien und der Türkei gestärkt zu haben und können die Weltmarktpreise kaum beeinflussen. Die positiven Auswirkungen für die europäische Stahlindustrie bleiben daher überschaubar (vgl. Döhrn 2018: 5).

Im August 2016 schwenkte die Aufmerksamkeit der thyssenkrupp-Belegschaft um. Der Konflikt wandelte sich von einer branchenweiten Auseinandersetzung um Schutzmaßnahmen für die europäische Stahlindustrie, in dem Beschäftigte und Management ein gemeinsames Interesse verfolgten, zu einem betriebsinternen Konflikt um Fusionspläne und Stellenabbau. Thyssenkrupp Konzernchef Heinrich Hiesinger hatte im April 2016 angekündigt, sowohl mit Tata Steel Europe als auch mit anderen Konkurrenten über Fusionspläne in der Stahlsparte zu sprechen (vgl. Handelsblatt Global 15.4.2016). Am 31. August kam es darauf-

hin zu einer Protestaktion von 7.000 thyssenkrupp-Beschäftigten für mehr Transparenz und eine stärkere Beteiligung an den Verhandlungen (vgl. Handelsblatt 31.8.2016). Auch in den Folgemonaten folgten weitere Proteste mit großer Beteiligung.

Im September 2017 unterzeichneten thyssenkrupp und Tata Steel Europe schließlich eine Absichtserklärung für ein Joint Venture, an dem beide Konzerne 50 Prozent halten würden. Das Joint Venture *thyssenkrupp Tata Steel* wäre das zweitgrößte Stahlunternehmen auf dem europäischen Markt. Die Konzerne erhoffen sich durch die Fusion Einsparungen zwischen 400 und 600 Millionen Euro jährlich, u.a. durch den Abbau von 4.000 Stellen, je zur Hälfte bei Tata und thyssenkrupp. Thyssenkrupp Tata Steel hätte Standorte in Deutschland, Großbritannien und den Niederlanden. Betriebsrat, Beschäftigte und IG Metall stellten sich stark gegen die Fusionspläne (vgl. Zeit online, 20.9.2017). Erst nachdem Ende Dezember 2017 ein Beschäftigungssicherungstarifvertrag zwischen Betriebsrat und Konzernleitung ausgehandelt wurde und das Verhandlungsergebnis im Januar von 92,2 Prozent der IG Metall-Mitgliedschaft in der Stahlsparte von thyssenkrupp angenommen wurde, schien die Zustimmung der Belegschaftsvertretung im Aufsichtsrat möglich (vgl. IG Metall 5.2.2018). Der Beschäftigungssicherungstarifvertrag schließt bis zum 30. September 2026 betriebsbedingte Kündigungen für die 27.000 Beschäftigten aus. Auch musste thyssenkrupp zusichern, dass der Konzern für mindestens sechs Jahre die Hälfte des Joint Ventures halten würde. Auf diese Weise soll sichergestellt werden, dass thyssenkrupp Verantwortung für den Erfolg des neuen Stahlunternehmens mitträgt. Für die Konzern-Mitbestimmung bedeutet die Fusion starke Einschnitte, da der Unternehmenssitz nach Amsterdam verlagert werden würde und damit die paritätische Montanmitbestimmung⁶ nicht mehr eingehalten werden muss. Hier war der Konzern zu keinen Zugeständnissen bereit (vgl. IG Metall 22.12.2017).

Ob die Fusionspläne tatsächlich umgesetzt werden können, steht noch immer nicht fest. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung dieses Artikels im April 2018 stand die Zustimmung der Beschäftigten erneut auf der Kippe. Tata hatte der niederländischen Gewerkschaft FNV Zusicherungen zur Unabhängigkeit des hochprofitablen niederländischen Standorts IJmuiden Velsen beim Zugriff auf die erwirtschafteten Gewinne gemacht. Diese würden daher nur teilweise in die Gemeinschaftskasse des Joint Ventures fließen. Dies wird vom thyssenkrupp Betriebsrat als Nachteil für die deutschen Standorte gewertet, da sie die Risiken der weniger profitablen Tata-Standorte in Großbritannien weitgehend alleine tragen müssten. Sollte sich hier kein Kompromiss finden lassen, könnte es dazu kommen, dass die Belegschafts-Vertretung im Aufsichtsrat doch gegen die Fusion stimmt. Bei Gleichstand der Stimmen könnte nur der Aufsichtsratsvorsitzende Ulrich Lehner mit seiner Doppelstimme die Fusion erzwingen (Handelsblatt 10.4.2018).

⁶ Die paritätische Montanmitbestimmung sieht vor, dass sich der Aufsichtsrat je zur Hälfte aus Vertreter*innen der Anteilseigner und der Beschäftigten zusammensetzt. Beide Parteien einigen sich auf ein weiteres neutrales Aufsichtsratsmitglied (Arbeitsdirektorat).

Schlussfolgerung: Die Dynamik defensiver Standortkonflikte

Die Entwicklungen bei thyssenkrupp sind exemplarisch für traditionell breit aufgestellte Konzerne. Sie spalten Geschäftszweige ab, um spezialisierter, größer und flexibler zu werden. Siemens geht einen ähnlichen Weg. Durch die Fusion seiner Bahnsparte mit dem französischen Unternehmen Alstom soll Europas größter Schienenfahrzeugbauer mit 62.000 Mitarbeitern entstehen (vgl. Handelsblatt 23.3.2018). Auch wenn die thyssenkrupp-Beschäftigten ihre Arbeitsplätze bis 2026 absichern konnten, ist absehbar, dass die deutsche Stahlbranche perspektivisch ihre Beschäftigtenzahl weiter verringern wird. Noch größere Folgen hat die Verlagerung des Unternehmenssitzes des neuen Joint Ventures in die Niederlande. Das seit den 1950er Jahren etablierte System der Mitbestimmung in der deutschen Montanindustrie hätte dann keine Geltung mehr für den ehemals größten Stahlerzeuger Deutschlands. In zukünftigen Konflikten bei thyssenkrupp Tata Steel werden Zugeständnisse nicht mehr im gleichen Maß erkämpft werden können, da die Belegschafts-Vertretung in Entscheidungsgremien nicht mehr das Stimmenrecht haben wird wie es die paritätische Montanmitbestimmung für in Deutschland ansässige Unternehmen verlangt. Die Beschäftigten in der Stahlbranche verlieren also an Durchsetzungsfähigkeit; sie verlieren durch die veränderte Marktsituation an Produktionsmacht und durch die Restrukturierung auch an institutioneller Macht im Betrieb.

Der Fall thyssenkrupp kann somit als ein Warnschuss für andere Unternehmen gelten. Denn der deutsche Industriestandort sieht sich großem Druck ausgesetzt. Neben der Digitalisierung und der Energiewende sind es gerade die veränderten Weltmarktbedingungen, die zu Konkurrenzdruck und Restrukturierungen beitragen. Vor allem China, das lange Zeit als ein Standort für arbeitsintensive Industrieprodukte mit wenig eigenem Technologieinput galt, durchläuft einen Wandel zu einem Standort, an dem vermehrt Technologieunternehmen angesiedelt sind. Die Konkurrenz könnte zukünftig auch andere Branchen wie die Automobilindustrie und ihre Zulieferer treffen und so zu einer neuen Welle von Standortkonflikten führen.⁷

⁷ Dies hat nicht nur Auswirkungen auf die Industriestruktur und die Gewerkschaften, sondern könnte sich auch gesellschaftspolitisch äußern. Dass Globalisierungsverlierer im Industriesektor durchaus auch von der politischen Rechten mobilisierbar sind, zeigt nicht nur die Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten. In Deutschland versucht die AfD-Organisation ALARM! (Alternativer Arbeitnehmerverband Mitteldeutschland), Protestveranstaltungen von Beschäftigten gegen den Abbau ihrer Arbeitsplätze zu instrumentalisieren. Diese Strategie war bisher unterschiedlich erfolgreich: So nahmen der AfD-Politiker Björn Höcke mit Anhang medienwirksam und für Pressefotos wohl positioniert an einem Schweigemarsch der Siemens-Beschäftigten in Erfurt im November teil, wo Siemens sein Turbinenwerk verkaufen will oder zumindest Arbeitsplätze abbauen wird (vgl. neues deutschland 27.11.2017). Auch in Görlitz, wo die AfD in den letzten Bundestagswahlen ein Direktmandat bekam (Zeit online, 11.12.2017) und nun Siemens und Bombardier Arbeitsplätze in großem Stil abbauen wollen, könnte die politische Rechte von den Stellenkürzungen profitieren. Bei einer Veranstaltung von Opel Mitarbeitern gegen Beschäftigungsabbau im April 2017 am Standort Eisenach wurde Höcke von den Opel-Beschäftigten von der Demonstration abgedrängt und musste diese schließlich verlassen.

Quellen⁸

- aero Telegraph (15.12.2017): Ryanair knickt ein und akzeptiert Gewerkschaften. <https://www.aerotelegraph.com/ryanair-knickt-ein-und-akzeptiert-gewerkschaften> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- Amazon Logistikblog: Amazon Logistikzentren – Standorte. <http://www.amazon-logistikblog.de/standorte/> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- Blick Erzgebirge (27.9.2017): Nach Krankmeldungen: Kritik an der Verwaltung. <https://www.blick.de/erzgebirge/nach-krankmeldungen-kritik-an-der-verwaltung-artikel10011753> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- Butollo, Florian/ Ehrlich, Martin/ Engel, Thomas/ Füchtenkötter, Manfred/ Holzschuh, Madeleine/ Schmalz, Stefan/ Seeliger, Martin/ Sittel, Johanna/ Dörre, Klaus (2016): Expertise zur Zukunftsfähigkeit der Autozulieferindustrie in Thüringen, Economic Sociology Working Paper Nr. 15, Jena.
- Destatis – Statistisches Bundesamt (2017): Statistisches Jahrbuch Deutschland und Internationales 2017.
- Döhrn, Roland (2018): Kapazitätsanpassungen in der europäischen Stahlindustrie: Unausweichlich, aber schwierig zu erreichen. In: Döhrn, Roland/ Obst, Christian/ Simic, André Küster/ Knigge, Malte/ Kerkhoff, Hans Jürgen (2018) : Fusion in der Stahlbranche: Strukturkrise und Verdrängungswettbewerb auf dem Stahlmarkt?, ifo Schnelldienst, Ausgabe 2, S. 3-13.
- Ellguth, Peter/ Kohaut, Susanne (2017): Tarifbindung und betriebliche Interessenvertretung: Ergebnisse aus dem IAB-Betriebspanel 2016. In: WSI-Mitt. 4/2017, S. 278-286.
- Esser, Josef/ Fach, Wolfgang/ Gierszewski, Gerd/ Väth, Werner (1979): Krisenregulierung - Mechanismen und Voraussetzungen: am Fall der saarländischen Stahlkrise. In: Leviathan, Vol. 7, No. 1, S. 79-96.
- European Chamber of Commerce (2016): Overcapacity in China: An Impediment to the Party's Reform Agenda. http://www.europeanchamber.com.cn/en/press-releases/2423/european_chamber_releases_new_major_report_on_overcapacity_in_china (letzter Zugriff 15.4.2018).
- IG Metall (5.2.2018): Stahl-Beschäftigte von Thyssen-Krupp haben abgestimmt. Über 90 Prozent für Tarifvertrag. <https://www.igmetall.de/stahl-beschaeftigte-von-thyssen-krupp-haben-abgestimmt-26914.htm> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- IG Metall (22.12.2017): Thyssen-Krupp. Neun Jahre sichere Arbeitsplätze garantiert. <https://www.igmetall.de/thyssen-krupp-26456.htm> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- IG Metall (10.11.2017): Stahlindustrie. Viel erreicht, aber nicht wunschlos glücklich. <https://www.igmetall.de/stahlindustrie-26179.htm> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- IG Metall (11.4.2016): Stahl- Aktionstag. Hier kämpfen Deutschlands Stahlkocher für ihre Zukunft. <https://www.igmetall.de/aktionstag-stahl-duisburg-21434.htm> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- IGM News-Ticker Stahlindustrie. <https://www.igmetall.de/news-ticker-stahlindustrie-21881.htm> (letzter Zugriff 15.4.2018).

⁸ Ohne im Text nachgewiesene Presseberichte.

- Memorandum (1981): Ein Beispiel gesellschaftlicher Strukturreformen: die Vergesellschaftung der Eisen- und Stahlindustrie, Köln.
- Obst, Christian (2018): Strukturkrisen in der Stahlindustrie: Versuch einer Einordnung eines andauernden Phänomens. In: Döhrn, Roland/ Obst, Christian/ Simic, André Küster/ Knigge, Malte/ Kerkhoff, Hans Jürgen (2018): Fusion in der Stahlbranche: Strukturkrise und Verdrängungswettbewerb auf dem Stahlmarkt?, ifo Schnelldienst, Ausgabe 2, S. 3-13.
- Schneidemesser, Lea/ Müller, Dirk/ Kilroy, Juri (2017a): Streikmonitor: Arbeitskonflikte im 1. Halbjahr 2017. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr.112, Dezember 2017, S. 73–87.
- Schneidemesser, Lea/ Widon, Jannik/ Kilroy, Juri (2017b): Streikmonitor: Arbeitskonflikte im Jahr 2016. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 110, Juni 2017, S. 129–142.
- Schneidemesser, Lea/ Kilroy, Juri (2016): Der Streikmonitor. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 106, Juni 2016, S. 160–171.
- Siebler, Werner (2015): Poststreik 2015 – mehr als ein Tarifkonflikt. In: Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung, Nr. 103, Sept. 2015, S. 117–225.
- VC = Vereinigung Cockpit (9.3.2018): VC: Ryanair-Tarifkommission für die Verhandlungen mit der irischen Airline gewählt. <https://www.vcockpit.de/presse/pressemitteilungen/detailansicht/news/vc-ryanair-tarifkommission-fuer-die-verhandlungen-mit-der-irischen-airline-gewaeht.html> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- ver.di Finanzdienstleistungen: Postbank. 94 Prozent stimmen für Ergebnis. <https://fidi.verdi.de/banken/postbank/++co++0a1ad382-ce05-11e7-ac7e-525400f67940> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- ver.di München & Region (5.12.2017): Fronten am HELIOS Amper-Klinikum Dachau verhärten sich: Streik ist aufgeschoben, aber nicht aufgehoben. <https://muenchen.verdi.de/presse/pressemitteilungen/++co++34216040-dc12-11e7-91e5-525400940f89> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- Veugelers, Reinhilde (Hrs.) (2017): Remaking Europe: the new manufacturing as an engine for growth. Bruegel Blueprint Series, Volume 26.
- Volksentscheid: Volksentscheid für gesunde Krankenhäuser. <https://volksentscheid-gesunde-krankenhaeuser.de/> (letzter Zugriff 15.4.2018).
- WSI (2018): WSI-Arbeitskampfbilanz 2017. https://www.boeckler.de/112353_113435.htm (letzter Zugriff 15.4.2018).
- WSI (2017): WSI-Arbeitskampfbilanz 2016. https://www.boeckler.de/pdf/pm_wsi_2017_03_14.pdf (letzter Zugriff 15.4.2018).
- ZDF zoom (21.3.2018): Abgekartetes Spiel? Wie Lufthansa sich Air Berlin schnappte. <https://www.zdf.de/dokumentation/zdfzoom/zdfzoom-abgekartetes-spiel-100.html> (letzter Zugriff 15.4.2018).

Steht die Linke im Wald?

Nach den Bundestagswahlen und der Regierungsbildung (II)

In Z 112¹ hatten wir die Rechtsentwicklung und den Rechtsruck innerhalb des bürgerlich-konservativen Lagers genauer untersucht. Gleichzeitig hatten wir festgestellt, dass eine Neuformierung der Linken nicht erkennbar war. Nicht nur die Partei Die Linke, auch die gesellschaftliche Linke insgesamt steckt in einer Orientierungskrise. Inzwischen haben sich die verschiedenen politischen Richtungen oder „Lager“ nach kurzer Unsicherheit wieder deutlicher formiert. „Jamaika“ kam nicht zustande. Stattdessen haben sich die Wahlverlierer CDU/CSU und SPD auf eine neue große Koalition verständigt. Wir hatten seinerzeit festgestellt, dass es im Wahlkampf nicht gelungen war, der Rechtsentwicklung eine überzeugende Alternative linker und solidarischer Politik entgegenzustellen. Wie steht es jetzt damit?

Die GroKo als Variante staatsmonopolistischer Modernisierung: Der Koalitionsvertrag

Der Koalitionsvertrag von CDU/CSU/SPD² ist nur unter größten Schwierigkeiten zustande gekommen. Sowohl auf Seiten der CSU (Landtagswahlen Bayern) als auch der SPD (Mitgliederentscheid) mussten spezifische parteipolitische Interessen in Rechnung gestellt werden. Weder Neuwahlen noch eine Unions-Minderheitsregierung waren für den ‚Block an der Macht‘ Optionen. Viele Probleme sind in dem Vertrag entweder ausgeklammert, an Kommissionen abgeschoben (Renten) oder nur formelhaft angesprochen. Mögliche bzw. wahrscheinliche Zielkonflikte werden ausgeklammert, vor allem was die Finanzierungsseite betrifft: Die vorgesehene (unzureichende) Steigerung von Modernisierungs- und Infrastrukturausgaben, Modernisierungssubventionen für Unternehmen, höhere Investitionen in Bildung und Forschung und Entwicklung, mehr Geld für die EU, Erhöhung der Rüstungs- und Entwicklungshilfeeats, mehr Steuermittel für Sozialversicherungen (u. a. Folge der ‚doppelten Haltelinien‘ bei Rente und Sozialbeiträgen) sind nur unter günstigen konjunkturellen Bedingungen kompatibel mit der weiter angekündigten ‚schwarzen Null‘, der Senkung der öffentlichen Schuldenquote und Steuerentlastungen für mittlere und höhere Einkommen (partielle Abschaffung des ‚Soli‘). Die Wirkung absehbarer Zinssteigerungen und einer wahrscheinlichen globalen Kon-

¹ Jörg Goldberg/André Leisewitz/Jürgen Reusch/Gerd Wiegel, Das Ergebnis der Bundestagswahlen 2017: Ursachen der Rechtsentwicklung (Teil I), in: Z112 (Dezember 2017), S. 18-32.

² Die Seitenverweise im folgenden Abschnitt beziehen sich auf den Text des Koalitionsvertrags für die 19. Legislaturperiode: „Ein neuer Aufbruch für Europa. Eine neue Dynamik für Deutschland. Ein neuer Zusammenhalt für unser Land“. Download unter https://www.cdu.de/system/tdf/media/dokumente/koalitionsvertrag_2018.pdf?file=1.

junkturverlangsamung auf die öffentlichen Haushalte sind gar nicht ‚eingepreist‘. Viele der in Aussicht gestellten Maßnahmen stehen faktisch unter Finanzierungsvorbehalt: Die im Koalitionsvertrag auf S. 67/68 aufgezählten Ausgabeposten in den Bereichen Bildung, Familien, Wohnen, gleichwertige Lebensverhältnisse, internationale Verantwortung und Bürgerentlastung basieren auf dem „absehbaren finanziellen Spielraum“ (66), dessen Eintreten nicht sicher ist. Die Größe des geplanten Investitionsfonds zum Ausbau der digitalen Infrastruktur – eine der zentralen Modernisierungsmaßnahmen – hängt von den Versteigerungserlösen der 5G-Lizenzen (schnelles Mobilfunknetz) ab, deren Höhe in den Sternen steht. Der sozialdemokratische Finanzminister machte bei Vorlage des Haushaltsentwurfs 2018 deutlich, dass die ‚schwarze Null‘ absoluten Vorrang genießt. Er kündigte an, die in der Koalitionsvereinbarung in Aussicht gestellten Investitionen bis 2022 sogar zurückzufahren.

Der große Konsens betrifft die Modernisierung der Wirtschaft, wobei die Digitalisierung³ zum Allheilmittel stilisiert wird. Stärker noch als in der Koalitionsvereinbarung von 2014 stützt man sich dabei auf staatliche Interventionen, wozu die gezielte Förderung von Zukunftsindustrien (darunter auch die „Sicherheits- und Verteidigungsindustrie ...als Schlüsseltechnologie“, 59) gehört. Gezielte steuerliche Maßnahmen, Abschreibungsvergünstigungen, Forschungsförderung, aber auch der Aufbau von deutschen bzw. europäischen „Digitalkonzernen“ (61) gehören zu diesen Instrumenten. Dass der Aufbau bzw. die Erhaltung von vollständigen industriellen „Wertschöpfungsketten“ (am „Standort Deutschland“, 56) Gegenstand der Wirtschaftspolitik sein und zu diesem Zweck Wettbewerbs-, Planungs- und Umweltrecht angepasst werden sollen, ist ebenfalls ein staatsmonopolistischer Akzent. Man zögert, die insbesondere im Kapitel VI „Erfolgreiche Wirtschaft für den Wohlstand von morgen“ skizzierte Industriepolitik als ‚neoliberal‘ zu bezeichnen – die „soziale Marktwirtschaft“ wird zwar noch an einigen Stellen beschworen, in Wirklichkeit aber ist klar, dass die Koalitionäre die Modernisierung der Wirtschaft und die Förderung der Wettbewerbsfähigkeit nicht den Marktkräften überlassen, sondern massiv staatlich fördern und gestalten wollen.

Ein wichtiges Element der Modernisierung ist die Arbeitsmarktpolitik im weitesten Sinne. Angesichts lauter werdender Klagen über drohenden ‚Fachkräftemangel‘ gehört die Verflüssigung des Arbeitsmarktes zu den Prioritäten des Papiers. Dies ist umso wichtiger, als auf diesem Gebiet die Interessen der Beschäftigten und der Unternehmen als gleichgerichtet dargestellt werden können. Vollbeschäftigung, Förderung der Erwerbstätigkeit von Frauen, bessere Kinderbetreuung, Integration von Arbeitslosen und teilweise auch flexiblere Arbeitszeiten entsprechen auch Forderungen von Beschäftigten und Gewerkschaften. Natürlich liegen die Probleme im Detail: Wer zahlt? Bescheidene Zugeständnisse im Bereich der sachgrundlosen Befristung und des Rückkehr-

³ „Digitalisierung ist der ökonomische Basistrend unserer Zeit“ (56). Das Wort „digital“ erscheint im Text mehr als 350 Mal, es gibt keinen Bereich, in dem Digitalisierung nicht als Problemlöser angepriesen wird.

rechts aus Teilzeitarbeit sind mit komplizierten einschränkenden Bedingungen versehen, das Thema Leiharbeit (Arbeitsnehmerüberlassungsgesetz) wird lediglich „evaluiert“ (52). Die von den Gewerkschaften eingeforderte Stärkung der Tarifbindung wird erwähnt (51), ohne aber Maßnahmen auch nur anzudeuten. Größere Vorhaben des Sozialabbaus scheinen allerdings nicht geplant, wenn man von fragwürdigen Maßnahmen zur Ausweitung der Midi-Jobs absieht (54). In den Kontext der Arbeitsmarktpolitik gehört auch das geplante – als SPD-Errungenschaft verkaufte – „Fachkräfteeinwanderungsgesetz“ (65). Arbeitskräftemigration soll strikt am „Bedarf unserer Volkswirtschaft“ orientiert sein – dafür sollen „nationale Regelungsmöglichkeiten für Zuwanderung“ (105) erhalten werden.

Zugeständnisse an die SPD

Die Zustimmung der SPD zum Koalitionsvertrag stand – vor allem nach dem Sonderparteitag am 21. Januar – Spitz auf Knopf. Damit war der Bereich Sozial- und Arbeitspolitik zentral für das Gelingen der neuen GroKo – der Vertrag sollte eine „sozialdemokratische Handschrift“ tragen. In den Formulierungen des Vertrags aber setzte sich die alte SPD-Strategie fort: Es wird auf einzelne ‚Errungenschaften‘ verwiesen, ohne dass ein auf mehr soziale Gerechtigkeit zielendes Gesamtkonzept der Wirtschafts- und Sozialpolitik sichtbar würde. Solche ‚Errungenschaften‘ (darunter: paritätische Finanzierung der Krankenkassenbeiträge, Grundrente, Einschränkungen bei sachgrundlosen Befristungen) gibt es im Koalitionspapier tatsächlich. Sie werden von der SPD-Führung stolz als „Leuchttürme“ präsentiert und können für die Lohnabhängigen auch tatsächlich gewisse Vorteile bedeuten. Allerdings sind die beiden letzten Punkte mit so komplizierten Voraussetzungen verbunden, dass kaum einzuschätzen ist, ob sie relevante Verbesserungen für größere Gruppen bringen.

Viel wichtiger aber ist, dass zentrale gesellschaftliche Fehlentwicklungen (Wachstum des Niedriglohnsektors, Ausbreitung prekärer Beschäftigungsverhältnisse, ungleiche Einkommens- und Vermögensverteilung) nicht erwähnt bzw. auf Prüfaufträge abgeschoben werden. Ein Konzept für einen „neuen Zusammenhalt für unser Land“, wie es im Titel heißt, gibt es tatsächlich nicht, dafür eine Abteilung „Heimat“ im von Seehofer geführten Innenministerium. Der beschäftigtenfreundlich klingende Abschnitt V, „Gute Arbeit, breite Entlastung und soziale Teilhabe sichern“ addiert eine Vielzahl extrem kleinteiliger Maßnahmen, ohne die großen gesellschaftlichen Fehlentwicklungen auch nur anzusprechen. Dies überrascht nicht, weil die SPD damit hätte einräumen müsste, dass sie dazu in der Vergangenheit selbst beigetragen hat.

Geradezu skandalös ist unter diesem Blickwinkel der Umgang mit dem Hauptthema der Koalitionsvereinbarung, der Digitalisierung. Auch wenn nachzuvollziehen ist, dass die GroKo-Parteien die Risiken der Digitalisierung nicht in den Vordergrund stellen wollten, wäre aber zumindest notwendig gewesen, eine Strategie des arbeits- und sozialpolitischen Umgangs mit diesem Thema wenigstens zu skizzieren. Stattdessen lesen wir: „Das Zeitalter der Digitalisierung wollen wir als Chance für mehr und bessere Arbeit nutzen.“ (51)

Im Mittelpunkt stehen dabei Bildung und Weiterbildung – was sicherlich wichtig, aber vom Standpunkt der Beschäftigten, die den Veränderungsprozess nicht steuern, sondern nur auf ihn reagieren können, völlig unzureichend ist. Die Digitalisierung und ihre Auswirkungen erscheinen wie ein Naturvorgang. Fragen der Arbeitszeitverkürzung, der größeren Zeitsouveränität für die Beschäftigten werden nur insofern angesprochen, als es um mehr Flexibilität geht: Die „vielfältigen Wünsche und Anforderungen in der Arbeitszeitgestaltung“ der Unternehmen und der Beschäftigten werden auf eine Ebene gestellt, ohne das strukturelle Machtungleichgewicht in den Betrieben auch nur zu erwähnen. Die vorgeschlagene „flexible“ Regelung der Höchstarbeitszeit (52) würde elementare Schutzrechte der Beschäftigten beseitigen, ohne ausreichend neue, an die soziale Realität angepasste Haltelinien einzuziehen. Die von den Unternehmen seit Langem geforderte umfassende Deregulierung der Arbeitszeiten wird so in kleinen Schritten angegangen.

Reform der EU – Akzentverschiebungen

Die Reform der EU spielt in der Koalitionsvereinbarung eine prominente Rolle, ein Verdienst, das sich die SPD zugute hält. Hier sind deutliche verbale Akzentverschiebungen gegenüber 2013 festzustellen. Sah sich Deutschland 2013 noch in „Führungsverantwortung“, so kommt dieses Wort 2018 nicht mehr vor. Im Mittelpunkt steht die deutsch-französische Zusammenarbeit. Zugesagt werden mehr deutsche Finanzmittel, es gibt im Text einige Konzessionen gegenüber französischen Vorstellungen, die mehr Vergemeinschaftung von Ausgaben und Risikoteilung vorsehen. Die Formel lautet, „das Prinzip der wechselseitigen Solidarität stärken“ (6). Konkret wird ein europäischer Währungsfonds (9) erwähnt. Es zeigte sich aber schon in den ersten Wochen der Regierungstätigkeit, dass der konservative Flügel der CDU/CSU (auch unter Druck der AfD) nicht bereit ist, den französischen Vorstellungen entgegenzukommen. Lediglich bei der militärischen Zusammenarbeit (PESCO) und der Flüchtlingsabwehr besteht Bereitschaft zu Kooperation. Aufrüstung und Militarisierung von Außenpolitik und Entwicklungszusammenarbeit sind Konsens. Darüber hinaus aber gibt es keinerlei Bereitschaft, nationale Interessen europäischen Prioritäten zu opfern. Wenn dafür noch ein Beleg notwendig gewesen wäre, ist dies die Tatsache, dass die Koalitionsvereinbarung den strukturellen deutschen Leistungsbilanzüberschuss noch nicht einmal erwähnt, obwohl im Anfang Mai vorgelegten Länderbericht Deutschland von der EU-Kommission auf das gegen Deutschland laufende Makroökonomische Ungleichgewichtsverfahren (MIP) hingewiesen wird.

Erosion des Parteiensystems

In Heft 112 hatten wir festgestellt, dass das Ergebnis der Bundestagswahl die weitere Erosion des bisherigen Parteiensystems anzeigte, wenn auch (noch) nicht so stark wie in anderen europäischen Ländern (S. 18). Wir hatten in diesem Zusammenhang gefragt, wieso die regierenden Parteien von der allgemein als gut empfundenen Wirtschaftslage im Jahre 2017 nicht profitieren konnten (S. 21 ff). Dabei wurde auf zwei Momente hingewiesen: (1) Die Ver-

besserung der Wirtschaftslage ist an größeren Gruppen der Bevölkerung vorbeigegangen, das Bewusstsein von Exklusion wurde akzentuiert. (2) Den Ansehensverlust der politischen und wirtschaftlichen Eliten und des Staates, wodurch der Glaube an die Steuerungsfähigkeit von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Prozessen überhaupt beeinträchtigt wird. Dieser Prozess wird im Übrigen für alle europäischen Länder konstatiert. Die starke Zunahme der sozialen Ungleichheit – die in der Bundesrepublik besonders ausgeprägt ist – wird durchgängig in der Öffentlichkeit wahrgenommen. Sie geht mit einer wachsenden, von rechts ausbeutbaren Enttäuschung über den „Umverteilungsstaat“ einher, der diesen Prozess nicht abfedert, sondern selbst befördert.⁴

Die herrschenden Kreise haben die Grenzöffnung für Flüchtlinge 2015 und die Folgen als „Flüchtlingskrise“ wahrgenommen. Auch wenn dieser Begriff in der Koalitionsvereinbarung nicht vorkommt, wird durch die Formulierung „damit sich eine Situation wie 2015 nicht wiederholt“ (103) eingeräumt, dass es sich um einen Kontrollverlust handelte. Dies und die Folgen haben das vorhandene Gefühl mangelnder politischer Steuerungsmöglichkeit verstärkt.

Dazu trägt die Darstellung wirtschaftlicher und politischer Vorgänge in den Leitmedien und seitens der „Eliten“ und der Politik allerdings selbst bei. Ob es um die Regulierung der Arbeitsmärkte, um Sozialleistungen, um Renten, um die Haushalts- und Steuerpolitik geht: Immer wird – mehr oder weniger bedauernd – darauf verwiesen, dass ökonomische ‚Sachzwänge‘ Abweichungen vom neoliberalen Mainstream nicht erlauben: Wer Entscheidungen als ‚alternativlos‘ darstellt, gibt implizit zu, dass er machtlos ist. Zumal eine mehrheitsfähige Reformorientierung nirgendwo erkennbar war. Das hat dem bisherigen Parteiensystem, das sich um die beiden großen Antipoden CDU/CSU und SPD gruppierte, ein Ende bereitet. Das Prinzip „Volkspartei“ ist in der Krise.

Die Position der „Volkspartei“ CDU/CSU ist massiv geschwächt. Ihre Integrationsfähigkeit nach rechts ist zwar noch vorhanden, hat aber nachgelassen. Rechtskonservative und marktradikale Strömungen innerhalb des konservativen Lagers verspüren Oberwasser.

Anders als die CDU wird die SPD auf absehbare Zeit offenbar nicht zur Führung eines alternativen politischen Blocks in der Lage sein. Noch mehr als in

⁴ Vgl. die instruktive Studie von Hartmut Kaelble, *Mehr Reichtum, mehr Armut. Soziale Ungleichheit in Europa vom 20. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt/M. 2017. Kaelble weist darauf, dass die zunehmende soziale Ungleichheit kaum noch aus einer Klassenperspektive wahrgenommen wird, was er ganz zu Recht mit der Erosion und massiven Schwächung der sozialen Milieus und Akteure der Gewerkschaften und politischen Linken in Verbindung bringt. Der Verlust dieser Optik rückt zwangsläufig die politischen Eliten und den Staat als Akteure und damit auch als Adressaten wachsender Enttäuschung in den Vordergrund. Da der Nationalstaat der Rahmen ist, innerhalb dessen eine sozialpolitische Abfederung wachsender Ungleichheit erwartet wird, können dessen Öffnung und als „Kontrollverlust“ erfahrene oder kommunizierte Prozesse leicht zum Ansatzpunkt rechter, nationalistischer, rassistischer Demagogie werden. Die Heitmeyer-Studien über die „Deutschen Zustände“ haben im Übrigen zur Genüge gezeigt, dass diese Prozesse gerade auch in der konkurrenzorientierten „gesellschaftlichen Mitte“ wirksam sind – Hintergrund dafür, dass die AfD in ganz unterschiedlichen Segmenten der Gesellschaft reüssiert.

der vorhergegangenen Legislaturperiode begnügt sie sich mit der Rolle des Juniorpartners der CDU/CSU. Da sie in ihrer „Zukunftsidee“ von vornherein auf die Erarbeitung eines alternativen Reformkonzepts verzichtet, hat sie kaum Aussichten, wieder den Status einer mehrheitsfähigen Volkspartei zu erreichen.

Die Entwicklung des Parteiensystems signalisiert eine „Auszehrung“ der bürgerlich-parlamentarischen Repräsentativ-Demokratie, in der „politische Apathie und das Gefühl von Alternativlosigkeit“⁵ zugenommen haben. Die stark ausgeprägte Sehnsucht nach Alternativen und nach Polarisierung droht sich in einem Anwachsen des reaktionären Protests zu entladen.⁶

Die AfD und die politische Rechtsentwicklung

Der mit dem Einzug der AfD in den Bundestag auch im ökonomisch führenden Land der EU sich bestätigende generelle Rechtstrend hat sich weiter fortgesetzt. Der Wahlerfolg von ÖVP und FPÖ in Österreich hat dort zu einer rechtskonservativen Koalition geführt, in der die FPÖ mit dem Innen-, Außen und Verteidigungsministerium zentrale Ressorts besetzt und den autoritären Umbau liberaler Demokratie in Europa beschleunigen und fortsetzen kann. In Italien gingen im März 2018 die „populistischen“ Parteien Movimento 5Stelle und Lega (Nord) als Sieger aus den Parlamentswahlen hervor. Die etablierten Parteien der rechten und linken Mitte wurden abgestraft und erhielten die Quittung für eine Politik des sozialen Stillstands des letzten Vierteljahrhunderts. Eine tragfähige Regierungsbildung ist in Italien gegenwärtig noch nicht abzusehen. Der Erfolg der sich selbst als politisch „illiberal“ verstehen Fidez unter Victor Orban in Ungarn war zu erwarten, fiel aber noch deutlicher aus als prognostiziert. Die abschüssige politische Bahn nach rechts setzt sich somit in Europa weiter fort.

Mit der großen Koalition ist die AfD zur Oppositionsführerin im Bundestag geworden. Seither muss ein weiterer Rechtsruck der Partei konstatiert werden, die innerhalb und außerhalb der Parlamente an einer systematischen Rechtsverschiebung des gesellschaftspolitischen Diskurses arbeitet. Bisher hat ihr dieser Kurs nicht geschadet; der nach wie vor vorhandene bürgerlich-konservative Flügel in Partei und Bundestagsfraktion hat der völkischen Rechten in der Außendarstellung nur wenig entgegen zu setzen.⁷ Mit einem absehbaren Stellenpool von 300-400 Mitarbeitern allein in der Bundestagsfraktion, dem Aufbau al-

⁵ Peter Reif-Spirek, Die SPD in der GroKo-Falle – Notizen nach einer vorhersehbaren Niederlage, in: spw 5/2017, S. 6.

⁶ Oxi-Redaktion, Die letzte Bundesregierung der guten alten Zeit, in: oxiblog, 7.2.2018; <https://oxiblog.de/die-letzte-bundesregierung-der-guten-alten-zeit-groko-merkel/>.

⁷ Der Parteivorsitzende Gauland fordert, wieder Stolz auf die Leistungen deutscher Soldaten in zwei Weltkriegen sein zu dürfen; der Fraktionsvorsitzende aus Sachsen-Anhalt, Poggenburg, hält eine lupenreine rassistische Nazirede zum Aschermittwoch, nach der er zwar zurücktritt, aber durch einen Parteifreund desselben völkischen Flügels ersetzt wird; AfD-Parlamentarier machen in Wort und Schrift den Parlamentarismus verächtlich und Abgeordnete, die die Kanzlerin ob ihrer Flüchtlingspolitik als „Merkelnutte“ die „jeden reinlasse“ oder eine syrische Familie als „Vater, Mutter und zwei Ziegen“ bezeichnen, werden zu Vorsitzenden des Haushalts- bzw. Rechtsausschusses des Bundestages gewählt.

ternativer Medienstrukturen in Form eines eigenen Parlaments-TV und der jetzt auf den Weg gebrachten zentralen Parteistiftung nutzt die AfD alle Möglichkeiten zur langfristigen Verankerung.

Da die AfD allen Analysen zufolge einen größeren, sozial jedoch äußerst heterogenen Teil politisch unzufriedener Wählerinnen und Wähler an sich gebunden hat, droht dem herrschenden Eigentumsblock inhaltlich von hier keine Gefahr, denn entgegen mancher verbalen Äußerung ist von der AfD keine Politik zu erwarten, die an deren Grundvoraussetzungen etwas ändert. Die AfD fokussiert auf eine vor allem nationalistische Form der Wirtschafts- und Sozialpolitik, die eine noch so rudimentäre Perspektive auf soziale Gegenätze und Antagonismen zugunsten homogenisierender nationaler Perspektiven ersetzen soll.

Nach wie vor umstritten ist die Frage der klassenpolitischen Basis der AfD: Scheint es mit Blick auf EU-Mitgliedschaft, Euro, Freihandelsabkommen etc. eher einen politischen Gegensatz zwischen AfD und dem herrschenden Block zu geben, so werden die überdurchschnittlichen Wahlergebnisse der Partei bei „Arbeitern“ als Beleg für die spezifische Anfälligkeit der „Unterschichten“ für die AfD gewertet. Offenbar müssen sowohl die möglicherweise veränderte Positionierung in Teilen der herrschenden Klasse als auch die Differenzierungen in der Arbeiterklasse stärker berücksichtigt werden.⁸

Die Union verfolgt in der Auseinandersetzung mit der AfD keine klare Linie. In einem Fraktionsbeschluss schließt sie gemeinsame parlamentarische Initiativen mit AfD und Linken gleichermaßen aus. Begründung: Eine prinzipielle Abgrenzung zur AfD sei nur durchsetzbar, wenn eine Äquidistanz auch zur Linken gewahrt werde. Offensichtlich gibt es schon heute eine (bisherige) Minderheit in der Fraktion, die eine solche prinzipielle Abgrenzung nach rechts in Zweifel zieht. Schon sehr bald wird sich nach den Landtagswahlen 2019 in mehreren ostdeutschen Bundesländern zeigen, ob die CDU der Versuchung widerstehen kann, einen Machterhalt durch Zusammenarbeit mit der AfD zu sichern.

Die wieder lautstärkere Wahrnehmbarkeit eines konservativen Flügels in der Union deutet auf Kräfte hin, die gezielt in diese Richtung arbeiten wollen. Was früher als „Berliner Kreis“ – unter anderem mit einem gewissen Alexander Gauland – firmierte⁹, heißt heute „WerteUnion“ und versucht, dem konservativen Teil der Union stärker entgegen zu kommen – dies auch unter dem Eindruck der Koalitionsvereinbarung, die von dieser Richtung als zu großes Zugeständnis an die Sozialdemokratie gewertet wird. So ist es vor allem Symbolpolitik (Islamdebatte, Kruzifixe in den Amtsstuben, Heimatabteilung im Innenministerium), die zur Befriedung angeboten wird. Verlautbarungen des Schriftstellers Uwe Tellkamp und anderer prominenter rechter Intellektueller, die sich positiv auf die AfD-Diskurse zu „kulturelle Überfremdung“ und zum angeblichen „Bevöl-

⁸ Vgl. Thomas Sablowski, Hans-Günther Thien, Die AfD, die ArbeiterInnenklasse und die Linke – kein Problem?, in PROKLA 190, März 2018.

⁹ Vgl. Albrecht Maurer, Der „Berliner Kreis“ der CDU, in: Z 90 (Juni 2012), Konservatismus unter Modernisierungsdruck, S. 60ff.

kerungsaustausch“ beziehen, haben jedoch verdeutlicht, dass es im bürgerlichen Spektrum bis hinein in die gesellschaftliche „Mitte“ eine Strömung gibt, die sich von regierungsoffiziellen wirtschaftspolitischen Erfolgsbilanzen nicht länger einhegen lässt und Demokratie und kultureller Vielfalt mit aggressiver Gering-schätzung begegnet. Der Union ist von rechts ein Konkurrent erwachsen, der genau dieses Feld konservativer, völkischer und faschistischer Einstellungsmuster in der Bevölkerung bearbeitet. Damit treten die z.T. krassen und dynamischen Konflikte zwischen konservativen Werthaltungen und wirtschaftsliberaler Realpolitik stärker zutage. Auf die Grundausrichtung der CDU/CSU als Garant optimaler kapitalistischer Verwertungsbedingungen wird dieser Konflikt jedoch nur marginale Auswirkung haben. Zumal Fachleuten zufolge dieses Spektrum der Union maximal zwischen 10 und 15 Prozent der CDU/CSU-WählerInnen umfasst. Was man also durch eine Rechtsverschiebung gewinnen könnte, würde man parallel in der Mitte verlieren und damit auch ungewollt Aufbauhilfe für eine siechende SPD leisten. Sollten jedoch die mit der marktradikalen Ausrichtung verbundenen Versprechen ökonomischer Prosperität für weitere Teile der bürgerlichen Mitte stärker in Frage gestellt werden, würde das gesamte Erfolgsmodell der einzig verbliebenen Volkspartei ins Rutschen geraten. Die Folgen wären aus heutiger Sicht unabsehbar.

Die SPD im Treibsand

Mit dem relativ knappen Mitgliedervotum von 66 Prozent (2013: 76 Prozent) kam die SPD schließlich in der (sehr kleinen) GroKo an. Dies und der darauf folgende Parteitag im April mit seinem ebenfalls knappen Wahlergebnis für die neue Parteivorsitzende Andrea Nahles offenbarten, welch tiefer Riss durch die Mitgliedschaft geht. Zudem zeigten Wahlumfragen, dass die SPD inzwischen bei einem Stimmenanteil von deutlich unter 20 Prozent angekommen war und zwischenzeitlich sogar von der AfD mit 16 Prozent überflügelt wurde.¹⁰

Andrea Nahles reagierte mit der Beteuerung, die Parteiführung habe „den Schuss gehört“.¹¹ Dabei strebt die SPD eine Art Quadratur des Kreises an. Einerseits verspricht sie, „gut“ mitzuregieren und aus der Koalitionsvereinbarung das Beste zu machen – übrigens mit dem Agenda-Personal wie gehabt. Andererseits soll die nicht in das Bundeskabinett eingebundene neue Parteivorsitzende dem versprochenen Erneuerungsprozess Bewegungsraum verschaffen. Von einer Aufarbeitung der Vergangenheit wollte sie allerdings nichts hören, vor allem nicht, was Hartz IV betrifft. „Ich finde es falsch, sich an der Vergangenheit festzuklammern. ... Ich möchte eine nach vorn gerichtete Debatte führen ...“¹² Als ob das ein Gegensatz wäre! Die SPD-Führung erkennt, welch tiefe Verwerfungen und Verunsicherungen die gesamte Agenda 2010 erzeugt hat. Auf

¹⁰ Handelsblatt 30.4.2018.

¹¹ „Wir haben den Schuss gehört“. Interview mit Andrea Nahles, Frankfurter Rundschau 12.4.2018.

¹² Ebd.

die nach den Spahn-Äußerungen zu den Tafeln, Hartz IV und Armut in Deutschland aufgeflammete breite Debatte reagierte sie hilflos. Das spontan entstandene Bündnis von über 30 Sozialverbänden und Organisationen, die mehr Leistungen für Bedürftige forderten und sich dagegen wandten, Arme gegen noch Ärmere auszuspielen, traf sie völlig unvorbereitet. Das Beispiel zeigt: Die SPD hat kein Thema, mit dem sie sich gegenüber ihren politischen Konkurrenten im Sinne von mehr sozialer Gerechtigkeit abgrenzen könnte.

Im Beschluss des SPD-Parteitags vom April 2018 „Eine neue Zeit braucht eine neue Politik“¹³ findet sich kein kritisches Wort zur Agenda-Politik der vergangenen 15 Jahre. Stattdessen richtet sich der Blick angestrengt nach vorn, denn die Zeiten haben sich ja geändert. Dabei werden zwei unterschiedliche Ebenen beziehungslos nebeneinander gestellt: Zum einen will die SPD in der Regierung „konkrete Verbesserungen erzielen“, ist sich aber „auch der Grenzen des Koalitionsvertrags bewusst“.¹⁴

Daneben will sich die SPD bis 2020 Zeit nehmen, Zukunftskonzepte auszuarbeiten, ohne klare Ziele zu benennen. Sie will über vier große Themenbereiche „debattieren“: eine ökologische und soziale Wirtschaftspolitik, die Zukunft der Arbeit, einen bürgerfreundlichen Staat und Deutschlands Rolle in einer sich rasant verändernden Welt. Ihr defensives Agieren in der GroKo – soziale Zugeständnisse nur in dem Maße, wie die gute Konjunktur sie hergibt – zeigt jedoch keinen Weg in diese Zukunft. Besonders gravierend ist, dass sie darauf verzichtet, die dramatische Ungleichheit der Vermögen und Einkommen wenigstens korrigieren zu wollen. Ihr fehlen soziale „Leuchtturmprojekte“, die sie von der CDU unterscheidbar machen, die Botschaft, die über die schlechten Verhältnisse der Gegenwart hinausweist.

Die Gewerkschaften zwischen GroKo und Interessenvertretung

Anfang Oktober, als alles nach einer Jamaika-Koalition aussah, schrieb die FAZ ironisch: „Für die Gewerkschaften war die große Koalition ein Segen; Jamaika liegt ihnen besonders fern. ... Der Ausgang der Bundestagswahl ... ist auch ein Dämpfer für die Gewerkschaftsbewegung. Sie büßt eine große Koalition ein, die wie selbstverständlich viele ihrer Anliegen übernahm ... Stattdessen herrscht nun Ratlosigkeit.“¹⁵ Umso größer war in den gewerkschaftlichen Führungsetagen die Erleichterung, als sich dann doch wieder eine große Koalition abzeichnete.

¹³ „Eine neue Zeit braucht eine neue Politik“. Beschluss Nr. 4 des außerordentlichen Bundesparteitags der SPD in Wiesbaden, 22. April 2018; <https://www.spd.de/partei/aobpt2018wiesbaden/>. Nachfolgende Zitate aus diesem Beschluss.

¹⁴ Zur umfassenden Kritik der Koalitionsvereinbarung siehe das entsprechende Themendossier der Linksfraktion im Bundestag unter <https://www.linksfraktion.de/themen/dossiers/koalitionsvertrag-2018/>.

¹⁵ FAZ 7.10.2017.

Sie bleiben damit einer Struktur verhaftet, mit der sie 2008ff. im Sinne eines Krisenkorporatismus relativ erfolgreich gewesen waren und Selbstbewusstsein als „Krisenmanager“ gewonnen hatten.¹⁶ Alles das hatten sie mit einer gewissen Wirkung in die Große Koalition der Jahre 2013 bis 2017 einbringen können. Symbolhaft stehen dafür der Mindestlohn und die „Rente mit 63“. Inkonsequenzen wurden bemängelt, aber generell schien die allgemeine Richtung zu stimmen.

Die mit dieser Koalition erreichten Erfolge waren dann allerdings Defensiverfolge. Letztlich bezahlten die Gewerkschaften dafür einen hohen Preis. Die weitere Prekarisierung der Arbeitswelt, die immer tiefere soziale Spaltung in der Gesellschaft, der Überdruß an einer Politik der scheinbaren Alternativlosigkeit und die Ausbreitung rechtspopulistischer Einstellungen in den Betrieben und bei Beschäftigten beispielsweise konnten sie so nicht aufhalten. Auf offensive Interessenvertretung orientierte linke Positionen, die auch gesellschaftspolitische Themen aufgriffen, hatte es in all diesen Jahren zwar durchaus auch stets gegeben, aber es waren Minderheitspositionen geblieben. Sie artikulierten sich auch nach der Bundestagswahl 2017, beispielsweise in den Sieben Thesen zu den Aufgaben einer offensiven Gewerkschaftspolitik in der IG Metall, einer Wortmeldung hauptamtlicher IG Metall-Funktionsträger oder in einem „Offenen Brief“ der NGG Bayern an den DGB-Vorsitzenden Reiner Hoffmann.¹⁷ Eine breitere Bewegung wurde daraus bisher aber nicht.

So lag es durchaus in der Logik dieser Fixierung auf korporatistische Aushandlungsprozesse, dass die Gewerkschaften nach dem Abbruch der Jamaika-Sondierungsgespräche sofort für eine neuerliche große Koalition plädierten. Schon auf der Basis der Sondierungsgespräche erklärte der DGB-Vorsitzende Reiner Hoffmann: „Diese große Koalition ist in der Summe besser als das, was wir mit Jamaika jemals erreicht hätten.“¹⁸ In diesem Sinne empfahlen die Gewerkschaften den SPD-Mitgliedern, für die Aufnahme von Koalitionsgesprächen zu stimmen. Reiner Hoffmann machte sich auf dem SPD-Sonderparteitag im Januar energisch dafür stark und bescheinigte dem Papier sogar ein „Potenzial für einen Politikwechsel in Europa“.¹⁹ Den Koalitionsvertrag vom Februar dieses Jahres bewerteten die Gewerkschaftsspitzen dann weitgehend einhellig nach dem Motto: Im Prinzip ok, das Beste, was wir der-

¹⁶ Stefan Schmalz, Das Ende des Niedergangs? Deutsche Gewerkschaften in der Krisenperiode seit 2008, in: Z 100, Dezember 2014, S. 153. Ausführlicher dazu: Stefan Schmalz/Klaus Dörre (Hrsg.), Comeback der Gewerkschaften? Machtressourcen, innovative Praktiken, internationale Perspektiven. Frankfurt/Main 2013; Frank Deppe, Gewerkschaften in der Großen Transformation, Köln 2012. Siehe auch den halbjährlichen „Streikmonitor“ in Z, aktuell in dieser Ausgabe.

¹⁷ Sieben Thesen zu den Aufgaben einer offensiven Gewerkschaftspolitik in der IG Metall, S. 1. Download unter: <http://www.labournet.de/category/politik/gw/selbstverstaendnis/> und: <https://bayern.ngg.net/artikel/2018/offener-brief-an-den-dgb-bundesvorsitzenden-reiner-hoffmann/>.

¹⁸ Handelsblatt 15.1.2018.

¹⁹ Neues Deutschland 21.2.2018.

zeit kriegen können, aber es gibt auch noch Schwachstellen und offene Fragen, da werden wir weiter Druck machen.²⁰

Trotzdem: Die vorsichtig positive Bewertung des Koalitionsvertrags hatte auf den ersten Blick eine gewisse Berechtigung. Ein paar soziale Zugeständnisse für die Lohnabhängigen waren schon drin (siehe oben). Diese „Pluspunkte“ waren aber mit allerlei Fragezeichen, Einschränkungen und Vorbehalten versehen. Manches war reine Absichtserklärung unter Finanzierungsvorbehalt. Zudem handelte es sich in vielem um Teil-Reparaturen an Schäden, die die vorherigen Regierungen, auch Rot-Grün, überhaupt erst verursacht hatten. Außerdem gab es eine lange Latte von „Minuspunkten“, worauf z.B. die IG Metall hinwies: „Steuerliche Maßnahmen, die die ungleiche Einkommens- und Vermögensverteilung reduzieren, finden sich nicht. Dagegen soll die schwarze Null weiter als Haushaltsziel gelten. Notwendige Zusatzinvestitionen in Infrastruktur und Bildung unterbleiben daher.“

Der IG Metall-Kurzcheck konstatierte eher resignativ: „Derzeit ist keine politische Mehrheit erkennbar, die mehr für die Beschäftigten bringt.“²¹ Man müsse folglich die GroKo „treiben und bei weitergehenden Forderungen nicht nachlassen.“²² Das ist zweifellos richtig, aber auch zu wenig und verweist auf drei Probleme:

- Die Gewerkschaften haben derzeit kein weiter gehendes ökologisches und soziales Reformkonzept.
- Sie profilieren sich zu wenig als Bewegungs- und Konfliktorganisationen.
- Und sie müssten sich auch überzeugend für mehr Demokratie und gegen Rechtsentwicklung engagieren.

Gewerkschaften brauchen ein weiter gehendes Reformkonzept: Das Ergebnis der Bundestagswahl und die Grundlinien der GroKO als staatsmonopolistische oder neoliberal-etatistische Modernisierung müssten es den Gewerkschaften nahe legen, ihre bisherige Politik-Agenda – so wie sie sie gegenüber der vergangenen GroKo vertraten – kritisch zu überprüfen und neu zu bestimmen. Das erst recht vor dem Hintergrund des Eindringens von Rechtspopulismus und Rechtsextremismus in die gesamte Gesellschaft. Soziale Sicherheit bleibt weiter wichtig. Aber es geht um mehr. Es geht um soziale Gerechtigkeit und um eine Politik, die dem Auseinanderdriften der Gesellschaft, der sozialen Ungleichheit und Spaltung entgegenwirkt. Mit diesem Auseinanderdriften sind antidemokratische Tendenzen vorprogrammiert. Soziale Einheit muss zum Gegenstand einer gewerkschaftlichen Reformkonzeption werden. Auch die Art, wie die GroKo zustande kam, zeigt: Es fehlt an einer mehrheitsfähigen

²⁰ Siehe z.B. die Bewertung des Koalitionsvertrags durch die IG Metall unter <https://www.igmetall.de/groko-schwarz-rote-regierungsbildung-27010.htm>.

²¹ Ebd.

²² Siehe. Oxi-Redaktion: „Wir werden die Koalition treiben“: Die Gewerkschaften und die GroKo nach dem SPD-Basisvotum, in: oxi blog 6.3.2018; www.oxi.de

demokratischen, sozialen und ökologischen Reformorientierung. Die Gewerkschaften stehen da nicht alleine in der Verantwortung, aber sie sollten sich als Teil eines gesellschaftlichen Prozesses begreifen, der diese Konzeption entwickelt und wirksam macht. Das geht weit hinaus über einzelne Kritikpunkte an der Koalitionsvereinbarung.

Gewerkschaften als Bewegungs- und Konfliktorganisation: Das derzeitige Agieren der Gewerkschaften ist Teil einer gesellschaftlichen Asymmetrie: Dem Klassenkampf von oben steht eine „Orientierungskrise von unten“ gegenüber. Das betrifft auf unterschiedliche Weise auch Sozialdemokratie und Linke. Im Agieren der Gewerkschaften gegenüber der GroKo offenbart sich eine extreme Staatsfixierung, die mit einer langfristigen Entpolitisierung einhergeht. Die Regierungspolitik wird kritisiert, begrüßt, bewertet, es werden weitergehende Maßnahmen von ihr verlangt. Das geschieht weniger über kämpferische Interessenvertretung, stattdessen mehr über korporatistische Aushandlungsprozesse. Den Verhältnissen angemessen wäre, wenn die Gewerkschaften ihr politisches Profil schärfen und ihr politisches Mandat wahrnehmen würden.²³ Sie müssten „die parteipolitisch ungebundenen KollegInnen ebenso wie die parteipolitisch aktiven KollegInnen bei Linken, Grünen, Union und SPD“ hinter gemeinsamen Forderungen vereinen.²⁴ Dabei würde es aber „einem offensiven Politikansatz nicht gerecht“, wenn sie die gesellschaftspolitischen aktuellen Fragen „auf betriebliche und tarifliche Auseinandersetzungen“ reduzierten. Offensive Gewerkschaftspolitik müsste „ein gesellschaftspolitisches Mandat für sich reklamieren“.²⁵ Es müsste also darum gehen, die gewerkschaftlichen Forderungen durch eigene Aktionen und Initiativen kämpferisch zu vertreten und dazu passende Ideen zu entwickeln.

Gewerkschaften als Teil einer breiteren demokratischen Bewegung: Die Gewerkschaften brauchen eine inklusive Klassenpolitik. Ökonomische und soziale Interessen ihrer Mitglieder und der Lohnabhängigen zu vertreten gehört zu ihren Kernaufgaben. Aber Sozialpolitik alleine reicht nicht aus.²⁶ Sie sind auch gefordert, sich als (Mit-)Akteur einer gesellschaftspolitischen Demokratisierungsbewegung zu positionieren. Zur sozialen Inklusion gehört auch politische und kulturelle Inklusion. Politische Inklusion meint, für mehr demokratische Teilhabe zu streiten, der um sich greifenden Demokratieverachtung entgegen zu wirken. Kulturelle Inklusion meint, den von der neoliberalen Globalisierung erzeugten Strukturbrüchen, der Entwertung von demokratischen Regeln und kultureller Diversität solidarische Alternativen entgegenzustellen.

²³ Vorschläge in dieser Richtung: Hans-Jürgen Urban, Kampf um die Hegemonie: Gewerkschaften und Neue Rechte, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 3/2018, S. 103ff.; ders.: Perspektiven sozialstaatlicher Politik nach der Bundestagswahl. Anforderungen an die Gewerkschaften. Folienvortrag auf dem Debattenforum WISSENTTransfer, 27.10.2017.

²⁴ NGG Bayern: Offener Brief, a.a.O. (FN 4).

²⁵ Sieben Thesen zu den Aufgaben einer offensiven Gewerkschaftspolitik in der IG Metall, S. 1. Download unter: <http://www.labournet.de/category/politik/gw/selbstverstaendnis/>.

²⁶ Urban, a.a.O., S. 104 und 109f.

Das bedeutet auch: Die Gewerkschaften müssen die gesellschaftliche Rechtsentwicklung und das Eindringen des „Rechtspopulismus“ auch als Problem in den eigenen Reihen erkennen und dagegen aktiv werden. Klassen-, Anerkennungs- und Identitätsfragen müssen in ihrem Zusammenhang aufgenommen und beantwortet werden, durch Antirassismus und eine progressive Migrationspolitik.

Die Linke in der Orientierungskrise

In Z 112 hatten wir geschrieben: „Die Verluste bei Arbeitern und Arbeitslosen müssen für die Linke, die soziale Gerechtigkeit und Verteidigung von Lohnabhängigeninteressen auf ihre Fahnen geschrieben hat, als Warnsignal verstanden werden.“ (S. 27) Das „Warnsignal“, verbunden mit den Erfolgen der AfD, hat in der Linkspartei zu einer bis heute andauernden Eskalation der Konflikte um Orientierung und Identität der Partei geführt. Dabei wird auch die Frage kontrovers diskutiert, auf welche Wählergruppen sich die Partei konzentrieren soll.

Prominent steht die Flüchtlingspolitik im Zentrum dieser Debatte. Was vordergründig als persönlicher Konflikt zwischen Personen, vor allem zwischen der Partei- und der Fraktionsvorsitzenden inszeniert wird, ist tatsächlich eine fundamentale inhaltliche Richtungsauseinandersetzung, bei der es um eine linke Antwort auf die kapitalistische Globalisierung geht. Die Art, wie dieser Konflikt medial ausgetragen wird, gefährdet inzwischen das linke Projekt ernsthaft. Der Konflikt verheddert sich dabei häufig zwischen falschen Alternativen. „Die Linke braucht einen neuen Aufbruch, einen dritten Weg zwischen den falschen Alternativen der Renationalisierung und des humanen Kosmopolitismus.“²⁷

„Offene Grenzen“ oder „regulierte Migrationspolitik“ sind dabei nur Schlagworte, hinter denen die Frage nach einer linken Antwort auf die kapitalistische Globalisierung steht, die auf Zustimmung stößt sowohl bei denjenigen, die die Globalisierung als Erweiterung ihrer Lebenschancen erleben als auch bei denen, die von den negativen Seiten dieser Globalisierung betroffen sind. Dabei sind zwei Konsequenzen mit zu bedenken.

Linke Politik kann sich nicht in der noch so klugen Anrufung der politischen Entscheidungen von Parlament und Regierung erschöpfen. Wir haben oben auf den (real begründeten) Vertrauensverlust in die Steuerungskapazität der Politik hingewiesen. Dieser wird natürlich auch jene treffen, die sich darauf beschränken, ein ‚Umsteuern‘ in dieser oder jener Frage zu fordern. Eine Politik, die ihre Alternativen nur als Forderungen an die staatliche Ebene ausdrückt, unterliegt dem gleichen Glaubwürdigkeitsverlust wie die herrschenden Kräfte und wird im schlimmsten Fall als Teil des Problems, als Teil des „Establishments“ angesehen. Diese Fehler machen bereits SPD und Grüne zur Genüge. So spricht einiges für den Befund, die Linke habe „die Imagination einer andere, einer besse-

²⁷ Oliver Nachtwey, Die Linke: Für die vielen, nicht die wenigen, in: Die Zeit, 6/2018, 2.2.2018.

ren Welt verloren“. Sie sei „nur noch auf dem Papier, in den Grundsatzprogrammen, antikapitalistisch oder sozialistisch.“²⁸ Für politische Kräfte, die die Entwicklungsrichtung von Wirtschaft und Gesellschaft grundlegend verändern wollen, ist aber entscheidend, ob ihre Ideen ‚die Massen ergreifen‘. So wichtig Koalitionen und Parlamente auch sind – tiefgreifende Veränderungen in der Gesellschaft sind ohne breite soziale Bewegungen nicht denkbar.

Das auch bei den Lohnabhängigen verbreitete Gefühl des politischen ‚Kontrollverlusts‘ wird aktuell stark mit der Globalisierung verknüpft, obwohl dies nicht die einzige Ebene ist, auf der sich Interessen als ‚Sachzwang‘ verkleiden. Da liegt der Rückgriff auf die nationalstaatliche Ebene nahe, ein weites Einfallstor für alle Varianten von Nationalismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit. Wenn nun selbst Teile der Linken einen Gegensatz zwischen Nationalstaat und Internationalisierung unterstellen, dann öffnen sie das Tor noch weiter: Globalisierung ist ein politisch gesteuerter und steuerbarer Prozess. Gesteuert wird er aber von den Nationalstaaten – die politische Eingriffsebene ist die nationalstaatliche. Politisch durchsetzungsfähige Bewegungen entwickeln sich aus national jeweils unterschiedlichen Konfliktkonstellationen, sie müssen aber mit der Perspektive internationaler Solidarität verbunden werden. Auch hier empfiehlt sich ein Blick ins *Kommunistische Manifest*: „Obgleich nicht dem Inhalt, ist der Form nach der Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie zunächst ein nationaler. Das Proletariat eines jeden Landes muss natürlich zuerst mit seiner eigenen Bourgeoisie fertig werden.“

Ein positives Beispiel für diese Zusammenhänge war die Bewegung gegen das Freihandelsabkommen TTIP, die dieses nicht nur zu Fall bringen, sondern zeitweilig auch den Diskurs über internationalen Handel bestimmen und eine relativ breite gesellschaftliche Koalition zustande bringen konnte.²⁹ Es wurde gezeigt, dass im nationalen Rahmen starke Bewegungen den Globalisierungsprozess beeinflussen können. Entscheidend für die Durchsetzungsfähigkeit der politischen Linken sind nicht die jeweiligen parlamentarischen Konstellationen. Es geht darum, in Bewegungen aller Art das Bewusstsein dafür zu fördern, dass Veränderungen durch das aktive Engagement der Betroffenen möglich, dass sie nicht (oder nicht ausschließlich) von wie auch immer gearteten staatlichen Entscheidungen zu erwarten sind. Was die Linke mit ihrer Verankerung in heterogenen Milieus betrifft, so bleibt richtig, was wir in Z 112 schrieben: Diese Heterogenität, die die klassenmäßige Zerklüftung der Gesellschaft von heute widerspiegelt, „setzt eine gegen jeden Irrationalismus resistente Strategie voraus, die die Interessen der unterschiedlichen Gruppen berücksichtigt und auf einen gemeinsamen antikapitalistischen Nenner zu bringen versucht.“ (S. 28) Dies dürfte die zentrale Anforderung an eine zeitgemäße sozialistische Politik sein.

²⁸ Ebd.

²⁹ Eine solche Koalition zeigte sich u.a. auch bei den Hamburger G20-Gipfelprotesten. Vgl. die umfangreiche Dokumentation: attac (Hrsg.), Die Gipfelproteste in Hamburg. Global gerecht statt G20, Frankfurt/M. Dezember 2017.

Die Revolutionen 1917 in der sowjetischen und der heutigen russischen Geschichtsschreibung¹

Am 3. Februar 1896 kam im ukrainischen Bergbaugebiet von Dnjepropetrowsk Isaak Izrailevič Minc zur Welt. Der erfolgreiche Schüler erhielt aufgrund seiner jüdischen Herkunft keine Zulassung zum Studium an der Universität Charkow. Diese Erfahrung wird mit dazu beigetragen haben, dass Minc im April 1917 Mitglied der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei wurde, der späteren Kommunistischen Partei. Minc nahm an der revolutionären Bewegung und am Bürgerkrieg 1917 bis 1920 teil, vor allem in ukrainischen Gebieten als politischer Agitator und politischer Kommissar.

Danach konnte er ein Studium der Geschichte nachholen und 1926 als Schüler des damals tonangebenden bolschewistischen Historikers Michail Pokrowskij das Institut der Roten Professur in Moskau absolvieren. Erste Erfahrungen als Forscher machte Minc im Rahmen eines Zeitzeugen-Projekts unter der Leitung des Schriftstellers Maksim Gorkij über die revolutionären Ereignisse.

Von 1932 bis 1949 leitete Minc die Historische Fakultät der Staatlichen Universität in Moskau. Von 1937 bis 1949 war er zudem Leiter der Parteischule beim ZK der KPdSU. Er überstand die vernichtende Kritik an der Pokrowskij-Schule, aus der er stammte. Er überlebte auch den Terror der 1930er Jahre. Minc setzte seine Karriere fort: Im Jahr 1936, recht jung, mit 40 Jahren, wurde er Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften (AdW) der Sowjetunion. Nach Kriegsende, 1946, stieg er in den ehrwürdigen Kreis der Akademiemitglieder auf. Kritisch wurde es für Minc während der antisemitischen Kampagne gegen „Kosmopolitismus“ unter den Historikern, doch auch diese Angriffe überstand er.

Seit 1954 gehörte Minc zu den führenden Mitarbeitern des Instituts für Geschichte an der AdW in Moskau. Im Jahr 1962 übernahm er den Vorsitz des Wissenschaftlichen Rates zur Erforschung der Oktoberrevolution, also des unionsweiten Leitungs- und Koordinationsgremiums für die Erforschung des Roten Oktobers 1917. Zum 70. Geburtstag erhielt Minc den Lenin-Orden. In den Jahren 1967 bis 1973 erschien seine dreibändige Standarddarstellung zur „Geschichte des Großen Oktobers“. Dafür erhielt er 1974 den Lenin-Preis. Zwei Jahre später folgte die Auszeichnung als „Held der sozialistischen Arbeit“.

In seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Wissenschaftlichen Rates reagierte Minc pflichtschuldig auf geschichtspolitische Herausforderungen unter den Generalsekretären Jurij Andropov und Michail Gorbachev und behielt weiterhin die

¹ Der Text basiert auf einem Vortrag, den ich am 11. Februar 2017 bei der Jahrestagung des Verbands Hessischer Geschichtslehrerinnen und -lehrer (VHGLL) in Marburg gehalten habe. Ulrike Bittner danke ich für die Durchsicht des Manuskripts.

landesweite Aufsicht über die Revolutionsforschung in der Sowjetunion. Erst im Lauf des Jahres 1990, im Alter von 94 Jahren, musste Minc den Vorsitz abgeben. Im Jahr darauf, am 5. April 1991, starb er.

Im Folgenden werden sechs Phasen der Revolutionsforschung skizziert, fünf sowjetische und eine postsowjetische. Für jede Phase sollen die Organisation der Revolutionsforschung und ihre Inhalte herausgearbeitet werden, wobei Entwicklung und Potential der Revolutionsforschung im Mittelpunkt stehen sollen.²

Erste Phase 1920 bis 1928: Sammlung und Dokumentation

Anders als in allen folgenden bestand in dieser ersten Phase der Revolutionsforschung eine Parallelstruktur aus vorrevolutionären, bürgerlichen Institutionen und neu entstandenen, sowjetischen, am Marxismus orientierten Einrichtungen. 1920 ordnete Lenin die Gründung einer Kommission „für die Sammlung und Erforschung von Materialien zur Geschichte der Oktoberrevolution und der Kommunistischen Partei“ an, bald kurz „Istpart“ genannt (von *istorijapartii*, Geschichte der Partei). Diese Kommission erhielt die Aufgabe, die Revolution und die Parteigeschichte zu dokumentieren. Sie organisierte „Erinnerungsabende“, an denen Revolutionsteilnehmer im Beisein von Stenographen erzählten. Sie ließ Primärquellen der Revolution sammeln und archivieren: Fahnen, Transparente, Flugschriften, Redemanuskripte, Handschriften, Broschüren usw.

1921 wurde das „Institut der Roten Professur“ (IRP) zur raschen Ausbildung marxistisch orientierter Forscher und Hochschullehrer gegründet. In den 1920er Jahren studierte fast ein Viertel der hier Ausgebildeten auch im Ausland. Bis 1930 absolvierten 334 Teilnehmer dieses Institut, darunter auch Isaak Minc und Anna Pankratova (1897-1957). Die „Wissenschaftliche Gesellschaft der Marxisten“, gegründet 1920, und die „Gesellschaft marxistischer Historiker“, gegründet 1925, waren Organisationen, in denen jüngere Wissenschaftler, die mit der Revolution sympathisierten und marxistische oder sowjetische Wissenschaftler werden wollten, sich austauschen konnten.

1928 ließ die Regierung unter Stalin Istpart mit dem seit 1923 bestehenden Lenin-Institut zum Lenin-Institut beim ZK der KPdSU zusammenlegen. Dies bündelte die Sammlungsarbeit zur Revolutionsgeschichte; 1930 umfasste das Archiv bereits 70.000 Dokumente und über 140.000 Buchtitel. Zugleich ging die Revolutionsforschung von nun an in der Lenin- und der Parteiforschung auf.

Naturgemäß erwartete die Sowjetregierung von „ihren“, den jungen, in den neu gegründeten Instituten ausgebildeten Historikern die Dokumentation und Rechtsfertigung der Oktoberrevolution. Von Anfang an entwickelte sich die sowjetische Revolutionsforschung als ausgeprägte Legitimationswissenschaft. Das in

² Im Folgenden stütze ich mich auf meine Studien „Die sowjetische Geschichtswissenschaft 1953 bis 1991“, Marburg 1995, und „Die Russische Revolution in der sowjetischen Historiographie“, Hagen 1999, wo sich Belege, Quellen- und Literaturhinweise finden, die hier aus Platzgründen nicht angeführt werden können.

dieser ersten Phase dominante Narrativ legte bereits 1929 der wenig bekannte Historiker S.A. Piontkovskij vor.

Demnach ermöglichten umfangreiche Auslandsinvestitionen „echten“, vollentwickelten, nicht von der Norm abweichenden Kapitalismus im vorrevolutionären Russland. Deshalb sei eine „echte Arbeiterklasse an sich und für sich“, also als objektive Größe und mit Klassenbewusstsein, entstanden. Im Februar 1917 hätten Kriegsmüdigkeit, soziale Not und Hunger zu einer spontanen Protestbewegung geführt. Diese stürzte den Zaren und brachte die politische Macht in die Hände der Bourgeoisie. Mit ihrer Politik der Fortsetzung des Krieges, der Verschleppung der Agrarreform, der Ablehnung der sozialen Ansprüche der Arbeiter habe die Provisorische Regierung die Klassenwidersprüche verschärft. Die Oktoberrevolution ist für Piontkovskij durch die Verbindung der Spontanität der Volksmassen und der Organisiertheit der Partei geprägt. Daraus folge die „Janusköpfigkeit“ der Oktoberrevolution: Sie vollende die bürgerliche und beginne die sozialistische Revolution. Dieses Narrativ prägte die Publikationen zum zehnten Jahrestag der Revolution. Spezifisch für diese Phase waren darüber hinaus folgende Merkmale:

- Die Präsenz und Lebendigkeit der Partei: Trockij und andere spätere Terroropfer wurden genannt und ohne Stigmatisierung dargestellt. Organisatorische Schwächen und innerparteiliche Auseinandersetzungen wurden dokumentiert und dargestellt; Lenin erschien als *Primus inter pares*.
- Bekenntnis zum proletarischen Internationalismus, Verurteilung des Patriotismus als reaktionäre Ideologie: Das Proletariat habe kein Vaterland, es sei international; indem es die UdSSR verteidige, sei es nicht patriotisch, sondern erfülle seine internationalistische Mission.
- Erstmals taucht der Begriff „Feinde des Volkes“ in der Geschichtsschreibung auf, der später zu einem zentralen Kampfbegriff des Stalinismus wurde.
- Der militärisch niedergeschlagene Aufstand der Kronstädter Matrosen und Arbeiter 1921 wird als konterrevolutionär interpretiert, das vom 10. Parteitag beschlossene Fraktionsverbot nicht als Ausnahmeregel, sondern als grundlegendes Prinzip der Kommunistischen Partei.

Zweite Phase 1928 bis 1953: Stalinisierung – die Revolution verschwindet hinter Stalin

In den folgenden Jahren wurde die Geschichtswissenschaft in zwei Schritten umgebaut und auf Stalins Linie gebracht. Erstens ließ Stalin die noch bestehenden bürgerlichen, vor 1917 gegründeten Institutionen 1929/30 schließen. So genannte „bürgerliche“ Historiker, die ihre Loyalität nicht überzeugend genug erwiesen, wurden verhaftet oder verbannt. Dieser Angriff fand unter der Leitung von Michail Pokrovskij statt – dem führenden Historiker der zwanziger Jahre, dem wichtigsten Lehrer vieler Geschichtswissenschaftler, welche die nächsten Jahrzehnte prägten. Pokrovskij starb 1932.

Nach seinem Tod folgte als zweiter Schritt die „Neuordnung an der historischen Front“, d.h. die Zerschlagung der Pokrovskij-Schule. Beauftragt wurde damit Pokrovskijs bedeutendste Schülerin, Anna Pankratova. Sie erhielt von der Parteiführung den Auftrag, das angeblich Unwissenschaftliche, Unmarxistische, Anti-Leninistische, Subjektivistische usw. im Werk Pokrovskijs nachzuweisen. Es ging darum, ältere Bolschewiki und unter ihnen insbesondere Intellektuelle, die noch einen offeneren, sachorientierten und fairen Umgang miteinander gewohnt waren, samt ihrer Erfahrungen und Denkweise beiseite zu schieben. 1939 erschien der erste von zwei Bänden gegen Pokrovskij und sein Geschichtsverständnis unter der Redaktion von Pankratova.³

Neuer Ort der Revolutionsforschung wurde das 1929 gegründete Institut für Geschichte an der AdW, das 1936 mit den Einrichtungen der vorrevolutionären Russischen und der Kommunistischen Akademie verschmolzen wurde. Im Jahr 1930 arbeiteten in diesem Institut in Moskau 40 Wissenschaftler, die zuständig waren jeweils für die Geschichte der Bauern, der Arbeiterklasse, der Gewerkschaftsbewegung, des Imperialismus und eben auch der Revolutionen von 1905 und 1917 sowie die des Bürgerkriegs 1918 bis 1922. Eine spezielle Einrichtung zur Erforschung der Oktoberrevolution gab es nicht mehr. Die oben genannten wissenschaftlichen Gesellschaften der Marxisten und der marxistischen Historiker wurden 1929 bzw. 1936 aufgelöst. Die Zeitschrift „Kommunistische Revolution“, die seit 1920 erschienen war, wurde 1935 eingestellt. Auch in dieser Hinsicht wurde die Revolutionsforschung ausgedünnt.⁴ Es ist evident, dass die Erforschung des Roten Oktobers für die Parteiführung keine Priorität mehr hatte.

Trotzdem konnte der große Erzähler und bekennende Dokumentarist Maksim Gorkij (1868-1936) 1931 eine Initiative mit jungen Historikern, Schriftstellern und Journalisten starten. Die Gruppe mit fast hundert Mitarbeitern führte methodisch anspruchsvolle Gespräche mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen der Revolution und des Bürgerkriegs. Die Forscher sammelten bis 1933 ca. dreitausend Gesprächsprotokolle, die unter der Redaktionsleitung von Isaak Minc Grundlage für eine fünfbandige dokumentarische „Geschichte des Bürgerkriegs“ wurden. Die Veröffentlichung verzögerte sich allerdings unter politi-

³ Anna Pankratova wurde nach Saratov strafversetzt und zeitweise aus der Partei ausgeschlossen; ihr Lebensgefährte Grigorij Jakovlev wurde zur gleichen Zeit unter dem Vorwurf des Trotzkismus verhaftet, er kam 1938 in der Haft um. Nach intensiver Bearbeitung war Pankratova bereit, den Parteauftrag auszuführen.

⁴ Zwei Drittel der am „Institut der Roten Professur“ (IRP) von 1921 bis 1938 ausgebildeten gut zweihundert Historiker wurden in irgendeiner Weise von Repressionen betroffen. Von den 52 Absolventen aller Disziplinen des ersten Jahrgangs des IRP verloren 45 ihr Leben, was bezeichnend für die Stoßrichtung des Stalinschen Terrors ist: Er richtete sich insbesondere gegen die ersten, älteren Kohorten der Bolschewiki und gegen die Intellektuellen unter ihnen. Unter den Wissenschaftlern entstand eine Atmosphäre der Angst. Diese Angst, verbunden mit sozialistischer Überzeugung und dem Willen, das Land gegen den faschistischen Überfall zu verteidigen, führte zu erheblichen Anpassungsanstrengungen, wie sie am Beispiel von Minc, Pankratova u.a. zu beobachten sind.

schem Druck; Minc und seine Kollegen wurden immer wieder zu Überarbeitungen gezwungen.⁵

An fünf Punkten kann die für diese Phase charakteristische Umwertung verdeutlicht werden:

Erstens wurde der proletarische Internationalismus durch den so genannten „Sowjetpatriotismus“ ersetzt. Den Begriff prägte Stalin in einem Leitartikel in der *Pravda* am 19. März 1935. Von grenzenloser Liebe zur Heimat war die Rede, von der Liebe des Volkes zu dem Land, das den Kapitalisten durch die Revolution entrissen worden sei. Alle Werktätigen, Arbeiter, Bauern und Intelligenz teilten demnach ungeachtet ihrer Herkunft und Erstsprache diese Gefühle. Es handelte sich um einen Patriotismus, der auf soziale Kategorien verweist, nicht um einen biologisch-essentialistischen Nationalismus. Die politische Funktion dieses Sowjetpatriotismus⁶ ist evident: Damit sollte der „grandiose Versuch, aus der Völkervielfalt des ehemaligen Russischen Reiches ein national (oder übernational) homogenes Gebilde zu schaffen“, ideologisch ummantelt und legitimiert werden. Mit der „Verschmelzung der Völker“ (*slijanienarodov*) sollten Nationen und Nationalismus überwunden werden. Die Dominanz des Russischen im Sowjetpatriotismus ist erkennbar an der Umwertung der Geschichte Russlands. Hatte Pokrovskij die vorrevolutionäre Geschichte Russlands noch negativ dargestellt, so wurde sie nun aufgewertet: Zar Ivan IV. (der Schreckliche) wurde zum Schöpfer des Zentralstaats Russland, Peter I. zum vorbildlichen Staatsmann und Modernisierer. Die Ausdehnung des Russischen Reiches wurde als progressiv, der Widerstand nichtrussischer Bevölkerungsgruppen, insbesondere im Kaukasus, nunmehr als rückwärtsgewandt dargestellt.

Zweitens wurde die Februarrevolution nicht mehr als spontaner Massenaufstand, sondern als Revolution unter der Führung der Bolschewiki beschrieben. Diese seien „führende, revolutionäre Vorhut“ des Proletariats gewesen, die Februarrevolution ein glänzender Sieg der Bolschewiki.

Drittens musste dies zur Umwertung der Provisorischen Regierung führen. Denn wenn die Februarrevolution ein Sieg der Bolschewiki gewesen sein sollte, stellte sich die Frage, warum die Provisorische Regierung nicht die richtige, revolutionäre Politik gemacht habe? Zur ‚Erklärung‘ wurde der „Opportunismus“ der Sozialrevolutionäre, der Menschewiki und unzuverlässiger Bolschewiki ins Spiel gebracht. Aus der Geschichte zu lernen, bedeute, auch aktuell opportunistische Tendenzen zu erkennen und zu bekämpfen!

⁵ Die Bände erschienen in den Jahren 1935/38 (der erste Band wurde nach dem Erscheinen zurückgezogen, überarbeitet und 1938 neu aufgelegt), 1942, 1957, 1959, 1960. Siehe Jochen Hellbeck, *Die Stalingrad-Protokolle. Sowjetische Augenzeugen berichten aus der Schlacht*, Frankfurt a. M. 2012, S. 87-89.

⁶ Siehe Hans Lemberg, *Unvollendete Versuche nationaler Identitätsbildungen im 20. Jahrhundert im östlichen Europa: die „Tschechoslowaken“, die „Jugoslawen“, das „Sowjetvolk“*, in: *Nationales Bewußtsein und kollektive Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit 2*, hrsg. von Helmut Berding, Frankfurt a. M. 1994, S. 581-607, Zitat S. 600.

Viertens verlor damit die Oktoberrevolution ihren bisherigen Doppelcharakter; sie galt nun als rein sozialistisch. Die von der Provisorischen Regierung nicht erledigten Aufgaben der bürgerlich-demokratischen Revolution seien „im Vorübergehen“ erfüllt worden.

Fünftens wurde die Bedeutung Stalins, der 1917 nur eine untergeordnete Rolle gespielt hatte, in geradezu absurder Weise überhöht; er wird zum unfehlbaren, stets präsenten großen Revolutionär und quasi natürlichen Vertreter Lenins aufgebaut. Trockijs Rolle wird minimiert; Kamenev, Zinov'ev und andere, die in den 1930er Jahren dem Terror zum Opfer fallen, werden als „Kapitulanten“ und „Verräter“ dargestellt.

Dritte Phase 1953 bis 1968: Entstalinisierung⁷

Bereits knapp drei Jahre vor dem 20. Parteitag ergriffen einige Historiker die Initiative zur Neubelebung der Geschichtswissenschaft. Sie hatten grünes Licht von Chruščev. Der Direktor des Historischen Instituts an der AdW, Arkadij Sidorov, beauftragte Ende März 1953 Pankratova und Eduard Burdžalov mit der Redaktionsleitung der einzigen unionsweiten, offiziellen Fachzeitschrift *Voprosy istorii* („Fragen der Geschichte“). Beinahe die ganze Redaktion wurde neu besetzt, die Auflage der Zeitschrift um 25 Prozent erhöht. Die Redaktion ließ den Umfang erweitern und neue, für Diskussionsbeiträge und Leserbriefe gedachte Rubriken einführen. Ausdrücklich forderte die Redaktion offene Kritik am Zustand der Geschichtswissenschaft.⁸

Beim 20. Parteitag der KPdSU im Februar 1956 hielt Pankratova ohne Absprache mit Chruščev eine kritische, wegweisende Rede zur Neubelebung der historischen Disziplin, ganz in dem Sinne, in dem sie und andere schon seit fast drei Jahren daran arbeiteten. In den folgenden Monaten nahm die Unterstützung der Parteiführung jedoch nicht zu, sondern ab.⁹

Quantitativ wurde die Geschichtswissenschaft ausgebaut. Seit Januar 1957 erschienen drei neue landesweite Fachzeitschriften neben *Voprosy istorii*: eine Fachzeitschrift für die „Geschichte der UdSSR“ (*Istoria SSSR*), eine für die allgemeine „Neuere und Neueste Geschichte“ (*Novaja i novejšaja istorija*) und eine für die Parteigeschichte („Fragen der Geschichte der KPdSU“, *Voprosy istorii KPSS*). Die Parteiführung ließ sechs übergeordnete Wissenschaftliche

⁷ Zu den Kämpfen und Widersprüchen der „revisionistischen“ Historiker seit 1956 siehe Roger D. Markwick, *Rewriting History in Soviet Russia. The Politics of Revisionist Historiography, 1956-1974*, New York 2001.

⁸ Die Öffnung zeigte sich auch darin, dass im September 1955 zum ersten Mal nach 22 Jahren wieder sowjetische Historiker am (10.) Internationalen Historikerkongress (in Rom) teilnahmen.

⁹ Im Apparat des Zentralkomitees wurde Material gegen Pankratova und Burdžalov gesammelt. Damit wurde der Historiker Pavel Volobuev (Jg. 1923) beauftragt. In Parteipublikationen erschienen Artikel gegen Pankratova und ihren Stellvertreter. Vergebens setzten die beiden sich zur Wehr. Ein ZK-Beschluss vom 9. März 1957 gab die Entlassung Burdžalovs bekannt und rügte Pankratova scharf, die aber Chefredakteurin bleiben sollte. Bald darauf, am 25. Mai 1957, nahm Anna Pankratova sich das Leben.

Räte zur landesweiten Koordination der Forschung einrichten, darunter den Wissenschaftlichen Rat zur „Geschichte der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ unter der Leitung von Minc.

Hinsichtlich der Revolutionsforschung lassen sich die Wirkungen der Aktivität Pankratovas und Burdžalovs in zwei Bereichen ausmachen:

Erstens wurde die Revolution – ähnlich wie in der ersten Phase, nun aber methodisch auf höherem Niveau – dokumentiert und widerspiegelt in ihren Quellen. So erschienen u.a. ab 1957 eine fünfbändige Chronik der Ereignisse von Februar 1917 bis Mai 1918 und eine neunbändige Dokumenten- und Materialsammlung zu den Ereignissen von Februar bis November 1917. Eine 1961 herausgebrachte systematische Bibliographie dokumentarischer Veröffentlichungen verzeichnete 2.012 Titel. Es folgten in den 1960er Jahren weitere bibliographische Hilfsmittel und die Edition der Protokolle und Resolutionen der Petrograder Räte (drei Bände) sowie des Revolutionären Militär-Komitees in Petrograd (drei Bände) und Moskau. Der Osteuropahistoriker Dietrich Geyer würdigte 1968 diese Arbeiten und stellte fest, die sowjetische Quellenedition habe einen vorläufigen Abschluss erreicht. Zu dieser Neubelebung der Revolutionsforschung trugen auch zwei quellenorientierte, detaillierte Studien der Februarrevolution durch Burdžalov bei, die 1967 und 1971 veröffentlicht wurden. Burdžalov ließ Akteure der Dumaparteien, der Menschewiki, der Sozialrevolutionäre und der Sowjets wieder durch die Primärquellen sprechen, er dokumentierte das Chaos in den bolschewistischen Gruppierungen. So erschien bei ihm die Februarrevolution erneut, nun aber überzeugender als in den Darstellungen der 1920er Jahre, als elementare Massenbewegung, die von keiner Organisation ausgelöst oder gelenkt wurde, auch nicht von den Bolschewiki.

Zweitens formierte sich eine konzeptionell neue Richtung in der Revolutionsforschung, die mit dem Begriff *mnogoukladnost* arbeitete. Mit *uklad* übersetzten die Wissenschaftler den Begriff der ökonomischen Basis. Ihr Argument hinsichtlich der sozialökonomischen Bedingungen der Revolutionen von 1917 lautete: In Russland herrschte eine sozialökonomische Viel- oder Mehrbasigkeit. Indem man sich nur auf den Entwicklungsgrad des Kapitalismus fokussiere, bleibe man gefangen in Debatten über einen verspäteten, echten oder unterentwickelten Kapitalismus. Eine unvoreingenommene Formationsanalyse müsse neben den Formen des freien Konkurrenzkapitalismus und des Monopolkapitalismus die Überreste informeller Leibeigenschaft, Pachtverträge unterhalb-leibeigenschaftlichen Verhältnissen in der Gutswirtschaft (Pacht gegen Zins, Pacht gegen Arbeitsleistung, Abarbeit oder *otrabotka* genannt), Überreste von Naturalwirtschaft usw. berücksichtigen. Dies alles sei durch die von oben, vom autokratischen Staat implantierte kapitalistische Produktionsweise nicht beseitigt worden. Vielmehr hätten sich die Kapitalgruppen mit den halbfeudalen Verhältnissen, die reproduziert worden seien, arrangiert; schließlich profitierten sie vom Angebot billiger Arbeitskräfte. So sei der „mehrbasige“ Charakter der Ökonomie Russlands im Zuge der Entwicklung des Kapitalismus nicht abgeschwächt, sondern verstärkt worden. In diesen „Besonderheiten der

russischen Entwicklung“ suchten die Vertreter der Neuen Richtung spezifische Vorbedingungen der revolutionären Krise. Das unterschied sie vom Mainstream, der das Klassische der Revolution nachweisen wollte; das machte die Neue Richtung (*novoenapravlenie*) interessant und gefährlich.

Aus Sicht der Neuerer ließ jene ausgeprägte sozialökonomische Heterogenität eine besonders „konfliktbeladene, antagonistische sozialökonomische Struktur“ entstehen. Dies habe die starke Revolutionsbereitschaft (*revoljucionnost*) der Bevölkerung, vor allem der Arbeiterklasse, begünstigt. Dabei habe die Vielfalt der sozialen und politischen Akteure der sozialökonomischen Vielschichtigkeit entsprochen. Nicht ein Konflikt (Kapital – Arbeit), sondern mehrere Konflikte zwischen Kapitalisten, Arbeitern, Gutsbesitzern, Großbauern, mittleren und Kleinbauern, informellen Leibeigenen, Halb-Leibeigenen, Tagelöhnern usw. prägten demnach die sozialpolitische Entwicklung. Deshalb – so die Argumentation – habe 1917 das Proletariat nicht als hegemoniale Kraft auftreten können; im Februar 1917 sei es zu einer „spontanen revolutionären Explosion“ durch die Bewegung einer heterogenen Masse gekommen, die auch in den folgenden Monaten kaum lenkbar gewesen sei. Die Oktoberrevolution habe die ungelösten Aufgaben der bürgerlichen Revolution nicht „im Vorübergehen“ erledigen können, sondern diese Aufgaben hätten sich mit sozialistischen Aufgaben verschränkt; dabei hätten bis 1918 kleinbürgerliche und bäuerliche Gruppen – also nichtproletarische Protestbewegungen – eine viel größere politische Rolle gespielt als bislang angenommen.

Diese Neue Richtung war Ende der 1960er Jahre in der historischen Disziplin heiß umstritten, aber angesagt. Ihre Neuinterpretation der sozialökonomischen Verhältnisse und politischen Entwicklung 1917/18 floss in die Publikationen im Umfeld des 50. Jahrestags der Revolutionen im Jahr 1967 – nicht in die offiziellen Darstellungen¹⁰ – und noch in weitere repräsentative Veröffentlichungen bis Anfang der 1970er Jahre ein.

Vierte Phase 1968 bis 1986: Stabilisierung des Revolutionsbildes

Aus der Sicht der Parteiführung waren die Diskussionen in der Revolutionsforschung aufgrund des Kontextes, in dem sie abliefen, bedrohlich geworden. Historiker und andere *šestidesjatniki* (die "Sechziger", d.h. sowjetische Intellektuelle der 1960er Jahre, die um eine Erneuerung des Marxismus rangen) hinterfragten nicht nur den „klassischen Charakter“ der Oktoberrevolution, sondern auch die Formationstheorie und andere ‚orthodoxe‘ Interpretationen der Schriften von Marx, Engels und Lenin, mit anderen Worten das ganze Konstrukt des Marxismus-Leninismus. Dabei korrespondierten ihre Fragen und Antworten mit den Ideen des Prager Frühlings und der Neuen Linken in Westeuropa, die ebenfalls den Alleinvertretungsanspruch der KPdSU-Führung in Frage stellten.

¹⁰ Zum fünfzigsten Jahrestag jetzt auch Helmut Altrichter, *Russland 1917. Ein Land auf der Suche nach sich selbst*, 2., durchgesehene und erweiterte Auflage, Paderborn 2017, S. 551-554.

Von 1969 bis 1974 ließ der ZK-Apparat deshalb sukzessiv die Arbeitsmöglichkeiten der Historiker der Neuen Richtung und anderer *šestidesjtniki* zerstören. Am 10. März 1972 beschloss der Wissenschaftliche Rat des Instituts für UdSSR-Geschichte an der AdW in Moskau nach zweitägigen Beratungen die förmliche Verurteilung der Neuen Richtung. Danach erschienen mehrere Leitartikel und Rezensionen in den einschlägigen Fachzeitschriften und allgemeinen Periodika, welche die Arbeit der Neuerer kritisierten und ihre Publikationen verrissen. In dieser Atmosphäre wurde sogar Minc, der sich der Neuen Richtung nicht angeschlossen hatte, angegriffen: als Pokrovskij-Schüler, als Jude und „Kosmopolit“ wurde er attackiert; ihn schützte der ZK-Apparat. Er blieb Vorsitzender des Wissenschaftlichen Rats zur Geschichte der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution. Der Direktor des Instituts für UdSSR-Geschichte hingegen musste Anfang März 1974 zurücktreten: kein Geringerer als jener Pavel Volobuev, der Mitte der 1950er Jahre im Auftrag des ZK belastendes Material gegen Pankratova und Burdžalov zusammengestellt hatte, dafür mit der Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Karriere belohnt wurde und in den 1960er Jahren ein Vertreter der Neuen Richtung geworden war. Volobuev wurde von dem ganz konformen Akademiemitglied A.L. Naročnickij abgelöst, der bis 1982 Institutsdirektor blieb, eine für diese Zeit charakteristische Personalentscheidung.

Die Ruhe der routinierter werdenden Revolutionsforscher wurde erstmals wieder kurz gestört, als Andropov Mitte Juni 1983 als neuer Generalsekretär der KPdSU erklärte, die Gesellschaftswissenschaftler des Landes hätten die Gesellschaft und die ihr innewohnenden Gesetzmäßigkeiten „noch nicht im erforderlichen Maße erforscht“. Pflichtschuldig berieten die Historiker die Aussagen des Generalsekretärs, sie übten Selbstkritik (Empirismus, Engstirnigkeit, Schematismus usw. seien verbreitet) und bis ins Frühjahr 1984 entwickelten sich recht lebhaft Diskussionen: Aleksandr Samsonov hoffte auf *glasnost*, Zinaida Udal'cova befürwortete Meinungsstreit über Neuerscheinungen, Jurij Poljakov schlug Rundtischgespräche vor, Volobuev äußerte die Hoffnung auf angstfreie Debatten usw. Doch all dies und auch der Plan, sechs komplexe Forschungsprogramme mit einer Laufzeit bis zum Jahr 2000 zu konzipieren, blieben weitgehend folgenlos. „Kontinuität“ war das Lösungswort, mit dem der bereits todkranke Konstantin Černenko am 13. Februar 1984 sein Amt als Generalsekretär des ZK der KPdSU antrat. Auch sein Nachfolger Gorbačev lehnte bis Ende 1986 Geschichtsdiskussionen ab.

Unter diesen Bedingungen wurde die Oktoberrevolution wieder zur „klassischen Revolution“, zum gesetzmäßigen historischen Ereignis: Der Kapitalismus in Russland war reif, die Arbeiterklasse der entscheidende soziale Träger (Reproletarisierung der Revolution), die Bolschewiki die Avantgarde – dies in Frage zu stellen, wurde ausdrücklich als unrechtmäßig bezeichnet.

Das eingangs erwähnte dreibändige Werk von Minc zur „Geschichte des Großen Oktobers“ (1967-1973) präsentierte das nun dominante Narrativ. Charakteristisch war die Konzeption des Werkes: Minc erläutert für jede Phase zuerst

Strategie und Taktik Lenins und der Bolschewiki, danach das Geschehen: alle revolutionäre Entwicklung scheint nach Lenins genialem Plan abzulaufen. Keine offenen Fragen, kein Problemhorizont in Sicht.

Fünfte Phase 1987 bis 1991: Von der Umgestaltung zur Agonie

Erst Gorbačevs Rede beim ZK-Plenum Anfang Januar 1987 und die Veröffentlichung der Antrittsrede des neuen Rektors des Moskauer Instituts für Geschichte und Archivwesen, Jurij Afanas'ev, signalisierten, dass die neue Politik der Umgestaltung mit der Aufarbeitung der Geschichte verbunden und durch diese auch unterstützt werden sollte. Die „weißen Flecken“ in den Geschichtsbüchern sollten beschrieben, die „Autorität des Denkens“ wiederhergestellt werden, so der damalige ZK-Sekretär Aleksandr Jakovlev.

Die Historiker im Allgemeinen und Revolutionsforscher insbesondere, die in den Leitungsstellen der Universitäten und Akademien saßen und nun mit dieser neuen Herausforderung konfrontiert wurden, waren im Durchschnitt etwa 75 bis 80 Jahre alt. Isaak Minc wurde im Februar 1987 einundneunzig! Wie viele Neuerungen hatten er und seine Kollegen schon angestoßen, wie viele Stürme überstanden? Minc und andere Akademiemitglieder waren seit Herbst 1986 von der Parteiführung informiert über den neuen Kurs. Daher war es möglich, seit Anfang 1987 Rundtischgespräche zur Revolutionsforschung in den Fachzeitschriften abzdrukken.¹¹

Gorbačev hielt im November 1987 zum 70. Jahrestag der Oktoberrevolution eine vorsichtig-abwägende Rede, in der er nicht auf Distanz zum Roten Oktober ging. Er betonte die „historische Leistung“ von 1917 und bezeichnete die Oktoberrevolution als Legitimationsgrundlage des Sowjetstaats und seiner an Lenin orientierten Politik der Umgestaltung. Obwohl sich die Rehabilitierung der *Neuen Richtung* auch in dieser Rede andeutete, fasste die Geschichtsabteilung der AdW erst am 9. Juni 1988 den entsprechenden Beschluss. Es dauerte fast nochmals ein Jahr, bis die AdW sich zu einem Pluralismus-Beschluss durchrang (10. April 1989): die Historische Disziplin sei politisch unabhängig und pluralistisch, kontroverse Schulen und Forschungsrichtungen sollten gefördert werden. Im Jahr darauf löste schließlich der inzwischen 67-jährige Vologbuev den 94-jährigen Minc an der Spitze des Wissenschaftlichen Rats zur Revolutionsforschung ab, der nun den Titel „Geschichte der Revolutionen in Russland“ erhielt.

Dies alles waren schon keine Entscheidungen mehr, die nach vorn hätten prägend sein können; sie trugen zurückliegenden Veränderungen Rechnung. Die Fachhistoriker hinkten seit Anfang 1987 der sich rasch intensivierenden öffentlichen Geschichtsdiskussion hinterher. In dieser ging es zuerst um den Großen Vaterländischen Krieg (seit Mitte 1986), danach um Stalin und den Stalinismus (seit 1988), um die Nationalitätenpolitik und die Neue Ökonomische Politik (seit 1989).

¹¹ Die Auflagenstärke der Fachzeitschriften wurde rasch erhöht, bei *Voprosy istorii* von 16.000 (1987) auf 79.000 (1989), bei *Istorija SSSR* von 10.500 (1987) auf 25.000 (1989).

Was zeigte sich an Neuem in den verbleibenden vier Jahren der sowjetischen Revolutionsforschung?

Erstens die Zurückbringung verfeimter Revolutionäre, z.B. Bucharin, Kamenev, Trockij, Raskol'nikov, Rykov, Zinov'ev u.v.a. Im Jahr 1987 erschien die dritte Auflage der einbändigen Enzyklopädie zur Großen Sozialistischen Oktoberrevolution mit insgesamt 720 biographischen Einträgen, davon ca. 200 neue Einträge über Opfer des Terrors der 1930er Jahre, deren Namen bis 1986 tabuisiert worden waren. Diese Repersonalisierung manifestierte sich auch in zahllosen Zeitungs- und Zeitschriftenartikel sowie in historischen Romanen.

Zweitens kehrten die um 1970 geschassten, nunmehr rehabilitierten Historiker zurück: der alte Streit um die *Neue Richtung* erfuhr eine zweite Auflage. Volobuev, Buldakov und andere Neuerer machten Begriffe wie „Rückständigkeit“, „Alternativität“ und „gigantischer Sprung“ stark, als sie ihre Revolutionskonzeption in der Tradition des *mnogoukladnost*-Ansatzes wieder in die Diskussion einbrachten. Sie legten Wert darauf, eine nicht-orthodoxe, aber sozialistische Interpretation des Oktobers entwickelt zu haben. Vom westlichen Beobachter, dem Osteuropahistoriker Manfred Hildermeier, ist dies naturgemäß als unzulänglich bewertet worden (er sah noch immer nur Historiker ohne „Selbstzweifel“). Für Volobuev u.a. war entscheidend, die Oktoberrevolution undogmatisch durch das „Prisma der Alternative“ zu betrachten, ohne die Legitimität des großen Sprungs in Frage zu stellen.

Drittens sahen sich Orthodoxe (um Minc und Valerij Bovykin) und Neuerer (um Volobuev und Buldakov) seit Ende 1988/Anfang 1989 mit einer neuen Herausforderung konfrontiert: mit der grundsätzlichen Infragestellung der historischen Legitimität der Oktoberrevolution durch etablierte sowjetische Kollegen, die unter den neuen Bedingungen nicht mehr als indiskutable Dissidenten diffamiert und kaltgestellt werden konnten. So hat der oben schon erwähnte Afanas'ev im Oktober 1988 in Abrede gestellt, dass es in Russland überhaupt Voraussetzungen für eine sozialistische Revolution gegeben habe. Der Philosoph Aleksandr Cipko ließ zur gleichen Zeit seine Interpretation der „Quellen des Stalinismus“ in einer Artikelserie abdrucken. Stalinismus deutete Cipko als Konsequenz und Vollendung des linken Radikalismus der Bolschewiki, nicht mehr als Abweichung, Deformation oder Konterrevolution. Damit bekamen die Geschichtsdiskussion im Allgemeinen und die Debatte um den Roten Oktober insbesondere eine neue Richtung. Waren bisher die Radikalität und der utopische Überschuss Lenins und der Bolschewiki an seiner Seite von Kritikern orthodoxer, dogmatischer Positionen positiv gewürdigt worden, so gerieten diese vermeintlichen Stärken nun unter Verdacht, maßgeblich mitverantwortlich für den Terror unter Stalin gewesen zu sein.

Sechste Phase seit 1991: Transformation und Pluralismus

Unter Boris El'cin, Russlands Präsident von 1990 bis Ende 1999, wurden die Geschichtswissenschaften und insbesondere die Revolutionsforschung in neuer Weise politisch in Dienst genommen. El'cin versuchte, mit Identitätspolitik und Nationalstolz von den desaströsen Folgen der Wiederherstellung des Pri-

vateigentums an Produktionsmitteln abzulenken. Dazu dienten auch das Preisausschreiben mit der Frage „Wer sind wir?“ und die Umwidmung des „Jahrestages der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution“ in einen „Tag der Harmonie und Versöhnung“ im Jahr 1996. Der 7. November sollte nicht mehr polarisieren, sondern die soziale Kohäsion stärken.¹² El'cins Nachfolger setzt die harsche Instrumentalisierung der Geschichte, die wissenschaftlicher Erkenntnis spottet, fort. Unter dem Eindruck der Geiselnahme von Beslan 2004 folgte Vladimir Putin dem Vorschlag seiner Berater und ließ mit Wirkung zum Jahr 2005 den 7. November als Feiertag streichen. Seitdem wird am 4. November der „Tag der Volkseinheit“ begangen, mit dem an die Überwindung einer dynastischen und sozialen Krise Anfang des 17. Jahrhunderts, der sog. „Zeit der Wirren“ erinnert werden soll. Nahezu bruchlos wird mit der idyllisierenden Erzählung über die Rettung Russlands durch ein von Wirtschaftsbürgertum, Adel und Bauern gebildetes „Volksaufgebot“ an vorrevolutionäre und sowjetpatriotische Geschichtsschreibung angeknüpft. Putin erscheint als Überwinder der „Zeit der Wirren“ unter El'cin und als neuer Romanov (jene Doppelkrise wurde unter dem ersten der Zarendynastie Romanov, Michail, überwunden). Wer dies kritisiert, bekommt Schwierigkeiten wie z.B. Vladimir Borodin, der als Chefredakteur der Zeitung *Izvestija* abgesetzt wurde, weil er diese Geschichtspolitik verurteilte.¹³

In den 1990er Jahren überwogen auch in der Revolutionsforschung die Auflösungstendenzen: Parteiinstanzen fielen weg, staatliche Finanzierung versiegte, das Hochschulwesen wurde dereguliert, Kooperationsvorhaben mit dem „Nahen Ausland“ und den ehemaligen „Bruderländern“ stockten. Seit Ende der 1990er Jahre konsolidiert sich die Revolutionsforschung wieder, was sich bereits zum 80. Jahrestag in Konferenzen und Veröffentlichungen manifestierte.¹⁴ Die Arbeit ist seither vor allem geprägt von prekären Bedingungen, mehr Aufwand für Akquisition, intensiver Auseinandersetzung mit Quellen und stärkerer internationaler Kooperation.

Die Forschungslandschaft wurde in Folge der Liberalisierung, Pluralisierung und Digitalisierung unübersichtlich wie nie zuvor. Auf zwei Strömungen will ich eingehen, die erste, weil sie meines Erachtens dominant ist, die zweite, weil sie mir als die perspektivreichste erscheint.

Dominant geworden sind sehr schnell Interpretationen der Oktoberrevolution, die dem Totalitarismusmodell folgen, meist angelehnt an die sechs Kriterien von Carl Joachim Friedrich und Zbigniew Brzezinski aus den 1960er Jahren:

¹² Siehe Isabelle de Kegel, Verordneter Abschied von der revolutionären Tradition: Der „Tag der nationalen Einheit“ in der Russländischen Föderation, in: Geschichtspolitik und Erinnerungskultur im neuen Russland, hrsg. von Lars Karl und Igor J. Polianski, Göttingen 2009, S. 119-140, hier S. 120 f.; vgl. Jutta Scherrer, Erinnern und Vergessen: Russlands Umgang mit (seiner) Geschichte in einer europäischen Perspektive, ebd., S. 23-40.

¹³ De Kegel (2009), S. 122-128; vgl. auch Altrichter (2017), S. 558 f.

¹⁴ Hierzu auch: Die Russische Revolution 1917. Wegweiser oder Sackgasse?, hrsg., eingeleitet, kommentiert und übersetzt von Wladislaw Hedeler, Horst Schützler, Sonja Strigitz, Berlin 1997.

verbindliche Ideologie, alleinherrschende hierarchische Massenpartei, Terror-system, Kommunikationsmonopol der Herrschenden, Waffenmonopol, zentralistisches, gelenktes Wirtschaftssystem. Anhand dieser Kriterien wird behauptet, es bestehe eine Wesensverwandtschaft zwischen kommunistischen und faschistischen Bewegungen und Herrschaftssystemen. German Trukan z.B., der unter Brežnev die *Neue Richtung* kritisierte und das vorherrschende Einheitsbild der Oktoberrevolution propagierte, sprach seit 1990 von einer oktroyierten Revolution im Oktober 1917, mit welcher der Weg zur totalitären Diktatur eingeschlagen worden sei. Totalitaristische Revolutionsdeutungen, die beim Jahr 1917 und den Bolschewiki ansetzen, gibt es auch in antisemitischen Varianten: Anstifter des Sturzes der Monarchie seien Juden und Freimaurer gewesen; der überproportionale Anteil jüdischer Revolutionäre unter den Bolschewiki gilt als Nachweis einer jüdischen Verschwörung gegen Russland. Eine Sicht, die an Erzählungen russischer Emigranten nach 1917 anknüpft.¹⁵

Während hier die Wurzeln des „sowjetischen Totalitarismus“ im Jahr 1917 ausgemacht und die Vergangenheit Russlands idyllisiert werden, sehen andere Autoren „Keime eines despotischen Regimes“ in der vorrevolutionären Geschichte. Hierfür müssen z.B. die Tatarenherrschaft von 1240 bis 1480, die Zaren Ivan III., Ivan IV. und Peter I. mit ihrer aggressiven Innen- und Außenpolitik, die Expansion Russlands im 18. Jahrhundert, der Polizeistaat von Peter bis Nikolaj I. und Phänomene staatlicher Kontrolle über die Wirtschaft herhalten. Die Oktoberrevolution erscheint hier lediglich als Durchgangsstadium zum „Totalitarismus der Bolschewiki“; 1917 markiert keine Zäsur mehr, sondern eine Art Katalysator.

Die besten Perspektiven bieten m.E. sozial- und kulturgeschichtliche Arbeiten, die von der Neuen Richtung ausgehen und versuchen, die Weltsystemtheorie Immanuel Wallersteins oder andere globalgeschichtliche Zugänge fruchtbar zu machen. Februar- und Oktoberrevolution werden nicht länger getrennt, sondern als zusammenhängende Prozesse einer krisenhaften internationalen Entwicklung betrachtet. Von diesem Horizont aus wird Russland Ende des 19./Anfang des 20. Jahrhunderts als „Imperium der Kontraste“ in einer vieldimensionalen „Systemkrise“ beschrieben: Die Bevölkerungszahl hatte sich von 1863 bis 1914 mehr als verdoppelt (von knapp 70 auf über 162 Millionen Menschen); eine jahrhundertealte Konstellation kehrte sich um: es herrschte nicht mehr Menschenmangel, sondern Bevölkerungsüberschuss; die Lage der Bauern (80 Prozent der Bevölkerung) blieb nach der Aufhebung der Leibeigenschaft 1861 prekär; in schlechten Erntejahren drohten Hunger und der Rückfall ins Elend. Der Alltag der Arbeiter war geprägt von Wohnungsnot, mangelhafter Ernährung, Hungerlöhnen, langen Arbeitszeiten, ungenügender Vorsorge für Krankheit, Invalidität und Alter; die Zahl der Arbeiter hatte sich von 1863 bis 1914 vervierfacht (von vier Millionen auf ca. 17 Millionen), und die Arbeiterklasse wuchs

¹⁵ Siehe Matthias Vetter, Die Russische Emigration und ihre „Judenfrage“, in: Russische Emigration in Deutschland 1918 bis 1941. Leben im europäischen Bürgerkrieg, hrsg. von Karl Schlögel, Berlin 1995, S. 109-124.

weiter. Ihre soziale Lage war in der Klein- und Hausindustrie schlimmer als in der Fabrik. Arbeiter und Fabrikbesitzer, Bauer und Gutsherr, Oppositioneller und Regierungsvertreter lebten in unterschiedlichen Welten. Seit dem Petersburger Blutsonntag im Januar 1905, als das Militär vor dem Winterpalais eine Großdemonstration von 200.000 Arbeitern auseinanderjagte und dabei hunderte von friedlichen Demonstranten erschoss, verlor die traditionelle Macht an Legitimation. Im ersten Halbjahr 1914, bevor der Krieg begann, streikten so viele Arbeiter wie im ganzen Jahr der ersten russischen Revolution 1905.

Somit ergeben sich spannende Fragen: Muss nicht die Bedeutung des Kriegs für die Revolution differenzierter bewertet werden? Spielte er nicht eine deutlich geringere Rolle für die revolutionäre Krise, deren soziale Ursachen längst herangereift waren? Hat der Beginn des Krieges nicht vielmehr die Revolution verzögert und sozialistische Kräfte überall geschwächt? Hat nicht erst die völlige Erschöpfung der Bevölkerung Anfang 1917 eine neue Situation geschaffen, auf die weder Monarchie noch bürgerliche Regierung eine die Massen zufriedensstellende Antwort hatten? Beide wollten den Krieg fortsetzen. Erst Lenin verdeutlichte, dass die soziale Revolution zuerst Frieden und Brot erkämpfen müsse.¹⁶ Weiter: Wenn Zaren und Imperium jahrhundertlang Orientierung und Werte vermittelten und damit soziale Erniedrigung kompensiert wurde, welche Rolle spielten Etatismus und imperiales Denken für diejenigen, die sich den siegreichen Bolschewiki anschlossen? Inwiefern war Radikalität eine spezifische Eigenschaft der Bolschewiki, inwiefern wurzelte sie in der schieren Not der Massen, inwiefern in einem jahrhundertlang geprägten „Archetypus des russischen Menschen“ (Buldakov)? Wie können Mentalitäten der Massen,¹⁷ ihre Bewegungen und „Verteidigungsaktionen“ besser erforscht werden? Inwiefern kann die Aktivität der Bolschewiki als Ausdruck einer „Volksenergie“ und „Ungeduld der Massen“ neu beschrieben werden? Wie sehr waren die Bolschewiki mit den Interessen und Wünschen der Bevölkerung vertraut, inwiefern waren sie bloß Revolutionäre „ohne Draht zum Volk“?¹⁸

¹⁶ Siehe dazu sehr deutlich Josep Fontana: Die russische Revolution und wir, in: *Das Argument* 321/2017, S. 12–19, hier S. 13 f.

¹⁷ Siehe hierzu Joachim Hösler, Mentalität, in: *Studienhandbuch Östliches Europa*, Band 2: Geschichte des Russischen Reiches und der Sowjetunion, hrsg. von Th. M. Bohn und D. Neutatz, 2., überarbeitete und aktualisierte Auflage, Köln etc. 2009, S. 243–249.

¹⁸ Siehe Matthias Stadelmann, Befreier ohne Draht zum Volk, in: *1917 – Revolutionäres Russland*, hrsg. von Helmut Altrichter u.a., Darmstadt 2016, S. 27–34. – Dieser Sammelband ist bezeichnend für die Mainstreamgeschichtsschreibung in Deutschland, für welche die Oktoberrevolution ein „Putsch einer kleinen Gruppe entschlossener Marxisten unter der Führung Lenins“ ist (Zitat Stefan Bergmann, ebd., S. 6). Ernst Noltes „kausaler Nexus“ ist hier angekommen: die Revolution wird verantwortlich gemacht für die Furcht der Bürger vor dem Bolschewismus, die sich deshalb nationalistischen, völkischen und rassistischen Antikommunisten angeschlossen; die „russische Revolution war die Geburtsstunde der faschistischen Bewegungen“, so Jörg Baberowski, ebd., S. 127. Ursachen und Funktion des Antikommunismus, der älter ist als die Oktoberrevolution, bleiben hier unhinterfragt. Wie tief diese Geschichtsschreibung gesunken ist, kann man daran ermesen, dass der führende Russlandhistoriker auf dem ältesten Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte in Berlin sich nicht entblödet zu behaupten, Revolu-

Die Auflösung der UdSSR und der sowjetischen Geschichtswissenschaft führten zu einem „Sturz in die Erinnerungspluralität“.¹⁹ Die Pluralisierung der Vergangenheitsrepräsentationen führt nicht per se zu höherem fachlichen Niveau und reflexiven Praktiken. Die neue Geschichtspolitik von oben ist geprägt von nationalen Identifikationsangeboten und Vergessenskultur; sie dient nicht dem Verstehen, dem Erklären, dem Begreifen. Sie schreckt vor harten Sanktionen nicht zurück. Diese Geschichtspolitik erfüllt Herrschaftsfunktion: sie verschleiert soziale Konflikte und deren Ursachen, sie verdeckt die partikularen Interessen der Oberschichten und das Demokratiedefizit in der Gesellschaft. Darüber hinaus erschweren die Unterfinanzierung und die Kommerzialisierung der Geschichtswissenschaft kontinuierliche, seriöse Forschung.

Im Jahr 1990 hat der US-amerikanische Historiker Robert Tucker bei einer Konferenz in Moskau mit dem russischen Begriff *slivanje* (Verschmelzung) das optimistische Bild des künftigen Zusammenfließens des Geschichtsdenkens von Ost und West gezeichnet. Was bisher zusammengefloßen ist, stellt ein ausnehmend flaches Gewässer dar: es sind jene totalitaristischen Ansätze, die phänomenologisch bleiben und nicht nach dem sozial-ökonomischen Inhalt gesellschaftlicher Praktiken fragen. Wenn es danach geht, dann kann die Geschichte des Sozialismus von 1917 bis 1991 als totalitäre Diktatur abgehakt werden, dann waren die gesamte Sowjetzeit, der so genannte ‚Nationalsozialismus‘ und der ‚Unrechtsstaat‘ DDR wesensverwandt. So flach dieses gedankliche Rinnsal, so breit und effektiv die politische Wirkung: die Verantwortung des Konservatismus und Liberalismus für Rechtsradikalismus und Faschismus in Vergangenheit und Gegenwart wird verdeckt; radikal demokratisches, antifaschistisches, sozialistisches Denken und Engagement werden mit dem Konzept des Totalitarismus als ‚linksextremistisch‘ diffamiert und kriminalisiert.²⁰

Wissenschaftlich am fruchtbarsten erscheinen mir die Bemühungen in der Tradition der *Neuen Richtung* der 1960er Jahre. Sie verdeutlichen, dass der „Radi-

tionen hätten keine Ursachen, Kausalketten seien eingebildet, die Bolschewiki seien „Advokaten hemmungsloser Gewalt“, getrieben von „Wahn“. Jörg Baberowski, Was war die Oktoberrevolution? In: Aus Politik und Zeitgeschichte 44-45/2007, S. 7-13; vgl. Reinhard Kühnl (Hrsg.), Vergangenheit, die nicht vergeht. Die „Historiker-Debatte“. Darstellung, Dokumentation, Kritik, Köln 1987.

¹⁹ Andreas Langenohl, Erinnerung und Modernisierung. Die öffentliche Rekonstruktion politischer Kollektivität am Beispiel des Neuen Rußland, Göttingen 2000. Vgl. auch meinen Beitrag Der „Große Vaterländische Krieg“ in der postsowjetischen Historiographie, in: Geschichtspolitik (2009), S. 237-248.

²⁰ Für eine differenziertere Analyse als hier möglich vgl. Reinhard Kühnl, „Totalitarismus“ versus „Faschismus“. Zu Herausbildung und Brauchbarkeit zweier wissenschaftlich-politischer Konzepte, in: Schlimmer als die Nazis? „Das Schwarzbuch des Kommunismus“, die neue Totalitarismusdebatte und der Geschichtsrevisionismus, Köln 1999, S. 80-99; Robert Erlinghagen/Gerd Wiegand, Das Totalitarismuskonzept. Zum wissenschaftlichen Gebrauchswert einer politischen Theorie, ebd., S. 156-187.

kalisierungsdrift“ (Gottfried Schramm)²¹ im Jahr 1917 nicht auf Lenin und gewaltbesessene Bolschewiki zurückzuführen ist, sondern auf eine vieldimensionale Systemkrise: Zu lange haben die Profiteure des Imperiums der Kontraste ihren Untertanen die wichtigsten Bedürfnisse verweigert: Frieden, Brot, Land. Darüber hinaus: Bildung, Selbstbestimmung, Mitbestimmung, Freiheit.

Die Bürgerliche Revolution, die 1789 in Frankreich begann, hat aus Untertanen Bürger gemacht. Sie hat Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, also Solidarität versprochen. Die Soziale Frage und die Frauenfrage im 19. Jahrhundert haben gezeigt, dass diese Versprechen für die Masse der nun doppelt freien Bürgerinnen und Bürger (frei im rechtlichen Sinn und frei von Produktionsmitteln) nicht erfüllt wurden. Auch in Russland gab es während des ganzen 19. Jahrhunderts Bewegungen, die auf soziale Emanzipation und Demokratisierung drängten. Sie wurden massiv unterdrückt. Die Revolution von 1905 und die beiden Revolutionen von 1917 sind vor diesem Hintergrund verzweifelte Versuche, soziale Not abzuwenden und die Versprechen der bürgerlichen Revolution endlich mit aller Gewalt auch für Russland zu realisieren. In diesem Sinne bilden die drei Revolutionen Phasen eines Revolutionsprozesses. Zur letzten Radikalisierungsstufe ist es gekommen, weil die bürgerliche Revolution versagte: sie brachte weder Frieden noch Land noch soziale Rechte. Deshalb wandten sich die meist noch bäuerlichen Arbeiter und Soldaten den Bolschewiki zu. Der „gigantische Sprung“ ist gescheitert: an den widrigen Ausgangsbedingungen, an eigenen Ansprüchen und Fehlern, am faschistischen Vernichtungskrieg und dem Rüstungswettlauf.²² Infolge des vorläufigen Siegs des Kapitalismus²³ scheinen wir in einer Weltgesellschaft des „kapitalistischen Realismus“ (Mark Fisher) zu leben, in der Zukunft aufgehört hat, eine Chiffre für Veränderung nach vorn, Veränderung zum Besseren zu sein. Notwendiger denn je ist eine revolutionäre Aufhebung oder wenigstens eine „revolutionäre Regulation“ der kapitalistischen Wirtschaftsordnung.²⁴

²¹ Zit. nach Handbuch der Geschichte Russlands, Band 3: 1856-1945. Von den autokratischen Reformen zum Sowjetstaat. I. Halbband, hrsg. von Gottfried Schramm, Stuttgart 1983, S. 619.

²² Welche Schäden der faschistische Vernichtungskrieg hinterlassen und welche Wirkungen Ronald Reagans Politik der Täuschung mit dem Ziel des Totrüstens der UdSSR gezeitigt haben, spielt in den gängigen Bilanzen der Sowjetunion eine auffallend geringe Rolle.

²³ Georg Fülberth, Sieben Anstrengungen, den vorläufigen Endsieg des Kapitalismus zu begreifen, Hamburg 1991.

²⁴ Vgl. Mark Fisher, Kapitalistischer Realismus ohne Alternative?, Hamburg 2013; Hermannus Pfeiffer, Revolutionäre Regulation, in: Neues Deutschland, 31.12.2016/1.1.2017, S. 22; Georg Fülberth, Ein pink-grün-grau-roter Plan, in: Oxi 10/2017, S. 4 f.; Georg Seeßlen, Let's try it again, in: Konkret 1/2015, S. 58 f.

Gert Meyer

Zeitbudgets russischer Industriearbeiter 1923/24

Dieter Boris zum 75. Geburtstag

Die Geschichte der Sozialstrukturforschung reicht mit einigen ihrer zahlreichen und weitverzweigten Wurzeln weit zurück in das zaristische Russland. So hat der prominente russische Ökonom Sergej Prokopovič, im Jahr 1917 zeitweilig Minister der Provisorischen Regierung, vor dem Ersten Weltkrieg eine genaue Analyse der Haushaltsbudgets, der Einnahmen und Ausgaben, der Wohn-, Familien-, Ernährungs- und Bildungsverhältnisse sowie der Landbindungen der Industriearbeiter in der russischen Hauptstadt vorgelegt, die auch Vergleiche mit den Lebenslagen Berliner Arbeiter ermöglichte. Die Studie stellt bis heute eine wichtige historische Quelle dar (Prokopovič 1910).

Nach der Revolution hat der Arbeitsstatistiker Stanislav Gustavovič Strumilin einen originellen Forschungsweg beschritten, der weitere und tiefere Einblicke in die Strukturen und Dimensionen der Lebensweise (byt) ermöglichte als die Analyse der materiellen Faktoren der Haushaltbudgets. Strumilin erforschte das Verhältnis von Sozialstruktur und Zeitstruktur. Jeder Mensch und jede Gruppe von Menschen hinterlassen einen spezifischen Zeitabdruck, wenn sie das vorgegebene und nicht vermehrbare Zeitquantum von 24 Stunden am Tag in qualitativ unterschiedlichen Tätigkeiten verausgaben. Und die realisierten Zeitmuster wirken auf die sozialen Positionen und Rollen zurück. Sozialstruktur und Zeitstruktur beeinflussen, verändern, verschieben, variieren und spiegeln sich wechselseitig. Für Strumilin ist die Untersuchung der temporalen Muster ein Mittel zur Erforschung der gesellschaftlichen Veränderungen nach der Revolution.

Die erste Zeitbudgetstudie wurde 1922 durchgeführt. Strumilins kurzer Lexikonartikel über die monatlichen Zeitbudgets von Industriearbeiterfamilien 1923/24, der hier vorgestellt wird, erschien 1927 in dem Band 8 der Großen Sowjet-Enzyklopädie (BSE), der von bekannten Wissenschaftlern und Politikern, wie N. I. Bucharin, M. N. Pokrovskij, L. N. Kricman, Ju. Larin, V. P. Miljutin, N. Osinskij, E. A. Preobraženskij, K. Radek, G. M. Kržižanovskij, redaktionell betreut wurde (nicht wenige von ihnen überlebten die 1930er Jahre nicht).

Strumilins Analyse liegen 625 Zeitbudgets zugrunde. Über die Methoden der Befragung und der Zeitaufzeichnungen sowie die Kriterien für die Auswahl der Industriearbeiterfamilien liegen keine Informationen vor.

Das Zeittableau zeigt die monatlichen Zeitverausgaben (30 Tage = 720 Stunden) von Arbeitern und Arbeiterinnen in der Industrie, weiter von Hausfrauen in den Arbeiterfamilien sowie von helfenden Familienangehörigen (Männer und Frauen); offen bleiben muss, ob es sich hier um Jugendliche oder Ältere gehandelt hat. Drei große Zeitausgabenblöcke werden unterschieden: Arbeit – Erholung – Schlaf. Am stärksten ist der Bereich Arbeit aufgefächert, näm-

lich in: obligatorische Arbeit (Produktionsarbeit, Hausarbeit, Gang zur Arbeit und zum Einkaufen auf dem Markt) sowie freie Arbeit (Selbstbildung und gesellschaftliche Tätigkeit). Der zweite Zeitblock Erholung wird u.a. unterteilt in: Essen, Zerstreuung/Vergnügen, religiöse Bedürfnisse, Muße/Nichtstun. Die dritte Abteilung Schlaf wird aufgeteilt in: Nacht- und Tagschlaf.

Die Zeitbilanz zeigt, dass die Hauptlast der Produktions- (Lohn-)arbeit bei Arbeitern und Arbeiterinnen liegt, die hierfür 213-215 Monatsstunden oder gut 7 Stunden täglich aufwandten. Die Revolution von 1917 hatte die Arbeitszeit erheblich verkürzt und den Achtstundentag, das alte Ziel der Arbeiterbewegung, durchgesetzt. Die Hausarbeit fiel vor allem auf die Hausfrauen, die hier deutlich länger arbeiteten als die Arbeiter und Arbeiterinnen in der Produktion. Ein besonders zeitaufwendiger Bereich war die Essenszubereitung; der Ausbau von öffentlichen Speiseeinrichtungen wurde in Sowjetrussland erst in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre intensiviert. Die Zeitsumme aller obligatorischer Arbeiten war bei den berufstätigen Frauen größer als bei den Hausfrauen, bei diesen mit Abstand größer als bei den berufstätigen Männern. In der Kategorie „Freie Arbeit“ (Selbstbildung plus gesellschaftliche Tätigkeit) waren die Männer deutlich bessergestellt als die Arbeiterinnen und die Hausfrauen. Die helfenden Familienangehörigen wiesen hohe Anteile für Selbstbildung/Lernen auf. Hausfrauen und Familienhelferinnen wandten, anders als die Arbeiter, nur minimale Zeitpartikel für gesellschaftliche Tätigkeit auf.

Die insgesamt für Erholung verausgabte Zeit war bei den Arbeitern größer als bei den Hausfrauen und Arbeiterinnen; die helfenden Familienangehörigen hatten aber weitaus größere Zeitquanten zur Verfügung. Die für religiöse Bedürfnisse ausgewiesene Zeit war in der Bilanz der Arbeiterfamilien insgesamt eine eher marginale Größe und betrug bei den Arbeitern 1,5, bei Arbeiterinnen 3,1 und bei Hausfrauen 5,9 Monatsstunden; aber bei den weiblichen helfenden Familienangehörigen war sie mit 17,3 Stunden ungewöhnlich hoch. Arbeiter und Arbeiterinnen sowie männliche und weibliche Familienhelfer verwandten mehr Zeit auf Selbstbildung/Lernen als auf Religion; aber bei den Hausfrauen war es umgekehrt. Am größten war die Differenz zwischen den Zeitausgaben für Bildung und für Religion bei den männlichen Arbeitern und Familienhelfern.

Die insgesamt für den Schlaf aufgewandten Stunden waren für alle Gruppen offenbar ausreichend. Die weiblichen helfenden Familienmitglieder schienen besonders vom Mittagsschlaf angetan. Insgesamt schliefen diese über 9 Stunden täglich; die Arbeiter schliefen länger als die Hausfrauen; diese länger als die Arbeiterinnen, die nur auf etwas mehr als 7 Stunden Schlaf pro Tag kamen.

Strumilin zeigte, dass die 720 Monatsstunden innerhalb der Arbeiterfamilien sehr unterschiedlich ausgegeben wurden. Die großen Zeitungleichheiten zwischen den Geschlechtern verwiesen auf das Fortbestehen traditioneller Arbeitsteilungen und Alltagsroutinen sowie auf mangelnde öffentliche Einrichtungen, wie Kantinen, Kindergärten und Waschanstalten. Die Zeitbudgetforschung wollte diese Probleme öffentlich machen und der Politik entsprechende Impulse geben.

In den 1920er Jahren wurden in der UdSSR weiterreichende Fragen der Zeitforschung anvisiert. Wie strukturieren sich die Zeitbudgets an Arbeits- und an Feiertagen, wie unterscheiden sich die Zeitbilanzen von Jüngeren, Älteren und Alten, von gesellschaftlich Aktiven und Nichtaktiven, von Parteimitgliedern und Parteilosen, von Stadt- und Landbevölkerung, von Lesekundigen und Analphabeten, von Russen und Nichtrussen, von qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern, von Arbeitern, Angestellten, Studenten und Intelligenz? Wie unterscheiden sie sich bei Bauern in der Sommer- und Wintersaison sowie in den verschiedenen Regionen des großen Landes? Wie verändern sich Zeitmuster im Laufe der Zeit? Wie und wodurch schleppen sich alte Lebensgewohnheiten und Zeitroutinen in einer Gesellschaft fort, die den Sozialismus anvisiert – existieren Ungleichzeitigkeiten von Zeitmustern? Wie könnten Konturen eines „sozialistischen Zeitbudgets“ aussehen? Zeichnen sich bereits erste Spuren eines „neuen Alltagslebens“ (novyj byt) ab? Sind internationale Zeitvergleiche möglich? Einige dieser Fragen sind in den folgenden Jahren von sowjetischen Soziologen, Ethnologen, Ökonomen und Statistikern diskutiert und in Ansätzen untersucht worden. Strumilin selbst hat in diesen Richtungen weiter geforscht und publiziert.

Hier noch knappe Hinweise auf die Biographie des Nestors der Zeitbudgetforschung. S. G. Strumilin wurde 1877 in einem Dorf in der Nähe von Vinnica, südwestlich von Kiev, geboren und war seit 1897 in der revolutionären Bewegung aktiv. Er trat 1899 in die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Russlands (SDAPR) ein. Strumilin wurde dreimal (1901, 1903, 1905) verhaftet und floh zweimal (1902, 1905) aus der Verbannung. Er war Delegierter des IV. (Stockholmer) und des V. (Londoner) Parteitag der SDAPR (1906 und 1907) und schloss sich 1906 bis 1920 ihrem menschewistischen Flügel an. Mitglied der Kommunistischen Partei wurde er erst 1923. Nach 1900 begann seine weitverzweigte wissenschaftliche und publizistische Arbeit mit Schriften wie „Reichtum und Arbeit“ und „Ein Wort an die Dorfarmut“. Nach der Oktoberrevolution leitete er die Statistische Abteilung des Petrograder Gebietskommissariats für Arbeit (1918-1919) sowie des Volkskommissariats für Arbeit und des Gesamtrussischen Zentralrats der Gewerkschaften (1919-1923). Von 1921-1937 arbeitete er in leitenden Funktionen der Staatlichen Plankommission (Gosplan). 1931 wurde er in die Akademie der Wissenschaften der UdSSR aufgenommen. 1931-1957 war er Mitglied des Rats zur Erforschung der Produktivkräfte der UdSSR und 1948-1952 Leiter des Sektors Wirtschaftsgeschichte des Instituts für Ökonomie der Akademie der Wissenschaften. Er entwickelte einen neuen Index zur Messung der Arbeitsproduktivität („Strumilin-Index“). Zugleich lehrte er an verschiedenen sowjetischen Hochschulen. Strumilin hinterließ über 700 wissenschaftliche Arbeiten zu verschiedenen Themen der Statistik, Planungsökonomik, Wirtschaftsgeschichte, Demographie und Sozialstruktur. Er erhielt zahlreiche Ehrungen und Auszeichnungen („Held der sozialistischen Arbeit“ 1967 und gleich dreimal den Lenin-Orden) und starb 1974 in Moskau. Dem Zeitforscher war eine lange Lebenszeit vergönnt.

In den Jahren 1963-1965 wurden in Moskau seine „Gesammelten Werke“ in fünf Bänden gedruckt. In der DDR ist ein Sammelband seiner Arbeiten erschienen, in der alten Bundesrepublik nur eine schmale Broschüre über den Arbeitslohn in der russischen Industrie nach 1913. Weitere Übersetzungen und Neuausgaben wären wünschenswert. Vielleicht könnten sie auch für die Sozialstrukturforschung im heutigen, wieder kapitalistisch gewordenen Russland, in den westlichen Ländern und auch in der Lateinamerikaforschung fruchtbar gemacht werden?

Monatliches Zeitbudget in der Arbeiterfamilie 1923/24 (pro Person in Stunden)								
Zeitverausgabung	Lohnarbeitende		Haus- frauen	Helfende Familien- angehörige		Alle Arbeitenden der Familie		
	Männer	Frauen		Männer	Frauen	Männer	Frauen	Zusam- men
I. Arbeit								
A. Obligatorische Arbeit								
1. Produktionsarbeit								
a) Normalarbeitszeit	192,6	191,4	1,1	0	0	179,7	66,7	117,7
b) Überstunden- arbeitszeit	5,6	1,3	0	0	0	5,2	0,4	2,6
c) andere	15,1	23,0	58,6	44,8	12,3	17,1	43,8	31,8
Summe Produktions- arbeit	213,3	215,7	59,7	44,8	12,3	202,0	110,9	152,1
2. Hausarbeit								
a) Essenszubereitung	14,4	82,9	163,5	30,9	26,8	15,5	128,4	77,5
b) Wohnungspflege	8,9	11,9	20,8	28,1	14,6	10,2	17,3	14,1
c) Kleidung	5,9	21,5	37,2	6,9	6,0	6,0	30,2	19,2
d) Kindererziehung	5,3	16,4	57,3	3,3	54,7	5,1	43,0	26,0
e) Sorge für sich selbst	19,0	17,3	19,4	24,4	24,3	19,4	19,0	19,2
Summe Hausarbeit	53,5	150,0	298,2	93,6	126,4	56,2	237,9	156,0
3. Gang zur Arbeit	20,9	20,4	0,1	0	0	19,5	7,1	12,7
4. Einkaufen auf dem Markt	9,2	6,9	16,9	8,5	2,2	9,1	12,7	11,1
5. andere obligator. Arbeit	3,2	1,8	0,7	26,6	1,9	4,5	1,2	2,6
Summe obligator. Arbeit	300,1	394,8	375,6	173,5	142,8	291,3	369,8	334,5

Zeitverausgabung	Lohnarbeitende		Haus- frauen	Helfende Familien- angehörige		Alle Arbeitenden der Familie		
	Männer	Frauen		Männer	Frauen	Männer	Frauen	Zusam- men
B. Freie Arbeit								
1. Selbstbildung	51,3	16,9	4,9	95,8	34,7	54,3	10,6	30,3
2. Gesellschaftl. Tätigkeit	9,0	5,5	0,6	4,4	0,3	8,7	2,3	5,2
Summe Freie Arbeit	60,3	22,4	5,5	100,2	35,0	63,0	12,9	35,5
Summe A + B	360,4	417,2	381,2	273,7	177,8	354,3	382,7	370,0
II. Erholung								
A. Essen	47,7	40,0	48,2	36,8	50,6	47,0	45,5	46,2
B. Zerstreuung/ Vergnügen	35,1	23,9	27,3	96,9	72,6	39,2	28,7	33,4
C. Religion	1,5	3,1	5,9	2,4	17,3	1,5	5,5	3,7
D. Passive Erholung	31,7	23,1	26,1	37,1	112,6	30,4	29,8	30,0
E. Unaufgeteilte Zeit	5,3	0	0,1	9,9	13,1	7,8	0,2	4,2
Summe Erholung	121,3	90,1	107,6	183,1	266,2	125,9	109,7	117,5
III. Schlaf								
A. nachts	229,3	210,1	225,3	254,2	250,1	230,8	221,7	225,3
B. tagsüber	9,0	2,6	5,9	8,9	25,9	9,0	5,9	7,2
Summe Schlaf	238,3	212,7	231,2	263,1	276,0	239,8	227,6	232,5
Monat insgesamt	720	720	720	720	720	720	720	720
Prozentanteil der Gruppe	42	19	33	3	3	45	55	100

Quelle: S. G. Strumilin 1927: 383-384

Literatur

- Artiščev, R. T. (1925): Bjudžety samarskich rabočich (Budgets der Arbeiter von Samara), Samara
- Lipkes, I. (1926): Godovye bjudžety kievskich rabočich 1925-1926 (Jahresbudgets Kiever Arbeiter 1925-1926), Kiev
- Prokopovič, S. N. (1909): Bjudžety peterburgskich rabočich (Budgets Petersburger Arbeiter), Petersburg
- Prokopovič, S. N. (1910): Haushalts-Budgets Petersburger Arbeiter, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Band 30, Jg. 1910: 66-99
- Staryj i novyj byt. Sbornik (1924): (Alte und neue Lebensweise, Sammelband), Lenin-grad

- Strumilin, S. G. (1924): Bjudžet vremeni russkogo rabočego i krest'janina v 1922-1923 godu (Das Zeitbudget des russischen Arbeiters und Bauern im Jahre 1922-1923), Moskau-Leningrad
- Strumilin, S. G. (1925): Problemy ekonomiki truda (Probleme der Ökonomie der Arbeit), Moskau
- Strumilin, S. G. (1926): Rabočij byt v cifrach (Arbeiteralltag in Zahlen), Moskau-Leningrad
- Strumilin, S. G. (1927): Bjudžet vremeni (Zeitbudget). In : Bol'shaja Sovetskaja Enciklopedija (BSE), Band 8 : 382-385, Moskau
- Strumilin, S. G. (1977): Sozialismus und Planung, Berlin
- Strumilin, S. G. (1985): Der Arbeitslohn in der russischen Industrie in den Jahren 1913-1922, Marburg
- Trotzki, L. D. (1923): Fragen des Alltagslebens, Hamburg

PapyRossa Verlag | Luxemburger Str. 202 | 50937 Köln



Georg Fülberth

FRIEDRICH ENGELS

**Basiswissen
Politik / Geschichte /
Ökonomie**

Pocketformat
124 Seiten | € 9,90
978-3-89438-669-6

Georg Fülberth arbeitet die Bedeutung von Engels heraus, indem er belegt, dass dieser zur gesellschaftswissenschaftlichen Revolution des 19. Jahrhunderts gleichermaßen beitrug wie Marx: zur Ersetzung der idealistischen Geschichtsauffassung durch die materialistische.



Andreas Fisahn

STAAT, RECHT UND DEMOKRATIE

**Eine Einführung in
das politische Denken
von Marx und Engels**

Paperback
190 Seiten | € 14,90
978-3-89438-664-1

Andreas Fisahn versammelt, systematisiert und kommentiert Aussagen von Marx und Engels zu Staat, Recht und Demokratie. Er stellt Zitate in den Kontext und bietet einen guten Überblick zum staats-theoretischen Denken der Klassiker, die er radikal, nämlich radikal-demokratisch interpretiert.

Tel. (0221) 44 85 45 | Fax (0221) 44 43 05 | www.papyrossa.de | mail@papyrossa.de

Verdeckter Idealismus?

Antworten auf Thomas Metschers Essay zu „Arbeit am Begriff“

Mit Dankbarkeit habe ich die ausführliche Auseinandersetzung zur Kenntnis genommen, die Thomas Metscher meinem Buch „Arbeit am Begriff“ gewidmet hat. Wenn ich darauf entgegne, so tue ich dies, um der Rezeption meines Buches Missverständnisse zu ersparen, die durch Metschers Beurteilung entstehen können. Mich stört nicht die Kritik, die ja zu begrüßen ist, weil Erkenntnisfortschritt auf der kritischen Auseinandersetzung mit anderen Positionen beruht. Was mich allerdings wundern muss, ist eine kritische Grundhaltung, die wenig Interesse dafür zeigt, was denn der Anspruch meiner Arbeit ist, und ziemlich umstandslos auf seine Grenzen zu sprechen kommt. Als erfahrener Literaturwissenschaftler weiß Thomas Metscher, dass es ein Grundgebot jeder Interpretation ist, der Kritik eine immanente Rekonstruktion des Textgehaltes vorangehen zu lassen. Ich muss also, bevor ich auf die Kritik Metschers eingehen kann, meine eigene Position nochmals skizzieren und verdeutlichen. Dies scheint mir umso nötiger, als Metschers Vorwürfe sich nicht allein auf mögliche Schwachpunkte meiner Argumentation in der Ästhetik richten, sondern im Idealismusvorwurf sehr grundsätzlich sich gegen mein Verständnis von Philosophie und Marxismus richten. Insofern die Debatte also über ästhetische Fragen hinausgeht, will ich auch meine Position zum marxistischen Philosophieverständnis klarstellen, die Metscher meines Erachtens nicht richtig wiedergibt.

Anspruch des Buches ist nicht, wie Metscher im Titel nahelegt, eine Problemgeschichte der ästhetischen Theorie. Sie müsste ja mehrere Bände umfassen und ist von einem einzelnen Wissenschaftler kaum zu leisten. Eigentlich hält Metscher richtig fest, dass es mir nicht um „terminologische Vollständigkeit“ geht, sondern darum, „an einigen Grundbegriffen der Ästhetik Grundprobleme der Disziplin“ zu entwickeln¹, d.h. problemgeschichtlich „Arbeit an exemplarischen Begriffen“² zu zeigen. Ich halte dies Exemplarische meiner Darstellung in der Einleitung ausdrücklich fest (auch den Entstehungshintergrund einführender Vorlesungen): Es geht einerseits um Einführung (deshalb nicht alle möglichen, sondern klassische Autoren), andererseits um die nicht vollständige, sondern an – allerdings herausragenden – Beispielen formulierte und erprobte Methode problemgeschichtlicher Darstellung (was eben noch keine durchgeführte Problemgeschichte ist). Insofern hat Metscher recht,

¹ Mein Text zitiert in Thomas Metscher, Probleme einer Problemgeschichte der ästhetischen Terminologie: Zu Jörg Zimmers „Arbeit am Begriff“. Ein kritischer Essay. In Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung 113 (März 2018), S. 137.

² Jörg Zimmer, Arbeit am Begriff. Grundprobleme der ästhetischen Terminologie, Bielefeld 2014, S. 12.

wenn er das Buch „als Grundlagenwerk ästhetischen Denkens“³ wahrnimmt: Denn in der Tat will ich mit dem Einführungscharakter eine grundsätzliche Methodenreflexion verbinden. Es ist sachlich unangemessen, einen wohldefinierten und daher auch bewusst begrenzten Anspruch umstandslos mit anderen Ansprüchen zu konfrontieren und von diesen aus von außen seine Grenzen zu monieren, ohne ihn auch nur einen Augenblick auf seine Leistungsfähigkeit befragt zu haben. In dieser Hinsicht finde ich mich tatsächlich in der Rezension von Küpper, auf die Metscher hinweist, besser wiedergegeben, einfach weil die Argumentation meines Buches sichtbar gemacht und mein Anspruch genauer wahrgenommen wird, der darin besteht, erst einmal problemgeschichtlich Elemente zu versammeln, die „Wege“ eröffnen können, „eine mit weiterem Material angereicherte problemorientierte Kunstphilosophie zu entwerfen“⁴. Dies gibt meine Absicht genau wieder.

Weiter wirft Metscher mir Hegelianismus vor. Näher möchte ich darauf weiter unten eingehen. Zunächst nur so viel: Dass der Leitfaden meines Buches ein Gedanke Hegels ist, kann und will ich nicht bestreiten. Das wird auch in einer anderen Rezension festgestellt, allerdings nicht von vorn herein kritisch, sondern genauer auf den Problemzusammenhang bezogen betrachtet: „Zimmer geht es mithin um die Rekonstruktion der Geschichte der ästhetischen Terminologie als eines einer inhärenten Logik folgenden Bestimmungsgeschehens. Damit bekennt sich der Autor als Denker in der Hegel’schen Tradition.“⁵ Auch in dieser Verortung sind meine Intentionen sachgerechter wiedergegeben: Ich entwickle mit Hegel einen Gedanken, es geht nicht um die Gretchenfrage, wie wir es mit Hegel halten, sondern um die Anwendung eines Grundgedankens aus Hegels „Wissenschaft der Logik“ auf ein Problemgebiet. Jedes bestimmte Wissen muss Begriffe setzen. Philosophisch reflektierte Fortbestimmung des Begriffs bedeutet nun, nicht einfach von einem begrenzten Wissensstand zum nächsten zu gehen, sondern sie zielt auf die „Einheit von Bestimmung und Reflexion der Grenze der Bestimmung“⁶. Das ist die inhärente Logik des Bestimmungsgeschehens, von der Deiters so richtig spricht. Es geht also nicht um Bekenntnisse zu Hegel, sondern schlicht darum, dialektische Logik für die Entwicklung ästhetischer Grundprobleme fruchtbar zu machen.

Man kann drei Hauptvorwürfe Metschers gegen mein Buch ausmachen, auf die ich im einzelnen antworten möchte: die Grenzen des problemgeschichtlichen Ansatzes, der positive Bezug auf Hegel und der „verdeckte Idealismus“ (der Ausdruck kommt in Metschers Text mehrfach vor), d. h. das Verständnis von Philosophie, das hinter meinen Arbeiten zur Ästhetik steht.

³ Metscher, a.a.O., ebd.

⁴ Martin Küpper, Rezension in: *Das Argument* 319/2016, S. 737.

⁵ Franz-Josef Deiters, Rezension in: *Limbus. Australisches Jahrbuch für germanistische Literatur- und Kulturwissenschaft*, Bd. 10 (2017), S. 228.

⁶ Zimmer, *Arbeit am Begriff*, a.a.O., S. 10.

I

Die Problemgeschichte als Methode philosophiehistorischer Darstellung geht auf Hans Heinz Holz zurück und ist von ihm in seiner fünfbändigen Geschichte der Dialektik als materiale Problemgeschichte durchgeführt.⁷ Wenn mich Metscher als Holz-Schüler versteht (wogegen ich keine Einwände habe), sollte er doch annehmen, dass ich den Ausdruck in dem methodisch strengen Sinn aufnehme, der bei Holz ausgearbeitet vorliegt: Schon in „Einheit und Widerspruch“ hält er fest, dass „die Dialektik in ihrer Problemgeschichte die Elemente ihrer Systematik“ findet.⁸ Problemgeschichte sucht im philosophiegeschichtlichen Material nach begrifflichen Strukturen, die in die eigene systematische Konzeption *als Probleme* eingehen und in ihr fortbestimmt werden. Es geht also nicht um Ideologiekritik (was nicht heißt, dass diese in einem anderen theoretischen Zusammenhang nicht wichtig wäre), sondern um das, woran man theoretisch anschließen kann. Ich sage das, weil Metscher in seiner Kritik an meinem Buch das Fehlen ideologiekritischer Behandlung ästhetischer Gegenstände kritisiert. Im Vorwort zur Geschichte der Dialektik hat Holz dann selbst explizit ausgesprochen, dass der „Entschluss, die Probleme der Dialektik auf die rein theoretische Seite (...) zu konzentrieren“, eine Vereinseitigung und perspektivische Darstellung ist, die notwendig andere Aspekte ausblenden muss: „(Ich) bin mir bewusst, dass die spekulative Philosophie ohne ihr dialektisches Pendant in der Gesellschaftstheorie nur eine Seite der Sache ist.“⁹ Das macht doch gerade den Unterschied zur ideologiekritischen Aufarbeitung aus, die ihren Gegenstand immer im Kontext seines gesellschaftlichen Zusammenhangs interpretiert, oder zur geistesgeschichtlichen Darstellung klassischer Prägung in der Nachfolge Diltheys, wo der Untersuchungsgegenstand ins Werk- und Epochenganze *eingeschlossen*, nicht aber der Gegenwart und den bestimmten theoretischen Bedürfnissen etwa der Dialektik *aufgeschlossen* wird. Wer im Vorwurf des Fehlens der Ideologiekritik diesen Zusammenhang nicht begreift, hat das Anliegen von Problemgeschichte nicht verstanden. Sie zerbricht nämlich den historischen Zusammenhang, um neue, von gegenwärtigen Problemen her gesehene Zusammenhänge in der Geschichte sichtbar zu machen.¹⁰ Holz hat in diesem Zusammenhang die Einsei-

⁷ Hans Heinz Holz, Dialektik. Problemgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart, Fünf Bände Darmstadt 2011.

⁸ Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit, Stuttgart/ Weimar 1997, S. XV.

⁹ Holz, Dialektik, a.a.O., Bd. 1, S. 12

¹⁰ In den gerade erschienenen letzten Gesprächen 2011, also kurz nach Erscheinen der Geschichte der Dialektik, hat Holz das nochmals ganz deutlich gesagt: „Ich möchte die ‚Problemgeschichte der Dialektik‘ hier auch noch ein wenig von geistesgeschichtlich reduzierenden Darstellungen absetzen. Ich habe sie als Problemgeschichte geschrieben, wohingegen Philosophie meistens eingebettet in geistesgeschichtliche Zusammenhänge geschrieben wird. Die Problemgeschichte ergibt ganz andere Zusammenhänge.“ Hans Heinz Holz, Die Sinnlichkeit der Vernunft. Letzte Gespräche, Berlin 2017, S. 131 f.

tigkeit auch einer rein ideologiekritischen Sicht – so wichtig sie ist – festgestellt: „Damals ging mir auf, dass die Bemerkungen von Marx und Engels in der ‚Deutschen Ideologie‘, die Philosophie habe keine eigene Geschichte, einseitig ist. Natürlich stimmt es, dass alle philosophischen Systeme zu bestimmten Zeiten entwickelt werden und Systeme über den Produktionsverhältnissen ihrer Zeit sind. Aber gleichzeitig erhalten sich unterhalb der Erscheinungsform Problemkonstanten, die durchgängig sind.“¹¹ Genau diesen Problemkonstanten und ihren Transformationen geht Problemgeschichte nach – und ist damit selbstverständlich perspektivische Darstellung, ohne die jedoch neue Perspektiven gar nicht sichtbar gemacht werden könnten. Darin liegt die Produktivität des problemgeschichtlichen Ansatzes, der das historisch Überlieferte immer auf sein Fortbestimmungspotenzial hin befragt.

Es ist nicht richtig, dass „von diesem Ansatz her der Ideologiekritik ästhetischen Denkens jede Grundlage entzogen“ würde.¹² Die problemgeschichtliche Frage nach begrifflichen Strukturen, mit denen dialektisch weitergedacht werden kann, schließt solche ideologiekritische Untersuchung nicht aus. Sie ist einfach nicht ihr Gegenstand und wird deswegen „nirgendwo mit gebotener Gründlichkeit gestellt“.¹³ An einer Stelle wird das Missverständnis besonders deutlich (kurioserweise gerade an einer Stelle, wo Metscher es *expressis verbis* ausschließen möchte): „Was ich Zimmers Buch vorwerfe, ist weniger der Mangel an Kritik als die Tatsache, dass sein theoretisches Konzept offenkundig keinen Raum hat für die kritische Erörterung der behandelten ästhetischen Theorien. Von diesem Ansatz her wäre eine kritische Theorie ästhetischen Denkens nicht konzipierbar. Ein Buch wie die *Zerstörung der Vernunft* hätte hier nirgends einen systematischen Ort.“¹⁴ Noch einmal: Problemgeschichte befragt den Traditionsbestand auf *systematisch relevante Elemente* ästhetischer Theorie; diese Perspektive blendet eine ideologiekritische Behandlung ihrer Gegenstände aus (sie hat dafür in der Tat keinen Ort), schließt sie jedoch nicht aus. Es sind einfach zwei verschiedene Ebenen der Fragestellung. Ich würde Metscher recht geben und sagen, dass sie in einer systematischen Ästhetik sogar unentbehrlich wäre.

Ich will das Missverständnis an einigen Beispielen zeigen, die Metscher für meine Behandlung klassischer Autoren angibt. Er kritisiert etwa meine Darstellung von Aristoteles. Ich gebe ihm völlig recht, dass Aristoteles in der „Poetik“ auf eine Theorie der Dichtung geht, und wir würden uns vermutlich sogar verständigen können, dass die in der Ästhetik der Neuzeit und besonders in der Tradition des deutschen Idealismus beanspruchte *allgemeine* Theorie der Kunst (d.h. einer Theorie, die allen Kunstgattungen gerecht werden kann) vor der Vielfalt der Gattungen und ihrer Formdifferenzen weder mög-

¹¹ Ebd., S. 101.

¹² Metscher, a.a.O., S. 139.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd., S. 141.

lich ist noch sinnvoll sein kann. Das würde die Vorbildlichkeit des Aristoteles, Kunsttheorie in ihrer Gattungsspezifität anzulegen, sogar noch unterstreichen. Und ich bin gern bereit, meinen Text auf ungenaue Formulierungen zu überprüfen. Mein Grundargument, warum Aristoteles als Vater der philosophischen Kunsttheorie anzusehen ist, bleibt jedoch ein *problemgeschichtliches*: seine Mimesistheorie ist vielleicht keine allgemeine Kunsttheorie, doch in jedem Fall artikuliert sie schon das Grundproblem eines allgemeinen Kunstbegriffs, nämlich ein nichtbegriffliches Allgemeines, ohne das eben die Künste, so sehr sie sich jeweils an verschiedene Sinne richten und dieses Allgemeine also auf verschiedene Weise verwirklichen, nicht gedacht werden können. Dieses *allgemeine Problem* artikuliert Aristoteles, auch wenn es im Zusammenhang einer speziellen, in einem ganz konkreten historischen Zusammenhang entwickelten Theorie der Dichtung steht. Es geht aber der problemgeschichtlichen Rekonstruktion nicht um diese Theorie, sondern um das Problem, das sich da zeigt und später geschichtlich *als Problem* weiterentwickelt. Ich kann mich bei diesem nichtbegrifflichen Allgemeinen bei Aristoteles immerhin auf den renommierten Kommentator der ‚Poetik‘ Arbogast Schmitt berufen und mache das ja auch in meinem Text. Ich halte insofern Metschers Verdikt, ich argumentiere völlig an der Forschungslage vorbei, für ein sehr hartes Urteil, das eben den problemgeschichtlichen Kern meiner Argumentation gar nicht in Betracht gezogen hat.

Wenn man etwa den Begriff des *anschaulichen Allgemeinen* wörtlich nimmt, dann hat Metscher recht, wenn er sagt, dass er auf Visualität und dann auf bildende Künste beschränkt ist. Es liegt also eine gewisse metaphorische Lizenz in meiner Rede vom anschaulichen Allgemeinen in dem Sinn, dass ein Allgemeines gemeint ist, das sich in den Künsten dann in verschiedenen Sinnesmodalitäten verwirklicht. Und Metscher hat völlig recht – das entwickle ich jedoch selber im Kapitel über Hegel –, dass das *Problem* dieses sinnlichen Allgemeinen bei Hegel als Theorie ästhetischen Scheins weiterentwickelt wird.¹⁵ Wenn Metscher die problemgeschichtliche Pointe meiner Argumentation sehen wollte, dann würde klar, dass er mir im Grunde mit seiner Kritik entgegenarbeitet: denn ich meine ja den *übergreifenden Problemzusammenhang* des anschaulichen Reflexionsgehaltes, ohne den ein Kunstwerk nicht gedacht werden kann – und der auf verschiedene Weise bei Aristoteles oder bei Hegel, aber auch etwa bei Holz theoretisch formuliert wird. Wer das Übergreifende aller Differenzierungen und das Übergreifende auch dieser Viel-

¹⁵ Nicht richtig ist, wenn er die Rede vom sinnlichen Schein in den Vorlesungen zur Ästhetik als letztes Wort gegen die Formulierung der ‚konkreten Anschauung des Ideals‘ aus der ‚Enzyklopädie‘ einführt: die Vorlesungsmitschriften Hothos sind zwar später als die „Enzyklopädie“ von 1830 erschienen, die Vorlesungen aber schon die ganzen 1820er Jahre hindurch gehalten worden – und die Rede von der „Form der Anschauung“ (im Paragraphen 557) bzw. von der Kunst und „den von ihr zu producirenden Anschauungen“ (im Paragraphen 558) spricht Hegel auch noch in der letzten Fassung der Enzyklopädie von 1830). Sinnlicher Schein und Anschauung des Ideals stehen, wenn man das philologisch sauber macht, bei Hegel in keinem Widerspruch, schon gar nicht in einem systematisch relevanten Gegensatz.

falt der Kunstwirklichkeit und ihrer theoretischen Abbildung in Gattungsästhetiken (i.e. das Theorem der anschaulichen Reflexion) grundsätzlich infrage stellt, muss uns mitteilen, wie wir denn sonst einen allgemeinen Begriff der Kunst gewinnen können. Wenn wir den aber aufgeben (was ich Metscher nicht unterstelle, sondern nur als Konsequenz seines Angriffs auf die Kategorie des anschaulichen Allgemeinen benenne), dann brauchen wir keine Philosophie der Kunst mehr und können uns ins Einzelne unverstandener ästhetischer Erfahrungen werfen.¹⁶

II

Thomas Metscher versteht mich als Rechtshegelianer: „Zimmer zieht sich auf einen rein begriffslogischen Hegel zurück, womit er den Schritt hinter den Hegel der marxistischen Rezeption zurück geht (hier sei allein an Lenins *Hegel-Konspekte* erinnert). Als Urheber ist dann wohl auch eher an Dieter Henrich als an Hans Heinz Holz zu denken (wobei hier nichts Abfälliges zu Henrich, dessen dankbarer Schüler ich bin, gesagt sei)“.¹⁷ Das muss ich in aller Deutlichkeit richtigstellen, und vielleicht in einer Weise, dass wir eine Diskussion um ein Verhältnis des Marxismus zu Hegel führen können. Das Einzige, was an dieser Stelle meine Zustimmung findet, ist Metschers Lob Dieter Henrichs. Schon bei der Schülerschaft muss ich widersprechen. Ich will deutlich machen, warum ich in dieser Frage durchaus auf dem Boden der Hegeldeutung von Holz (und durchaus auch auf dem Boden des Grundgedankens Lenins in dieser Frage) stehe.¹⁸ Wenn wir einmal grob gesagt davon ausgehen, dass die so genannte „rechte“ Hegelschule Hegelphilologie in dem Sinn betreibt, dass sie Hegel immanent verstehen will, während die linkshegeliani-

¹⁶ Wirklich zurückweisen muss ich Metschers Vorwurf, Heidegger gegenüber kritiklos zu sein. Ich will das, weil es uns theoretisch in der Auseinandersetzung nicht weiterbringt, nur als Fußnote andeuten: Ich bin völlig einverstanden, dass Heidegger – übrigens nicht nur in seinem ideologischen Gehalt, sondern auch in seiner ästhetischen Gehaltlosigkeit, die keine nähere Bekanntschaft Heideggers mit der Kunstwirklichkeit erkennen lässt – kritisiert werden muss. Metscher missversteht mich etwas übellaunig, weil er wieder den problemgeschichtlichen Hintergrund meiner Darstellung ignoriert: Denn die einzige Konzession, die ich Heidegger mache, ist, dass er an der Frage ästhetischer Wahrheit ein Problem gesehen hat, das fortbestimmt werden muss – keineswegs mit Existenzphilosophie oder schwarzen Heften jedoch, sondern selbstverständlich mit Mitteln dialektischer Theorie.

¹⁷ Metscher, a.a.O., S. 142.

¹⁸ Vgl. Holz, *Dialektik*, a.a.O., Bd. V, S. 25 ff. Ich hatte schon in meiner Jugend das Glück, in Lenins Konspekten auf den wichtigen Gedanken zu stoßen, dass man das „Kapital“ von Marx ohne die „Wissenschaft der Logik“ von Hegel nicht verstehen kann. Deshalb habe ich auch nie die Bezichtigungskultur verstanden, die es nicht nur bei bürgerlichen Philosophen wie Popper, sondern auch im Marxismus selbst gegen Hegelianer immer gegeben hat. Diese Bezichtigungskultur gehört in die Mottenkiste des vergangenen Jahrhunderts und trägt nichts zu der Frage bei, wie dialektisches Denken im 21. Jahrhundert vorangebracht werden könne. Zum Verhältnis von Hegelscher Logik zur Grundkategorie der Ware im „Kapital“ vgl. Jörg Zimmer, *Die Stufe des Scheins. Zum spekulativen Begriff der bürgerlichen Gesellschaft bei Hegel und Marx*. In: Jörg Zimmer/Domenico Losurdo (Hg.), *Die Idee der bürgerlichen Gesellschaft. Hegel und die Folgen*, Girona 2006, S. 111 ff.

sche Tradition mit Teilen des Systems von Hegel in transformierter Form weiterarbeitet (klassisch bei Feuerbach und Marx), dann können wir sehen, dass Holz zu dieser Frage eine sehr differenzierte Position einnimmt, nämlich indem er beide Perspektiven auf Hegel widerspiegelungstheoretisch vermittelt: „Hegels Lösung ist in sich stimmig und zwingend. Man kann auf dem Boden des absoluten Idealismus oder des ‚Monismus der Idee‘, wie Hans Friedrich Fulda reklamierte, ein Weltbild entwerfen, das keiner Übersetzung in eine außerbegriffliche Realität bedarf. Wenn die Begriffe sich als die Form erweisen, in der sich die Realität darstellt, so brauchen wir darüber hinaus nicht mehr nach Realität zu fragen.“¹⁹ Damit konzediert Holz dieser Tradition immanenter Hegelexegese zunächst ein inneres Recht und durchbricht die Grenze des Hegelschen Systemanspruchs nicht an der einen oder anderen Stelle (was an diesem inneren Recht logischer Stringenz eben gerade nichts ändert), sondern im immanenten Nachvollzug Hegels (den sich der Marxismus nicht ersparen kann) als Ganzes: Hegels System „bleibt das System der Selbstentfaltung des Begriffs, und weil vom Ende, von der absoluten Idee her Begriff und Realität sich als eins erweisen, ist die Vernachlässigung der ontologischen Eigenart des Materiellen, des Nicht-Begriffs, gerechtfertigt. Sobald jedoch nach dem Verhältnis des Begriffs zu seinem Inhalt, zu dem Begriffenen, gefragt wird, lässt sich auch die Frage nach der ontologischen Verfassung dessen, was im Begriff begriffen wird, nicht mehr beiseite setzen.“²⁰ Holz wendet den Idealismus Hegels also in Materialismus, indem er den Status des Begriffs im Widerspiegelungsverhältnis modifiziert. Holz spricht vom „Spiegelverhältnis (...)“, wo gleichsam der Idealismus in den Materialismus zurückgebogen wird.“²¹

Das Verhältnis von Begriff und Wirklichkeit, auch das Verhältnis übrigens von Theorie und Praxis, wie wir gleich sehen werden, ist ein dialektisches Verhältnis gegenseitigen Übergreifens, nicht aber ein nachgeordnetes, wie Metscher meint: „Die Arbeit am Begriff, die theoretische Arbeit ist ein Zweites, das auf der praktischen Arbeit, der sinnlich-gegenständlichen Tätigkeit als dem Ersten aufbaut. (...) Der erkennende Begriff ist das Zweite, das sich dann auch notwendig *im Verhältnis zur Wirklichkeit* korrigiert. Dies wäre der theoretische Schluss aus Marx‘ *Feuerbachthesen*...“²². Metschers in diesem Zitat geäußerte Auffassung hat nichts mit Dialektik zu tun, sondern ist Nominalismus, der die *universalia post rem* den Dingen nachträglich (in der von ihm ausgesagten nachgeordneten Weise als ‚das Zweite‘) *gewissermaßen* als Etiketten anheften möchte. Das ist seit der *via moderna* des spätmittelalterlichen Nominalismus im bürgerlichen Denken die tragende Auffassung gewesen.

¹⁹ Hans Heinz Holz, Freiheit und Vernunft. Mein philosophischer Weg nach 1945. Mit einem Vorwort von Jörg Zimmer, Bielefeld 2015, S. 75 f.

²⁰ Ebd., S. 77.

²¹ Holz, Die Sinnlichkeit der Vernunft, a.a.O., S. 106.

²² Metscher, a.a.O., S. 143.

Welche Schlüsse dagegen aus den Feuerbachthesen zu ziehen sind, das verlangt die Klärung eines dialektischen Begriffs der Philosophie.

III

Philosophie bewegt sich *unhintergebar* im Element des Begriffs. Sie kann die Begriffe nicht in der *intentio recta* unmittelbar an der Wirklichkeit korrigieren (das wäre vordialektischer Materialismus). Denn unser Verhältnis zur Wirklichkeit ist in der Philosophie ein durch Denken vermitteltes und also *nur im Begriff selbst* zu bestimmen – und folglich auch *nur in der Form des Begriffs* zu korrigieren. Metscher hält diese Einsicht für einen „Hiatus, eine unüberschreitbare Kluft (...) zwischen Philosophie und Wirklichkeit.“²³ Weiter stellt er fest, dass überhaupt fraglich sei, ob es im Marxismus unserer Zeit noch einen legitimen Platz für Philosophie geben kann: „Wenn es nach Hegel und mit Marx noch Philosophie gibt (und dies war und ist unter Marxisten bekanntlich ein Streitfall), dann kann es nur eine solche sein, die ihr Wahrheitskriterium aus dem Verhältnis des Begriffs zur Wirklichkeit schöpft.“²⁴ Mir wirft Metscher vor, dass das Verständnis von Philosophie, das in meinem Buch vertreten wird, auf „undurchschauten (oder nicht voll durchschauten) philosophischen Prämissen“ und einem „verdeckten Idealismus“ beruht. Metscher darf schon voraussetzen, dass ich weiß, was ich sage, auch dann, wenn er es nicht teilt. Denn alles andere müsste ja bedeuten, dass ich nur richtig verstehen muss, mir nur den verdeckten Idealismus aufdecken lassen muss, um Metschers Ansicht zu sein. Ich ziehe es vor, meine Position, die ich durchaus begriffen zu haben glaube, nochmals zu erläutern. Auch hier geht es nicht darum, recht zu behalten (das wäre ja Schopenhauers Auffassung von Dialektik), sondern darum, öffentlich ein dialektisches Verständnis von Philosophie zu diskutieren.

Zunächst möchte ich auch an dieser Stelle betonen, dass der *Idealismus als Vorwurf* uns überhaupt nicht weiterbringt, und zwar aus sehr sachlichen Gründen. In der Einleitung zu „Einheit und Widerspruch“, die im Nachdruck dieses Werks innerhalb der Geschichte der Dialektik selbstverständlich entfallen musste, aber sehr interessant ist, weil sie eine Art Klärung des Begriffs der Dialektik darstellt, schreibt Holz: „Der materielle Gehalt der Kategorien der Dialektik liegt also nicht auf der Hand. So ist es nicht einfach eine ideologische Verzerrung, dass die große, gerade dialektische Philosophie auf die eine oder andere Weise stets idealistisch gewesen ist. (...) Es gibt ein Defizit rationaler Begründungsstrategien im traditionellen Materialismus, die hingegen die idealistische Dialektik umso reichhaltiger ausgebildet hat.“²⁵ Das bedeutet nun für ein dialektisches Philosophieverständnis, dass ganz einfach der größte Teil der theoretischen Arbeit an der Dialektik von Klassikern gekommen ist,

²³ Ebd., S. 138.

²⁴ Ebd., S. 142.

²⁵ Hans Heinz Holz, Einheit und Widerspruch. Problemgeschichte der Dialektik in der Neuzeit, Stuttgart/ Weimar 1997, Bd. 1, S. 13f.

die aus dem Idealismus herkommen. Und wir dürfen bei dem Bezug auf die Feuerbachthesen nicht vergessen, dass ja das eigentliche Anliegen von Marx darin bestand, an die Stelle des mechanischen oder anthropologischen einen dialektischen Materialismus zu setzen. Marx selbst kritisiert damit das Dialektikdesiderat im traditionellen Materialismus. Und wenn dem so ist, kann die elfte Feuerbachthese nicht bedeuten, dass Theorie bzw. Philosophie durch Praxis ersetzt werden soll, sondern dass Theorie und Praxis in ein selber dialektisches Verhältnis gesetzt werden müssen. Die Aufhebung der Philosophie durch ihre Verwirklichung ist keine Formel für ihre *Abschaffung*, sondern für ihre *Vermittlung* mit der Praxis.

Auch dazu hat Holz Wesentliches gesagt, und das spekulative Verständnis von Philosophie, das auch in meinem Buch „Arbeit am Begriff“ wirksam ist, geht nicht auf Dieter Henrich, sondern auf diese dialektische Bestimmung des Verhältnisses von Begriff und Wirklichkeit zurück: „Es ging ihm (Marx, J.Z.) darum, dass die Philosophie nicht ein Reich der Begriffe, das sie immer ist und als welches sie fort dauern muss, selbständig gegenüber der Praxis bleiben, sondern ein Moment der Praxis werden solle. Nicht mehr *theoria cum praxis*, wie Leibniz der Sozietät der Wissenschaften ins Wappen schrieb, wenn *cum* die Verschiedenheit des Verbundenen meinte, sondern *theoria qua praxis*, was ihre Einheit als Unterschiedene bedeutet. Kein binäres, sondern ein dialektisches Verhältnis.“²⁶ Praxis kann Theorie nicht einfach ersetzen. Theorie *als* Praxis *sui generis*, nämlich im Begriff reflektierte Praxis drückt ein dialektisches Verhältnis aus: Einmal als Verhältnis der Praxis zur Theorie, und andererseits als die nur im Begriff mögliche Reflexion der Praxis in der Theorie, in der die Theorie selbst richtungsgebend auf Praxis zurückwirkt.

Das Spezifische der Philosophie ist, dass sie das Ganze denkt, den Gesamtzusammenhang, der nur im spekulativen Begriff – und wenn ich hinzufügen darf: nur in der Arbeit am Begriff als Praxis – überhaupt eingeholt werden kann: „Die Wissenschaft des Gesamtzusammenhangs ist eben das, was spekulatives Denken vollbringt, als ihr Erzeugnis und ihren Gegenstand. Nur in Begriffen möglich, entwirft es in Begriffen ein architektonisches Gerüst eines Weltbildes, dessen Wirklichkeit nie anders denn als spekulativer Begriff im Denken wirklich ist, auch wenn damit die äußere Wirklichkeit außerhalb des Denkens gemeint ist.“²⁷ Ein widerspiegelungstheoretisch bestimmter Begriff

²⁶ Hans Heinz Holz, *Integrale der Praxis. Aufhebung und Verwirklichung der Philosophie* Bd. 3, Berlin 2011, S. 339. Und weiter heißt es da: „Die Formulierungen der Deutschen Ideologie legen nahe, es könnte gemeint sein, die Philosophie werde durch den Fortschritt der Wissenschaften und die reichere Kenntnis der Naturgesetze ihrer Funktion beraubt und als solche verschwinden. (...) Vulgärmarxisten aller Couleur haben daraus gefolgert, die Philosophie, zum mindesten soweit sie sich auf den Bereich der Geistes- und Gesellschaftswissenschaften beziehe, sei durch Soziologie, Ökonomie, Ideengeschichte, Ideologiekritik und andere empirische Einzeldisziplinen zu ersetzen.“ (Ebd.) Dass Philosophie aber auch innerhalb des Rahmens einer marxistischen Verhältnisbestimmung von Theorie und Praxis ihre eigene und fortdauernde Funktion hat, versucht Holz in seiner Auslegung der elften Feuerbachthese zu begründen.

²⁷ Ebd., S. 341.

des Begriffs bedeutet eben, dass er wie ein Spiegel die begriffene Wirklichkeit als Spiegelbild in sich enthält. Die Philosophie – anders als Kunst, anders als gegenständliche Tätigkeit im Sinne praktischen Tuns – hat Wirklichkeit nur in der Form des in diesem Sinne materialistisch wohlverstandenen Begriffs – sonst wäre sie keine Philosophie, die nur *im Denken* und näher *nur in der Theorieform ihres Denkens* Wirklichkeit in sich aufnimmt. Die Philosophie ist *scheinbar idealistisch*, weil eben an die Form des Begriffs gebunden, der ihre Tätigkeit definiert.²⁸ Die Struktur der Spiegelung deckt diesen Idealismus als immanenten Idealismus des Denkens auf, weil sie den Wirklichkeitsgehalt des Begriffs aufzeigen kann und so durchschaubar macht. Dieses Spiegelverhältnis des Begriffs unterläuft die im Idealismus vertretene Priorität des Bewusstseins, weil dieses Bewusstsein, verstanden als Spiegel, in seiner Stellung in der Wirklichkeit sichtbar wird und als perspektivische Reflexion dieser Wirklichkeit verstanden werden kann. Im Spiegelverhältnis wird jedoch nur die Priorität des Bewusstseins als Schein entlarvt, nicht jedoch der Primat des Begriffs angegriffen, in dem sich die Wirklichkeit darstellt.

Wenn nun das Spezifische des philosophischen, d.h. des spekulativen Begriffs darin besteht, den Zusammenhang des Ganzen zu denken, kommt noch ein weiteres Problem hinzu, warum wir auch jenseits der Hegelschen Dialektik nicht umhinkommen, vom Primat des Begriffs auszugehen. Denn der angesprochene Gesamtzusammenhang ist transempirisch, er hat keinen endlichen Gegenstand der Wirklichkeit sich gegenüber, auf den er sich beziehen lässt. Das Ganze ist kein Gegenstand möglicher Erfahrung, auch kein möglicher Gegenstand der Praxis, sondern *nur im Begriff denkbar*. Nun könnte man fragen, wozu denn ein solcher Begriff des Ganzen überhaupt nötig sei. Und da würde ich eben antworten, dass wir einen Begriff des Ganzen brauchen, damit Philosophie ihre Aufgabe erfüllen und Orientierungswissenschaft sein kann. Wir brauchen nicht nur das Einzelwissen, in dem die Wirklichkeit notwendig auseinander laufen muss, sondern auch den Begriff des Zusammenhangs, um eine kohärente Weltanschauung zu bilden, die fähig ist, auf Wirklichkeit nicht nur zu reagieren, sondern sie praktisch, d.h. als Praxis und in der Praxis zu gestalten und zu verändern.

Es gibt also einen Zusammenhang zwischen dieser Art spekulativer Theorie und Praxis: „In der Verwirklichung ist die Aufhebung, in der Aufhebung die Verwirklichung eingeschlossen. Es wird ein Parallelismus angelegt, bei dem jede der beiden Seiten die andere übergreift. (...) In diesem Sinne liegt eine dialektische Struktur vor: Interpretieren übergreift Verändern, weil es Kontext und Telos des Veränderns vorgibt, also die Inhalte des Veränderns enthält. Das ist der Aspekt der Theorie, des Denkens, des Begriffs, der in der Hegelschen *Wissenschaft der Logik* seine Systematisierung gefunden hat. Umgekehrt, Verändern übergreift Interpretieren, weil jede Interpretation von dem

²⁸ Holz spricht in diesem Zusammenhang auch von 'notwendigem Idealismus' des Spiegeldenkens; vgl. Hans Heinz Holz, Widerspiegelung. Bibliothek dialektischer Grundbegriffe, Bielefeld 2003, S. 50.

ausgeht und abhängig ist, was in der äußeren Wirklichkeit geschieht und ihr als Material vorgegeben ist.“²⁹ Und weiter heißt es: „Das Theorie-Praxis-Verhältnis ist ein Reflexionsverhältnis, oder in der Sprache des Modells ein Widerspiegelungsverhältnis.“³⁰

Der Titel „Arbeit am Begriff“ war zwar im Bewusstsein dieser Zusammenhänge, aber sehr wohl auch als Provokation gewählt. Nicht nur spielt er auf den Titel eines wichtigen Buches von Hans Blumenberg an, das „Arbeit am Mythos“ heißt und eben die Wandlung und Fortbestimmung des Mythos in der Geschichte rekonstruiert, um zu zeigen, dass der Mythos nicht tot und vom Logos überwunden ist, sondern weiterlebt und eine eigene Wirklichkeit artikuliert. Eben diese fortlebende, in Transformationen sich erneuernde, in seiner Fortbestimmung Wirklichkeit erschließende Kraft wollte ich nun aber auch für den Begriff und die *philosophia perennis* in Anspruch nehmen. Ich habe den Eindruck, dass Thomas Metscher tatsächlich auf diese Frage reagiert hat und hoffe, nach diesen Klärungen mit ihm über das Verhältnis von Marxismus und Philosophie im Gespräch zu bleiben. Mein Eindruck ist, dass er eigentlich eine Debatte über unser Verständnis marxistischer Wissenschaft führen will. Einer solchen Auseinandersetzung stelle ich mich gern, allerdings als Philosoph: Marxismus ist *auch* Arbeit am Begriff.

²⁹ Holz, *Integrale der Praxis*, S. 345 und 346.

³⁰ Ebd., S. 348.

**Quer-
stellen
statt quer-
lesen**

ak

analyse & kritik
Zeitung für linke
Debatte und Praxis

Jetzt testen: 4 Ausgaben für 10 €. Bestellungen unter www.akweb.de

Zu Z 113 (März 2018) – Arbeitsbelastungen (R. Schmucker); Tarifabschluss der IG Metall

Es ist unbestritten, dass in den letzten Jahrzehnten die psychischen Belastungen und Erkrankungen in den Betrieben deutlich zugenommen haben. Hinterfragt werden muss jedoch die Aussage des Autors, dass in den Arbeitswissenschaften weitgehende Einigkeit darüber besteht, „dass Arbeitsbedingungen einen wesentlichen Faktor bei der Krankheitsentstehung spielen können“. Dagegen spricht die Aussage des wissenschaftlichen Mentors der IGM-Kampagne „Tatort Betrieb“, Prof. A. Oppolzer von der Uni Hamburg. In einem Vortrag bei der IGM-Konferenz „Gute Arbeit – 20 Jahre Tatort Betrieb“ 2009 in Mannheim erklärte er, dass lediglich rund 20 Prozent aller psychischen Erkrankungen arbeitsbedingt seien (als Resultat vergleichender Untersuchungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen). Diese Aussage deckt sich mit meinen jahrzehntelangen betrieblichen Erfahrungen als Betriebsrat in einem Metallgroßbetrieb auf dem Gebiet des betrieblichen Arbeits-, Gesundheits- und Umweltschutzes. Denn die meisten psychisch erkrankten Kolleginnen und Kollegen haben die Anfälligkeit bzw. die Erkrankung selbst bereits in jungen Jahren mit in den Betrieb gebracht. Das ist kein Grund, die Hände in den Schoß zu legen. Im Gegenteil. Denn im Betrieb ergeben sich dann drei Entwicklungsmöglichkeiten: Die Erkrankung geht zurück, sie bleibt oder sie verstärkt sich.

Folgende Erfahrungen habe ich dabei gemacht:

- Es lohnt sich, dass der Betriebsrat die Einhaltung der Arbeitszeit kontrolliert und Überstunden nur im Ausnahmefall – möglichst mit Freizeitausgleich – zustimmt. Überstunden sollten einen höheren Preis haben als nur geldliche Zuschläge: nämlich personelle Aufstockung überlasteter Abteilungen durch Auslerner oder Neueinstellungen.
- Die Beschäftigtengeneration, die seit der Jahrtausendwende in den Betrieb kam, hat ein geringeres gewerkschaftliches Bewusstsein und zeigt weniger Rückgrat, wenn es darum geht, gesetzliche und tarifvertragliche Rechte in Anspruch zu nehmen und auch einmal Nein zu sagen. Umso wichtiger ist die persönliche, kollegiale Vorbildrolle der gewerkschaftlichen Vertrauensleute und der nicht freigestellten Abteilungsbetriebsräte in ihren Abteilungen bei der Einhaltung der Pausen und Arbeitszeiten sowie der Abwehr von Überforderungen. Dort, wo gewerkschaftliche Vertrauensleute mit ihren Kolleginnen und Kollegen offen psychische Belastungen ansprechen und bekämpfen, über Ausbeutung und Konkurrenzverhalten aufklären, wo der gewerkschaftliche Organisationsgrad hoch ist, gibt es die wenigsten Probleme. Notfalls wird „Dienst nach Vorschrift“ gemacht. Eine gewisse Kultur des Widerstandes ist vorteilhaft auch für die eigene Gesundheit.
- Bewährt hat sich, wenn bei wiederkehrenden Gefährdungsanalysen die psychischen Belastungen auf freiwilliger, vorerst anonymer Basis mit einbezogen werden. Betroffene können dann auf Wunsch persönliche oder kollektive Gespräche mit einem neutralen Beauftragten oder Be-

triebsrat anstoßen, um Missstände aufzuklären und abzustellen.

- Einarbeitungspläne sowohl für die Neuen als auch nach Langzeiterkrankung bieten einen guten Schutz vor Überforderung.
- Gut vorbereitete Personalplanungsgespräche zwischen Betriebsrat, Personalabteilung und Vorgesetzten können Überlastungen rechtzeitig erkennen und mittelfristig vermeiden.

Der Hinweis des Autors, für mehr freie Tage zur Vorbeugung bzw. Regeneration der Arbeitskraft zu kämpfen, ist richtig. Aber bitte nicht auf eigene Rechnung durch Lohnverzicht, wie mit der EVG im letzten Jahr und jetzt mit der IG Metall vereinbart. Denn die bisherige Urlaubsdauer in der Metall- und Elektroindustrie steht seit Anfang der 80er Jahre bei sechs Wochen. In der Zwischenzeit hat sich dort die Produktivität mehr als verdoppelt und die Arbeitsintensität ist stark angestiegen. Notwendig ist eine Verlängerung des bezahlten Urlaubs um mindestens eine Woche für alle.

Schlussendlich reicht es nicht aus, allein im Betrieb die psychischen Belastungen anzugehen, denn sie kommen überwiegend aus dem gesellschaftlichen Umfeld (z.B. aus Familie, Schulen, Wohnverhältnissen, von Leitbildern oder Medien). Es handelt sich also um eine gesellschaftliche Aufgabe.

Ich füge eine Anmerkung zum Tarifabschluss der IG Metall 2018 hinzu, der in Z 113 noch nicht kommentiert werden konnte, da der in verschiedenen Beiträgen thematisierte Arbeitskampf noch nicht abgeschlossen war. Bei den meisten Bewertungen kommt eine Sache zu kurz: Die Freistellungen (8 Tage pro Jahr) werden überwiegend durch Lohnverzicht bezahlt. Wenn wegen Schicht, Kinderbetreuung oder Pflege jemand 8 Tage pro Jahr zuhause bleiben möchte, bezahlt sie/er davon 6 Tage aus eigener Tasche durch den Verzicht auf das „tarifliche Zusatzgeld“ in Höhe von 27,5 Prozent eines Monatseinkommens, was einer durchschnittlichen jährlichen Entgelterhöhung von rund 2 Prozent entspricht. Das ist ein Bruch mit der bisherigen Position der IGM hinsichtlich Freistellungen. Bisher war klar, dass Freistellungen beispielsweise für berufliche Weiterqualifizierung oder mehr Urlaub (aus welchen Gründen auch immer) vom Unternehmen bezahlt werden müssen. Folgerichtig wurden bezahlte Freistellung bei Erkrankung von Kindern (bis zu 5 Tage pro Kind und Jahr) und der Bildungsurlaub (5 Tage im Jahr in den meisten Bundesländern) auf gesetzlicher Grundlage durchgesetzt. Und im Manteltarifvertrag gibt es bezahlte Freistellungen beispielsweise bei Umzug, Geburten, Heirat und Todesfällen in der Familie.

Wenn jetzt ein(e) Schichtarbeiter(in) 8 zusätzliche freie Tage nehmen will, um sich von der Schichtarbeit besser zu erholen, bezahlt er/sie 6 davon selbst; die beiden anderen Tage bezahlt der Unternehmer. Wenn dieses Verfahren Mode wird, kann das zur Folge haben, dass künftig Urlaubserhöhungen oder Freistellungen überwiegend selbst finanziert werden müssen.

Neben einer Entgelterhöhung wäre eine Forderung nach einer Woche mehr Urlaub für alle der bessere Weg gewesen, weil dann auch die Frage der Bezahlung,

des Urlaubsgeldes und des Personalausgleiches geklärt wäre. Und es gäbe keine Einschränkungen. Diese Forderung hatte im Vorfeld der Tarifrunde bereits in der Gr. Tarifkommission von Baden/Württemberg eine nicht geringe Rolle gespielt. Sie wäre ein Beitrag zur Arbeitszeitverkürzung mit Lohn- und Personalausgleich geworden, was dringend notwendig und machbar wäre – unabhängig von den verschiedenen Wochenarbeitszeiten in Ost und West. Die aktuelle Urlaubsdauer (6 Wochen) steht im Bereich der Metall- und Elektroindustrie seit Anfang der 80er Jahre. In der Zwischenzeit hat sich dort die Produktivität mehr als verdoppelt. Die Arbeitsintensität wurde deutlich erhöht. Beides geht auf Kosten der Gesundheit der Beschäftigten. Deshalb ist ein längerer Erholungsurlaub nötig, um die Arbeitskraft zu regenerieren.

Die IG Metall ist nicht die erste Gewerkschaft, die in Sachen Freistellungen bzw. Urlaub unternehmerfreundliche Wege geht: Vor einem Jahr hatte die Eisenbahnergewerkschaft EVG bereits einer Wahl zwischen mehr Geld oder mehr Urlaub zugestimmt.

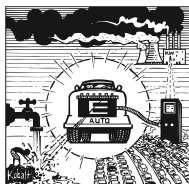
Joachim Schubert



analysen. fakten. argumente.
institut für sozial-ökologische wirtschaftsforschung e.V.

Winfried Wolf

**Elektro-Pkw als Teil der Krise der aktuellen Mobilität.
Oder: Die Notwendigkeit einer umfassenden Verkehrswende**



Schulungsgebühr: 4,50 Euro

ISW REPORT NR. 112/113
Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V.

Elektro-Pkw als Teil der Krise der aktuellen Mobilität.

Oder: Die Notwendigkeit einer umfassenden Verkehrswende

Der Autor (Winfried Wolf) weist nach, dass die Elektromobilitisierung des Autoverkehrs keine geeignete Maßnahme ist, um die lebensbedrohlichen Luftverunreinigungen und verkehrstechnisch bedingten Lebens Einschränkungen in den Städten zurückzudrängen. Im Grunde genommen handelt es sich um den alten, wiederkehrenden Versuch, in Zeiten der Krise der Automobilität angebliche Möglichkeiten einer inneren Reform der Autogesellschaft aufzuzeigen. Winfried Wolf votiert für eine sozial und ökologisch verträgliche Wirtschaftsentwicklung deren Elemente Nachhaltigkeit, Klimaverträglichkeit, Umweltfreundlichkeit und Stadtqualität von zentraler Bedeutung für eine menschengerechte Lebensweise sind.

isw-report 112/113 März 2018 / 48 S. / 4,50 Euro zzgl. Vers.

außerdem neu erschienen:

Geht uns die Arbeit aus? Wie sich die Digitalisierung auf die Beschäftigten auswirkt.

isw-wirtschaftsinfo 53 März 2018 / 36 S. / 3,50 Euro + Vers.

Alle lieferbaren isw-Publikationen:

www.isw-muenchen.de

isw – Institut für sozial-ökologische Wirtschaftsforschung e.V., Johann-von-Werth-Straße 3
80639 München. fon 089-130041, fax 168 94 15, isw_muenchen@t-online.de

Zeitschriftenschau/Aktuelle Debatten

In dieser Rubrik kommentieren wir einige ausgewählte Beiträge, die uns im Kontext linker Debatten wichtig erschienen. Im Mittelpunkt stehen dieses Mal Beiträge zum Marx-Jahr. (Red.)

Theorie und politische Praxis

Die ‚Marxjahre‘ 2017 und 2018 sind einerseits durch eine bis vor kurzem kaum vorstellbare Marx-Renaissance, andererseits durch eine gewisse Ratlosigkeit innerhalb der politischen Linken gekennzeichnet, die fast alle grundlegenden Fragen – von der nach dem Subjekt der Veränderung bis hin zur Organisationsfrage – betrifft. Der Marx gewidmeten Ausgabe der Zeitschrift „Luxemburg“¹ geht es vor allem um Marx als Theoretiker und Praktiker der Veränderung, um den ‚politischen‘ Marx. Zahlreiche Autoren behandeln unter diesem Gesichtspunkt ein breites Spektrum von Fragestellungen. Während Alex Demirovic sich dem Marx’schen Wissenschaftsbegriff widmet, geht es in anderen Beiträgen um die Geschlechterfrage (Katja Kipping/Frigga Haug/Sylvia Federici), um die Rolle der Gewerkschaften (Hans-Jürgen Urban/Stefanie Hürtgen/Ralf Krämer), den Kampf um die Erhaltung des Planeten (Elmar Altvater). Die Klassenfrage in der politischen Praxis behandeln Bernd Riexinger und Ariel Salleh. Michael Heinrich stellt einen biografischen Zugang zum Verständnis des Marxschen Werks vor. Näher betrachtet wird hier der Beitrag von Michael Brie, der versucht, Marx für die aktuellen strategischen Debatten fruchtbar zu machen („...Vor Altem Revolutionär“. Marx und die Strategiefrage, 22-31). Ausgehend von der Tatsache, dass Marx, wie Engels am Grab des Freundes betonte, vor allem Revolutionär war, meint er: „Marx strategisch lesen heißt, ihn als Eingriff in die strategischen Diskurse seiner Zeit zu lesen.“(31) Diese Lektüre fängt Brie mit einer heftigen Kritik an: Marx habe „Menschenrechte ...nur als Rechte von Privateigentümern“ verstanden, er habe mit seiner Gegnerschaft gegen Proudhon Positionen eingenommen, die „allein die politische Diktatur der Arbeiterklasse“ und einen „gesamtgesellschaftlichen Plan“ (26) als Weg zur Überwindung des Kapitalismus kannten, er habe Reformen im Kapitalismus als „Scheinreformen“ betrachtet, marktförmige Elemente im Sozialismus abgelehnt. Brie bezeichnet dies als „Strategie der Erzwingung“, im Gegensatz zu Proudhons „Strategie der Ermöglichung“ (28). Diese Kritik erstaunt, nicht nur weil der Kenner des Kommunistischen Manifestes sich erinnert, dass Marx am Ende ein veritables Reformprogramm aufstellt. In der von Marx verfassten Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation (IAA) von 1864 (und Brie beschäftigt sich hier mit der IAA) wird die Durchsetzung des Zehnstundenbills als Sieg der „politischen Ökonomie der Arbeiterklasse“ gefeiert. Und weiter heißt es: „Ein noch größerer Sieg der politischen Ökonomie der Arbeit über die politische Ökonomie des Kapitals stand bevor. Wir sprechen von der Kooperativbewegung, namentlich den Kooperativfabriken, dem Werk weniger kühner Hände.“ (MEW

¹ LuXemburg. Gesellschaftsanalyse und linke Praxis, Berlin, H. 2/3-2017.

16, S.11) Das klingt nicht nach „Scheinreformen“. Tatsächlich wird die Darstellung von Marx als kompromissunfähigem Reformgegner im zweiten Teil seines Aufsatzes zurückgenommen. Denn hier wird der rigide, an der „Vernichtung“ des Proudhonismus (27) arbeitende Marx plötzlich zu einem „verbindenden sozialistischen Intellektuellen“, dem es gelang, in der IAA Bündnisse mit Anhängern von Proudhon oder Blanqui zu schmieden, „das Weiterführende und strategisch Sinnvolle in jeder der unterschiedlichen Positionen auszumachen.“ (29) Brie verweist auf die Darstellung von Marcello Musto im gleichen Heft, der die Rolle von Marx in der IAA beleuchtet. Die faktische Führungsposition von Marx habe, so Brie, in dieser Fähigkeit bestanden: „Es sind seine Versuche, die Zentrierung auf die Arbeiterklasse mit einer Öffnung für breite antikapitalistische Allianzen zu verbinden, von denen wir heute lernen können.“ (30) Erst gegen Ende des Aufsatzes wird klar, dass Brie wohl eher die aktuelle Situation in der Linkspartei als die IAA im Auge hat: Marx habe da Erfolg gehabt, wo er politische Widersprüche als „unverzichtbare Elemente“ einer „revolutionären Realpolitik“ akzeptierte, er sei dort „gescheitert“ „wo er sie als alleinherrschende Ansichten“ durchsetzen wollte (31). Auch wenn, wie Musto meint, Marx in der Auseinandersetzung innerhalb der IAA später taktische Fehler begangen habe, hängt das nicht mit der von Brie beschworenen angeblichen „Strategie der Erzwingung“ zusammen. Marx hat vielmehr in seiner politischen Praxis gezeigt, dass analytische Klarheit politische Bündnisse nicht ausschließt, wie auch umgekehrt Kooperationen und offene Diskussionen nicht im Widerspruch zu Prinzipientreue stehen. Ob das so in der Linkspartei angekommen ist?

Jörg Goldberg

Marx und die SPD

Wenn selbst die „FAZ“ sich im Marx-200-Jahr dem Leben und Werk des Mitbegründers des wissenschaftlichen Sozialismus widmet, kann die SPD-Linke nicht abseits bleiben. Von daher ist es begrüßenswert, dass die in Dortmund erscheinende „spw“ in ihrem Heft 224² „200 Jahre Marx“ zum Schwerpunkt gemacht hat, zeigt es doch, dass sich die sozialdemokratische Linke noch längst nicht vom Sozialismus verabschiedet zu haben scheint. Dass die „spw“ schon in ihrem Namen auf die gleichnamige Zeitschrift Paul Levis Bezug nimmt, ein für die marxistische Linke in der SPD der Weimarer Republik wichtiges Periodikum, sei nur beiläufig erwähnt.

In der Einleitung zum Heft heißt es, dass es nicht der spw-Bezug zum Marx-Jahr sein kann, „einfach nur ein Nostalgie-Heft aufzulegen“. Marx sei „nicht nur als Ikone für die eigene politische Ahnengalerie und Identität zu pflegen“, sondern tatsächlich auch als moderner Denker zu nutzen. Der SPD als Gesamtpartei wird der unterstützenswerte Rat erteilt, „endlich wieder an einer klaren Einschätzung zu arbeiten, was eigentlich ökonomisch und gesellschaftlich um sie herum passiert“. (13) Und hierzu trägt dieses Heft sicher ein Stück bei. In fünf

² spw – Zeitschrift für sozialistische Politik und Wirtschaft, Heft 224, Dortmund 2018.

Beiträgen wird um das Verhältnis zur GroKo gerungen, die skeptisch bis ablehnend betrachtet wird. Die Mitglieder des Juso-Bundesvorstands Jan Dieren, Matthias Glomb und Jessica Rosenthal dazu: „Wir brauchen einen radikalen Aufbruch und einen fortschrittlichen Gesellschaftsentwurf“. Dazu benötigt die gesellschaftliche Linke ein Bündnis aller fortschrittlichen Kräfte, will sie die Fragen der Zeit verstehen und Antworten darauf erarbeiten. (7) Die parlamentarische GroKo-Gegnerin Hilde Mattheis fordert eine klarere Kante gegenüber der Union. (92ff) In vierzehn Beiträgen knüpfen Sozialdemokraten von Katarina Barley bis Uli Schöler an verschiedene Aspekte der Marx-Diskussion und Marxrezeption gestern wie heute an. Nicht jeder Beitrag dürfte sich uneingeschränkter Zustimmung erfreuen, aber allesamt zeigen sie, dass es auch in der krisenhaft durchgeschüttelten Sozialdemokratie der Gegenwart ein Bedürfnis nach programmatischer Rückbindung gibt. Je mehr Marx dazu beitragen kann, desto besser. Ansätze zu einer wieder bewusst sozialdemokratischer gestalteten Politik formuliert Dirk Meyer in seinen Leitideen für den Erneuerungsprozess der Sozialdemokratie. (81-88) Vieles davon ist anschlussfähig für gesellschaftliche Bündnisse unter Einschluss der Gewerkschaften.

Sehr gut gefällt mir der Beitrag Uli Schölers: „Marx. Von Westphalen, Schöler – eine kleine Familiengeschichte“. (56-59) Über Lina Schöler, 1819 in Köln geboren, Tochter des Bruders des Ururgroßvaters Uli Schölers, des Mitherausgebers der Bände 1 und 2 der Schriften Wolfgang Abendroths, ist leider wenig bekannt. Schöler arbeitet spannend die enge Beziehung Lina Schölers zu Jenny Marx, geb. von Westphalen und Ehefrau Karls, sowie zu Friedrich Engels und Ernestine Liebknecht heraus. Jenny Marx nannte Lina Schöler, die 1891 in Koblenz starb, ihre „Herzesschwester“. Die politische Familienbindung der SPD zu Marx – die SPD sollte sie wieder zu ehren lernen.

Holger Czitrich-Stahl

„Authentischer Marxismus“?

Auch die aktuellen *Marxistischen Blätter*³ widmen ihren Schwerpunkt dem 200. Geburtstag von Karl Marx. In seinem knappen Eröffnungsbeitrag nennt Dietmar Dath drei Punkte, durch die sich für ihn Marxens Werk vor anderen „Theorien gegen das Unrecht“ auszeichnet: Erstens habe Marx gezeigt, dass die Produktivität des Kapitalismus erst jene gesellschaftlichen Zustände geschaffen hat, die eine Überwindung des Kapitalismus möglich machen; zweitens habe er erkannt, welche soziale Klasse das „Unrecht“ abschaffen kann, diejenige nämlich, die nichts besitzt „außer ihrem Arbeitsvermögen, die also keine Arbeit anderer kommandieren“ kann. Drittens: „Klagen über das Unrecht helfen nicht, analytisch unterentwickelte Theorien über eine mögliche Welt ohne Unrecht helfen nicht: Das ist die Kritik der Ohnmacht der Utopie, die bei Marx die Kritik der Realität ergänzt.“ Hierzu wünscht man sich mehr Auskünfte. Gerade weil bereits Marx eine Reife der Produktivkräfte diagnostizierte, die einen Sozialismus

³ Marxistische Blätter, Essen, Heft 3/2018.

ermöglichen würde, stellt sich die Frage, warum der Kapitalismus heute immer noch die herrschende Produktionsweise ist. Das Proletariat hat in vielen Ländern der Welt erfolgreich für die Verbesserung seiner Lage gekämpft, aber gerade deshalb haben seine Nachfahren bei einer Revolution etwas zu verlieren. Der allgemeine Hinweis auf die Stellung der abhängig Beschäftigten im Produktionsprozess genügt offensichtlich nicht. Vorwerfen kann man das dem Text wohl eher nicht. Es geht darin weniger um eine umfassende Analyse, sondern mehr darum, zentrale Thesen auf den Punkt zu bringen.

Holger Wendt führt sehr unterschiedliche Kritiken an Marxens Arbeitswerttheorie vor. Hans-Werner Sinn hält diese einfach für Ideologie, Paul Baran und Paul Sweezy dagegen glaubten, im Monopolkapitalismus entfielen die Voraussetzungen für ihre Geltung. Beide Kritiken sollte man nicht in einen Topf werfen. Merkwürdigerweise unternimmt Wendt keinen Versuch der Verteidigung; er scheint sich an ein Publikum zu wenden, das er in diesem Punkt nicht zu überzeugen braucht. Wendt will den Marxismus als theoretisches System haben. „Der Begriff ‚System‘ verursacht einigen Marxistinnen und Marxisten Magengrimmen. Er wird assoziiert mit einem abgeschlossenen (...) Theoriegebäude.“ Wendt meint allerdings etwas Selbstverständliches, wofür der Ausdruck „System“ ein wenig hochgegriffen ist, nämlich den „Anspruch, die verschiedenen Aspekte einer wissenschaftlichen Weltansicht (...) konsistent aufeinander (zu) beziehen.“ Hier sollte man zweierlei auseinanderhalten: Wissenschaftspolitisch ist eine Bandbreite widersprüchlicher Positionen wünschenswert, sonst ist fachlicher Disput nicht möglich. Eine Theorie, die jemand vertritt, sollte Konsistenz beanspruchen, sonst wäre Disput nicht nötig. Wendts Forderung nach einem „authentischen Marxismus“ erzeugt nicht Magengrimmen, sondern Kopfschmerzen. Mit dem Begriff unterstellt Wendt eine konsistente Marxsche Theorie, was jedoch nicht einfach vorausgesetzt werden kann, sondern bewiesen werden muss. Zudem müssen die Aussagen einer Theorie nicht bloß zueinander passen, sie sollten auch mit der Wirklichkeit übereinstimmen. Und schließlich umfasst die unter dem Namen „Marxismus“ bekannt gewordene wissenschaftliche und politische Tradition viel mehr als nur das Werk von Marx. Konsistent ist sie sicher nicht.

Auf 20 fulminanten Seiten umreißt Georg Fülberth Marxens Leben und Nachleben, indem er es in den jeweiligen historischen Kontext stellt. Fülberth nennt wichtige Voraussetzungen, die Marx vorfand: die um 1780 begonnene Industrielle Revolution und das Massenelend des Proletariats, die zahlreichen politischen Revolutionen der Epoche, die Arbeiterbewegung, die materialistischen ökonomischen Theorien von Smith und Ricardo sowie die Philosophie Hegels. Vor seiner Freundschaft mit Engels sei das Proletariat bei Marx nur eine philosophische Kategorie gewesen. Festgehalten habe er an der Annahme, die Arbeiterklasse würde durch die Umstände zur Revolution gezwungen werden, was bis heute eine Leer- und Schwachstelle im Parteimarxismus geblieben sei. Wie im Fall von Marx verfährt Fülberth in seiner Darstellung der Beiträge von Engels, Luxemburg, Bernstein, Lenin, Grossmann, Hilferding und anderen, wobei er unter anderem die Patriarchatskritik von Engels und Bebel hervorhebt. Fülberth nennt drei für die Menschheit existenziell wichtige Probleme, die ohne

Marxens Einsichten nicht zu bewältigen seien: Ungleichheit, national und international, Zerstörung der natürlichen Lebensbedingungen sowie Kriege und Kriegsgefahren.

Klaus Müller setzt sich mit dem Begriff der Dienstleistung in der Marxschen bzw. marxistischen Theorie auseinander, der, wie er zeigt, in marxistischen Wörterbüchern in Ost und West vernachlässigt wurde. Er erörtert das Verhältnis von Ware und Dienstleistung sowie die Frage der Wert- und Mehrwertproduktion durch Dienstleistungen. Weitere Beiträge des Schwerpunkts behandeln die Themen Dialektik (Richard Sorg), politische Ethik (Thomas Metscher), Brechts Gedichtfragment zum Kommunistischen Manifest (Jenny Farrell) sowie „Mensch, Natur, Kapital und Befreiung“ (Wolfgang Jantzen). Wenn das runde Geburtsjahr vorüber ist, dann wird wieder mehr Zeit sein, nicht nur auf das Marxsche Werk zu blicken, sondern mit den in diesem Werk hinterlassenen Mitteln auf den Kapitalismus der Gegenwart.

Michael Zander

Marx 200: Paradoxe Situation?

Die Münchener Zeitschrift für Philosophie „Widerspruch“ bringt in ihrer Ausgabe 65 (Karl Marx 1818-2018)⁴, eine Umfrage „Zur Aktualität des Denkens von Karl Marx“, an der 21 Philosophen und eine Philosophin zumeist aus der BRD beteiligt sind. Gefragt wurde, ob „der neue Typus von Theorie“, den Marx geschaffen habe, heute noch eine Herausforderung darstelle; ob es im Marxschen Theoriegebäude „grundlegende Einsichten“ gäbe, die heute noch tragfähig seien oder ob es sich höchstens um einen „Steinbruch“ handle, wo dies und das vielleicht noch interessant sein könne; ob das Marxsche Denken „Perspektiven auf die Zukunft“ enthalte, die gegenwärtig „aufgenommen und weitergeführt werden können“. Die Redaktion bilanziert einleitend die großen Geburtstage von Marx 1918 und 1968 – Einweihung des Marx-Engels-Denkmal durch Lenin 1918 in Moskau; Studentenrevolten 1968 in Berkeley, Paris, Berlin, Prag und Tokio – hier wie da das Bedürfnis und der Wille, die Welt nicht nur zu interpretieren, sondern auch zu verändern. Heute dagegen, zu einem 200. Geburtstag, „wird Marx von den Theoretikern und Intellektuellen als Interpret des Kapitals gefeiert; aber nur von den wenigstens als der Weltveränderer, der er doch ausdrücklich hatte sein wollen.“ (11) Wenn dies, wie die Redaktion konstatiert, auch die Antworten auf die Umfrage nahelegen, so könnte das natürlich auch daran liegen, wen man denn da um seine Meinung gebeten hat. Hier stehen die einen gegen die anderen. Der gerade von uns gegangene Elmar Altvater hält Marx für jene, die ernsthaft die widersprüchliche Entwicklung der gegenwärtigen Gesellschaft – vielleicht wäre besser von Gesellschaften zu sprechen – begreifen wollen, immer für eine Herausforderung; „für die bloßen Interpreten der Zeitläufte“ sicher nicht. Er nennt – Frage zwei – die Marxsche Theorie „immer noch einzigartig und modern“ – keineswegs ein „Steinbruch“, und er verweist auf die Analyse von Ware, Arbeit, Wertbildung. „Perspektiven

⁴ Widerspruch. Münchener Zeitschrift für Philosophie, H. 65 (2017), „Karl Marx 1818-2018

auf die Zukunft“? Den Gesamtzusammenhang denken, um „mit der alten Scheiße“ aufzuräumen (14-16). Wolfgang Fritz Haug argumentiert mit anderen Akzenten in die gleiche Richtung. Er plädiert für „historisch-praktischen Materialismus“, das Stellen der „Marxfrage“ nach einer „Produktionsweise, die im Dienst der gesellschaftlichen Menschheit steht, statt Mensch und Erde zu ihrem Spielball zu machen“ und er kann sich zu Recht „kein der Zukunft und ... der Wahrheit“ verpflichtetes Denken vorstellen, „das die Grundimpulse und (weiterzuentwickelnden) Erkenntnismittel des Marxschen Denkens in den Wind schlägt“ (39/40). Macht es demgegenüber Sinn, konservativ-ordoliberalen katholischen Wirtschaftsethiker wie z.B. Karl Homann und Ingo Spies mit den gleichen Fragen zu belästigen, die ihnen – wie ihre ausführliche Antwort zeigt – nichts sagen? („Sozialismus gescheitert“, „allenfalls Unbelehrbare...“, „Marx als Politiker ...out“, „kapitale Fehler“, „nicht Klassenkampf – gelebte Sozialpartnerschaft“, „nicht nur falsche Diagnose –Demagoge“ usw.) Unabhängig davon: Die meisten der Interventionen – und ihre Bündelung – sind mit Gewinn zu lesen. Überraschend: Kein – wenn ich es richtig sehe – Philosoph aus der DDR wurde hier befragt. Denen hätten die von der Redaktion gestellten Fragen durchaus etwas gesagt.

André Leisewitz

Arbeiterklasse und die Rechte

Die Zeitschrift *Wildcat* meldet sich nach einem Jahr zurück. Die ihrem Selbstverständnis nach operaistische, syndikalistische Zeitschrift macht Heft 101⁵ mit einem wie üblich ungezeichneten Aufsatz zu „1916/21 – die verpasste Weltrevolution“ auf. Die Negativbewertung der Oktoberrevolution als „militärische Machtübernahme durch eine Minderheit, aber noch mit Lernprozessen der Massen synchronisiert“ (4) ist nicht neu. Uneins ist man sich in der Bewertung. Auf Macht zu verzichten und allein auf Lernprozess zu setzen scheint nicht akzeptabel. Der Artikel verweist auf die bei Linken nicht nur in der Sozialdemokratie vorhandene Furcht der Führer vor den Massen (7), findet aber auch keine Antwort. Vergessen wird, dass die unperfekte bolschewistische Revolution 70 Jahre lang kommunistische wie nationale Befreiungskräfte motivierte, nichtkommunistische Linke wie Kapitalismus herausforderte, inspirierte und zu Widerspruch zwang. Erfreulich bleibt die Offenheit des Artikels, sein Blick auf ungelöste Fragen, die zugleich an die angeblich ebenso verpasste Weltrevolution 1965/80 weitergegeben werden.

Der Topos „Furcht vor den Massen“ bestimmt einen Großteil der aktuellen Artikel, wenn in die betriebliche Realität geschaut und nach dem Einfluss „rechter Kollegen“ und Ideologien gefahndet wird. Schnell werden die Berichterstatter an diversen Arbeitsplätzen fündig. Sie hören rassistische Äußerungen, abfällige Bemerkungen, sehen oft ganz normale Zusammenarbeit derselben „rechten“ Kollegen mit ihren migrantischen Arbeitskollegen. „Fast überall wird massiver

⁵ Wildcat 101, Winter 2017/2018, Köln.

Rassismus festgestellt, aber von Einzelfällen abgesehen nicht als die monolithische 'böse Identität', die er in vielen antirassistischen Diskursen darstellt, sondern wesentlich widersprüchlicher, fließend, vielfältig gespalten - eher Ausdruck von Schwachsinn und Verzweiflung als von gefestigten Herrenmenschen-Ansichten.“ (68) Die Autoren freuen sich immerhin, dass ihre Betriebsreporter konstatieren: „Die Erfolge der AfD und anderer Faschos bringen offenbar Leute dazu, einiges neu zu bedenken.“ (68) Unverkennbar aber ist die Schwäche der Gegenkräfte, es sind zu wenige, die sich Sprüchen und Argumenten von rechts entgegenstellen, auch die Antworten müssten konkreter werden.

Eine breit angelegte Sammelbesprechung deutscher und französischer Titel zeigt sich unzufrieden, weil sie von den Buchautoren nichts „Revolutionäres“ erwarten kann. Immerhin, die Wahlerfolge von AfD, Trump und Front National zwingen Linke, sich wieder mit ArbeiterInnen zu beschäftigen (82). Bücher von Didier Eribon, Christian Baron, Frank Hertel, Oliver Nachtwey, Friederike Behl, Klaus Dörre u.a. stehen im Mittelpunkt.

Interessanter ist die Besprechung zweier bislang nur auf Französisch vorliegenden Werke von Christophe Guilluy (*La France périphérique. Comment on a sacrifié les classes populaires*, 2015) und Gérard Mauger/Willy Pelletier (Hrsg., *Les classes populaires et le FN. Explications de vote*, 2016). Der FN ist im Unterschied zur AfD bereits lange politisch aktiv und erzielt konstant hohe Wahlergebnisse auch unter Arbeitern. Seine Besonderheit ist die enge und flexible Verbindung von sich sozial gebenden Losungen und Lösungsansätzen mit neoliberalen Konzepten. Ausgrenzung „fremder“ Teile der Gesellschaft ist die Antwort des FN auf vermeintlich begrenzte Ressourcen, die zuallererst den Franzosen zugutekommen sollen. „Der Erfolg des FN erkläre sich nicht aus einer 'Ideologie', die Wählerbedürfnisse repräsentiere, sondern eher aus der Verschlechterung der Lebensbedingungen vieler Menschen aus der Arbeiter- und den Mittelklassen. Von ihrem Gefühl, nicht die Politik bestimme die Lage, sondern Wirtschaft und Finanzwelt, profitiere in erster Linie der FN.“ (92) Er sei in der Lage, sich anzupassen, den Wählern nach dem Munde zu reden und grundsätzliche Fragen des Zusammenlebens aufzuwerfen. Der FN sei deshalb gefährlich, weil nicht sein Programm, sondern seine „moralisierende Rhetorik“ mobilisiere.

Die Lektüre der beiden Bände erinnert die Rezensenten daran, dass sich die eigentliche traditionelle Arbeiterpartei, die PCF, zweifach bei den Wählern unbeliebt gemacht hat. Sie vergessen der Partei nicht die Mitregierungszeiten 1981/84 und 1997/2002, in der sie enttäuschte. Gleichzeitig habe sie sich in den letzten beiden Jahrzehnten „nicht mehr vorrangig an die populären Klassen“ gewandt. „Vielmehr will sie 'die Gesellschaft in ihrer Diversität' repräsentieren – auf Kosten des Kampfs gegen die Ausbeutung. Arbeiter und Angestellte wurden im Apparat zugunsten von Studierenden immer mehr an den Rand gedrängt.“ (92) Auf einmal gibt es eine neue „Arbeiterpartei“, den FN.

Bleibt die Frage, irrt die Klasse oder hat die organisierte Linke versagt und versucht, jetzt die Scherben aufzukehren?

Stefan Bollinger

„Marx 200: Klassentheorie und Klassenbewegungen heute“

11. Marxistische Studienwoche, Frankfurt am Main, 19. bis 23. März 2018

Wie kann nach Jahrzehnten des Neoliberalismus die Klassentheorie aktualisiert werden? Wie muss Klassenbewegung und politische Repräsentation von Klasse heute gedacht werden, um alte marxistische Reduktionismen nicht zu wiederholen? Und wie kann der Marxismus als Theorie der historischen Wirkmächtigkeit von Klassen in Zeiten von nur geringem Klassenbewusstsein zur Revitalisierung von Klassenkämpfen beitragen? Dies sind einige der Fragen, welche sich die etwa 60 Teilnehmenden der Marxistischen Studienwoche stellten. In Vorträgen, Podiumsdiskussionen und Arbeitsgruppen zur Lektüre klassischer und zeitgenössischer Texte des Marxismus gelang es, der Beantwortung dieser Fragen ein gutes Stück näher zu kommen. Die von der HeinzJung-Stiftung, der Redaktion „Z“ und einer Vorbereitungsgruppe organisierte Tagung zog viele politisch aktive Studierende, aber auch Aktive aus Gewerkschaften und politischen Organisationen an.

Das einleitende Diskussionspanel mit Kurzinputs von *Kim Lucht* (Jena), *Janis Ehling* (Berlin) und *John Lütten* (Jena) gelang es das Tagungsthema in den Kontext der politischen Kämpfe der letzten Jahrzehnte einzuordnen. In der Epoche ungebrochener neoliberaler Hegemonie sei die Klassenfrage aus der Debatte gedrängt worden, da die einstigen Verteilungskonflikte durch die von den neuen sozialen Bewegungen aufgeworfenen Fragen obsolet geworden wären; gleichzeitig wurde gar ein „Abschied vom Proletariat“ (z.B. A. Gorz) propagiert. In Zeiten bröckelnder neoliberaler Hegemonie kehre nun die Klassenfrage nachdrücklich zurück. Die Kämpfe für Geschlechtergleichheit und gegen rassistische Diskriminierung verschwänden damit nicht. Folglich wurde im Laufe der Tagung immer wieder diskutiert, wie theoretisch und praktisch Identitäts- und Klassenpolitik zueinander im Verhältnis stehen. Dabei wurde dafür plädiert, die Kämpfe nicht gegeneinander auszuspielen, sondern nach ihrer genauen Beziehung zueinander zu fragen. Erinnert wurde daran, dass die untersten Klassenfraktionen selbst zu großen Teilen weiblich und migrantisch seien und es bei Identitätspolitik nicht ausschließlich um das Ausleben von Gefühlen, sondern auch um die Verwirklichung persönlichkeitsbezogener wie materieller Interessen gehe. Schließlich dürfe Klasse nicht wie in Klassismusanalysen als Diskriminierungskategorie gelten, sondern müsse als Struktur- und Subjektkategorie begriffen werden.

Janis Ehling wies darauf hin, dass es keineswegs die am meisten ausgebeuteten Teile der Klasse seien, die sich organisieren. Tatsächlich seien es stets die qualifizierteren Teile der ArbeiterInnenklasse mit positiver Identität und Stolz auf ihre Arbeit gewesen, die sich parteilich organisierten. „Renaissance der Klasse“ sei oft nur eine Renaissance der Klassenrhetorik, bei der unklar bleibe, wie sie mit einer konkreten Klassenpolitik zu füllen sei.

Nicole Meyer-Ahuja, Direktorin am Soziologischen Forschungsinstitut (SOFI) in Göttingen, bescheinigte der Klassenanalyse ungebrochene Aktualität. Nur durch

sie gelänge es, diverse Teilfragestellungen zu integrieren: Wer ist Unterdrücker und Unterdrückter in der Gesellschaft? Welches Bewusstsein besitzen die Menschen von ihrer Situation? Wie kann auf dieser Basis die Welt nicht nur interpretiert, sondern auch verändert werden? Zwar existierten soziologische Spezialgebiete, welche diese Teilfragestellungen jeweils bearbeiteten, nur der Marxismus würde diese jedoch zusammenführen. Ajuha wies auf die gewachsene Vielfalt der ArbeiterInnenklasse hin: weiblicher und migrantischer, (Solo-)Selbstständige als besondere Gruppe, eine Vielzahl unterschiedlicher Lebensentwürfe. Gleichzeitig bestehe eine Spaltung der Lohnabhängigen nach Tätigkeit, Qualifikation und Status. Ein Drittel von ihnen arbeite mittlerweile in atypischen Beschäftigungsverhältnissen.

Diskutiert wurde, welche Gruppen von Lohnabhängigen heute den Kern der ArbeiterInnenklasse bilden und damit an den Schalthebeln kapitalistischer Produktionsmacht sitzen. Zwar war es unstrittig, dass darunter heute Beschäftigte in den Bereichen IT, Transport, Energie und allgemein der Industrie fallen, aber kontrovers wurde diskutiert, inwieweit eine solche Differenzierung innerhalb der Lohnabhängigen überhaupt analytisch möglich und praktisch nützlich ist. Meyer-Ajuha wendete sich gegen eine Beschränkung der ArbeiterInnenklasse auf Industriearbeiter. *Jörg Miehe* (Göttingen), der seine Untersuchungen zur Entwicklung des Umfangs einer „orthodox“ bestimmten Arbeiterklasse der BRD im 21. Jahrhundert vorstellte, sah das anders. Geht man wie Miehe von einer Fassung der ArbeiterInnenklasse im Wesentlichen als Industriearbeiterklasse aus, ergibt sich für 2008 eine Größenordnung von noch 5,7 Millionen Personen gegenüber etwa 38 Millionen bei einer Erfassung über den Lohnabhängigenstatus. Die Diskussion zeigte hier jedoch viele offene Fragen des Konzepts, auch wenn ein Rückgang der im engen Sinne industriellen Arbeiterklasse unbestritten ist.

Der zweite Tag war marxistischen Grundlagen gewidmet. Zunächst insistierten *John Lütten* und *André Leisewitz* (Redaktion Z, Frankfurt/M.) darauf, dass Klasse nicht einfach eine soziale Lebenslage beschreibe, sondern als eine antagonistische Beziehung zu verstehen sei, die in den Produktionsverhältnissen wurzelt. Klassenanalyse bedeute folglich die Analyse der Produktionsverhältnisse sowie des konkreten Aneignungsprozesses von Mehrarbeit. Statt sozialstruktureller Schemata seien Klassen zunächst Kategorien der Interessen, der Bewegungen und der Geschichtsanalyse. Lütten erläuterte, dass Klassenkampf einerseits zur Verbesserung der eigenen Existenzbedingungen innerhalb einer Arbeitsbeziehung geführt, aber auch die Form eines Kampfes gegen die Ausbeutungsbeziehung und damit zur Überwindung der herrschenden Ordnung annehmen könne. Stets gebe es dabei ökonomische, politische und ideologische beziehungsweise hegemoniale Dimensionen. Leisewitz illustrierte am Beispiel der Klassenverhältnisse der Französischen Revolution, dass sich der Marxismus für Klassen als geschichtsmächtige gesellschaftliche Gruppen interessiert, für deren Stellung in den Produktionsverhältnissen, Interessenausbildung, politische Formierung, Wechselbeziehungen etc. Mit Blick auf die solche Aspekte zusammenfassende Leninsche Klassendefinition verwies er zugleich darauf, dass hier viele weitere subjekt- und handlungsrelevante Vermittlungsaspekte (Habitus, Kultur usw.) noch nicht explizit thematisiert wurden. In der Diskussion kam die Frage auf,

wie Sonderfälle (bspw. Manager) klassenanalytisch einzuordnen sind. Schnell wurde klar, dass hier schon die Verfügung über und nicht das Eigentum von Kapital für die Beteiligung am Ausbeutungsprozess entscheidend ist, so dass z.B. ein Manager trotz formalem Lohnverhältnis als Kapitalist zu verstehen sei. Außerdem wurde die historische Bedeutung der Mittelklassen bzw. Mittelschichten herausgestellt. Zur Bildung eines Blocks gegen die Bourgeoisie sei deren Einbeziehung, so die geschichtlichen Erfahrungen, unabdingbar.

Richard Detje (Redaktion Sozialismus, Hamburg) referierte über Klassen- und Krisenbewusstsein in der BRD. Im „Kapital“ analysiert Marx, so Detje, stets drei Elemente gemeinsam: Erstens die ökonomische Formbestimmung, zweitens das Set von sozialen Beziehungen, also die Klassen, und drittens die Bewusstseinsformen und die damit verbundenen Mystifikationen. Eine Klassenanalyse müsse diese drei Elemente verbinden. Als Ergebnis der empirischen Analyse des Bewusstseins von ArbeiterInnen in drei Befragungsstudien stellte Detje dar, dass die Beschäftigten über einen ganz eigenen Krisenbegriff verfügten, der sich nicht auf den Akkumulationsprozess, sondern auf eine längere permanente Umwälzung im Zuge der Rationalisierung beziehe. Die betrieblichen Rationalisierungsprozesse würden von den diversen Beschäftigtengruppen auf die gleiche Weise wahrgenommen, womit sich ein gemeinsamer Wahrnehmungshorizont und eine geteilte adressatenlosen Wut entwickle, welche der Fragmentierung der Klasse entgegenwirkten. Teil dieser Wahrnehmungen sei, dass Arbeit nicht länger gesellschaftlich anerkannt werde und wahrnehmbare Kollektivstrukturen verloren gingen. Für letzteres werde etwa ein Ersatz in ethnischen Zusammenhängen gesucht. Hier ergäbe sich die Hoffnung, dass eine Vertiefung der Klassenanalyse Gegengifte gegen den Rechtspopulismus zu entwickeln ermögliche. Zu den in den Arbeitsgruppen diskutierten Themen gehörten u.a. das Verhältnis von „Klasse an sich“ und „Klasse für sich“ und der damit verbundene Prozess der Klassenformierung, die Bestimmung des kommerziellen Lohnarbeiters sowie die Bedeutung des Kerns der ArbeiterInnenklasse.

Der Mittwoch widmete sich historischen und aktuellen Fragen der Klassenpolitik. Zu den historischen Fragen sprach *Frank Deppe* (Marburg). Er zeigte an Marxens Studie über den „18. Brumaire des Louis Bonaparte“, dass oft Klassen bzw. Klassenverhältnisse nicht unmittelbar auf die kapitalistische Produktionsweise bzw. deren Grundantagonismus zurückzuführen seien – so etwa die Bürokratie, welche über die Staatsmacht verfüge und daraus eigenständige Interessen entwickle. Wichtig für eine marxistische Analyse sei es, neben den Hauptklassen (Proletariat, Bourgeoisie) die gesamte Wirklichkeit der Klassen (Kleinbürgertum, Mittelschichten, Intelligenz) miteinzubeziehen. Politik ist, so Deppe, als ein Feld mit eigener Materialität zu verstehen. Fasse man Politik beziehungsweise den Überbau hingegen lediglich als etwas geistig-ideologisches, ergebe sich daraus eine Schwäche des marxistischen Politikbegriffs. Deppe unterstrich, dass für die Formierung der Klasse neben den realen Klassenkämpfen und der Organisation gerade die Vermittlung von Wissen und die permanente „Anrufung“ der Klasse, aus welcher sich ein Moment der Anerkennung ableite, von großer Bedeutung seien.

Jörn Boewe (Berlin) diskutierte die Entwicklung der Gewerkschaften, der Lohnabhängigenmacht und der Klassenkämpfe in Deutschland seit den 1980er Jahren. Der Klassenkompromiss der alten BRD löste sich Anfang der 90er Jahre auf. Die Reallöhne wuchsen nun langsamer als die Produktivität. Trotz Aufkündigung des Klassenkompromisses durch die Kapitaleseite blieb die Sozialpartnerschaft die vorherrschende Orientierung der DGB-Gewerkschaften, was Boewe als „einseitige und selektive Sozialpartnerschaft“ bezeichnete. Die „Machtressourcen“ der Lohnabhängigen erodierten über Jahre durch zunehmende Marginalisierung und Deregulierung von Arbeit. Gegenwärtig könne, ablesbar z.B. an der Mitgliederentwicklung der DGB-Gewerkschaften, von einer prekären Stabilisierung gesprochen werden. Zwar ließen sich Ansätze für neue kämpferische Gewerkschaftspolitik ausmachen, jedoch sei eine Verschiebung der Kräfteverhältnisse zu Gunsten der Lohnabhängigen auf absehbare Zeit nicht zu erwarten. Bis dahin sei das schrittweise Gewinnen von positiven Erfahrungen unter den Lohnabhängigen durch solidarische Aktionen zentral.

Am vorletzten Tag der Studienwoche referierte *Ehling* anstelle der kurzfristig erkrankten Ulrike Eifler (DGB Südhessen) über Frauen in der Erwerbsarbeitsgesellschaft und der Arbeiterbewegung. Über alle Epochen hinweg waren Frauen grundsätzlich erwerbstätig – der Umfang dieser Frauenerwerbsarbeit variierte allerdings erheblich. Quer durch alle Branchen verdienten Frauen stets weniger als Männer; Berufe, bei denen sich Frauenarbeit durchsetzte, wurden gesellschaftlich abgewertet. In der ArbeiterInnenbewegung seien Frauen lange Zeit, vor allem im 19. Jahrhundert, nur schwach repräsentiert gewesen, wobei sie als LohndruckerInnen galten. Zugleich war und ist der Organisationsgrad von Frauen geringer als der von Männern. Insgesamt konnte Ehling historisch-konkret am Beispiel Deutschlands die Verwobenheit von Klassen- und Geschlechterverhältnissen aufzeigen. In der Diskussion nahmen aktuelle Fragen von Identitätspolitik und Klassenverhältnissen einen breiten Raum ein (hier wurde u.a. ein Videoclip mit Prof. Sylke van Dyk/Jena besprochen).

Im zweiten Vortrag des Tages gab *Marcel van der Linden* (Amsterdam) eine Übersicht zu Geschichte und Gegenwart globaler Arbeits- und Klassenverhältnisse. Lebhaftige Diskussion löste seine Kritik marxistische Annahmen zur Bestimmung der ArbeiterInnenklasse und des Kapitalismus aus. Er plädierte dafür, den Marxschen Begriff des Arbeiters als doppelt freien Lohnarbeiter stark zu erweitern, um die Vielfalt globaler „hybrider“ Ausbeutungsverhältnisse angemessen beschreiben zu können. Da auch die Arbeitskraft von SklavInnen Warenform annehme, seien etwa auch sie als Teil der ArbeiterInnenklasse zu verstehen. Diese Konzeptualisierung der ArbeiterInnenklasse mache auch eine Revision des Kapitalismusbegriffs notwendig: Kapitalismus – weiterhin als „Warenproduktion mittels Waren“ (Pierro Sraffa) verstanden – wäre nun mit verschiedenen Formen der Ausbeutung vereinbar. In dieser Sicht ist nicht der Gegensatz von Lohnarbeit und Kapital zentral für Kapitalismus, sondern die Arbeitskraft als Ware im Allgemeinen. Historisch sei nicht England die erste moderne kapitalistische Ökonomie der Welt gewesen, sondern die durch SklavInnenarbeit und Zuckerproduktion geprägte Karibikinsel Barbados. In der an-

schließenden Diskussion wurde die Differenz dieser Sicht zum Marxschen Verständnis von Klassen betont, aber auch, dass sie Zugänge zu Klassenkämpfen außerhalb Europas und den hoch entwickelten kapitalistischen Zentren eröffne.

Bei einer Abendveranstaltung im Frankfurter Club Voltaire sprach Hans-Jürgen Urban (Mitglied des geschäftsführenden IG-Metall-Vorstands) zur Frage, ob Gewerkschaften heute noch Klassenorganisationen sind. Er beantwortete die Frage mit Rückgriff auf Marx und Verweis auf aktuelle Arbeitskämpfe der IG Metall durchaus mit einem „Ja“. Zwar seien die Gewerkschaften derzeit keine Kraft zur Überwindung des Lohnsystems, jedoch nähmen sie auch heute eine wichtige Funktion bei der Organisierung der ArbeiterInnen wahr, als „Sammel-punkt des Widerstands gegen die Gewalttaten des Kapitals“ (Marx).

Ein Konzerts des Akademischen Arbeiterliederchors (Uni Frankfurt) mit sehr eindrücklich vorgetragenen Liedern und Texten von Bertolt Brecht und Hanns Eisler und der Film „Pride“ setzten kulturelle Akzente. Der auf wahren Tatsachen beruhende Film handelt von der Solidarisierung einer Gruppe Londoner Schwulen und Lesben mit den streikenden Bergarbeitern 1984 in Wales.

Alexander M. Hummel

Marx in Köln – Demokratie und Sozialismus

Konferenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung Nordrhein-Westfalen,
Köln, 14. April 2018

Die Kölner Marx-Konferenz der RLS NRW zum 200. Geburtstag von Marx – mitgetragen von einem breiten Kreis unterstützender örtlicher Organisationen (Volkshochschule, DGB, Friedensbildungswerk, Sozialwissenschaftliche Hochschulgruppe, Sozialistisches Forum Rheinland, Frauengeschichtsverein, Club Dialektik) - ließ sich von der 170 Jahre zurückliegenden Revolution von 1848 inspirieren. Aus einem einfachen Grund: Marx wirkte damals in Köln als politischer Redakteur (1842/43 und 1848/49) wie auch als Mitglied des 1848 gegründeten Kölner Arbeitervereins. Einleitend stellte *Karl-Heinz Heineman* vom Vorstand der RLS NRW heraus, wie wenig an die politische Inkubationszeit des jungen Marx vor Ort erinnert werde. Er regte an, das von der Kölner Linksfraktion erwogene Konzept zu einer Würdigung Marxens beschleunigt umzusetzen. Vorerst wurde diese Lücke kreativ geschlossen: So fanden gleichgewichtig sich ergänzende Stadtführungen und Videoreportagen, Workshops und Podiumsdiskussionen statt. Frauen und Männer wurden dabei gleichermaßen als ReferentInnen beteiligt, was noch längst nicht allgemeiner Standard ist.

Zwei Stadtführungen und ein Film: Zwei historische Stadtführungen, am Anfang der Konferenz mit etwa 130 TeilnehmerInnen und nach dem Ende mit 35 boten die Möglichkeit, das politische Wirken des jungen Marx und seine Zusammenarbeit mit Friedrich Engels kennen zu lernen. Das reichte von den Treffpunkten der jungen Revolutionäre über die Redaktionssitze der *Rheinischen Zeitung* und *Neuen Rheinischer Zeitung. Organ der Demokratie* (NRhZ,

1948/9) bis hin zu Orten des revolutionären Geschehens mit großen Demonstrationen am Kölner Rathaus, dem nahen Gründungsort des größten deutschen Arbeitervereins mit 7.000 Mitgliedern und den großen Arbeiterversammlungen im Saalgebäude des Gürzenich unter dem Vorsitz des Armenarztes Andreas Gottschalk, dem Marx zeitweise als Präsident nachfolgte.

Die kenntnisreich kommentierte Spurensuche des Sozialhistorikers *Fritz Bilz* wurde am folgenden Sonntagmittag erweitert durch die Publizistin *Ina Hörner* vom Kölner Frauengeschichtsverein. Sie stellte in den Mittelpunkt ihres mit Texten, Dokumenten, Karten und Illustrationen angereicherten Rundganges *Mathilde F. Annkes* Wirken in der revolutionären Bewegung Kölns. Heute eher in der Lokalgeschichte bekannt, übte diese frühe Feministin jedoch mit der *Neuen Kölnischen Zeitung für Arbeiter, Bauern und Soldaten* einen überregionalen Einfluss aus, ehe sie als Ordonanzoffizierin im badisch-pfälzischen Feldzug 1849 fliehen musste und in den USA eine hoch geehrte Aktivistin in der amerikanischen Frauenwahlrechtsbewegung wurde.

Nach einem musikalischen Auftakt mit der vielseitigen Künstlerin *Heike Beckmann* wurde auf einer großen Leinwand während der Pausen ein etwa 25-minütiger Film des Teams um *Wolfgang Zimmermann* und *Josef Tratnik* zum Tagungsthema gezeigt. Der junge Marx, von *Marcel Batangtaris* dargestellt, befragt durch den Journalisten *Werner Rügemer*, feierte zugleich mit einzelnen Textbausteinen eine Wiederauferstehung vor einzelnen Wirkungsstätten, die in den Stadtführungen ebenfalls thematisiert wurden. Der Film im Videoschnitt von *Hans-Dieter Hey* (r-mediabase.eu/) kann auch auf der Homepage der RLS NRW (nrw.rosalux.de/) eingesehen werden.

Fünf Workshops: Parallele Workshops vertieften am Nachmittag einzelne historische, theoretische und aktuelle Fragestellungen. Der von *Fritz Bilz* und *Christoph Jünke* moderierte Workshop „*Marx und die 1848er Revolution in Köln*“ knüpfte an die vormittägliche Stadtführung an, insbesondere seine Auseinandersetzung mit Andreas Gottschalk über die Bündnispolitik der Arbeiterschaft mit dem Bürgertum. Hier zeichneten sich bereits Fragestellungen zwischen demokratisch-liberalen Reformen und einer proletarisch-sozialistischen Revolutionsstrategie ab, die das folgende 20. Jahrhundert mitbestimmen sollten.

Das mit Friedrich Engels verfasste „Kommunistische Manifest“ löste in der sich entwickelnden Arbeiterbewegung einen politischen Schub aus, der im Hauptwerk „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie“ eine vertiefte wissenschaftliche Begründung erfuhr. Mit der Entwicklung des Marxschen Denkens machte *Eva Bockenheimer* vom Kölner Philosophie-Verein Club Dialektik in dem Workshop „*Ein Gespenst geht um ...*“ anhand von Textbausteinen vertraut. Ebenso setzte sich *Daniel Göcht* vom Club Dialektik mit dem von Marx in den Ökonomisch-philosophischen Manuskripten und in der „Deutschen Ideologie“ (mit Friedrich Engels) entwickelten Begriff der „Entfremdung“ auseinander. Zurückgeführt auf die gesellschaftliche Praxis in der kapitalistischen Warenproduktion wurden zugleich moderne Herausforderungen wie Burnout und Beschleunigung diskutiert.

Inwieweit unter den aktuellen Bedingungen der globalen Digitalisierung der

Schlachtruf „*Proletarier aller Länder vereinigt Euch!*“ heute von den Gewerkschaften eingelöst werden kann, arbeitete der Kölner DGB-Vorsitzende *Witich Roßmann* heraus. Trotz ihrer Schwächung durch transnationale Konzernstrategien verwies er in diesem Zusammenhang auf neue Möglichkeiten widerständiger Information, Kommunikation und Vernetzung. Hiermit stehen freilich Erweiterungen Marxscher Theorie zur Diskussion, die *Muriel González Athenas*, Historikerin an der Ruhr-Universität Bochum, explizit in ihrer *feministischen Kritik* einforderte. In diesem Workshop wurden neuere theoretische Ansätze auf ihre Brauchbarkeit für politische Aktivitäten überprüft. Fragen bezogen sich auf feministisch-materialistische Analysen sowie auf neue und alte Werkzeuge zur Gesellschafts- und Situationsbestimmung.

Zwei Podiumsdiskussionen: Auf die einzelnen Positionen der Teilnehmer kann hier nicht eingegangen werden. Es sollen vielmehr gemeinsame und unterschiedliche Akzentsetzungen in zentralen Fragestellungen herausgearbeitet werden. Mit dem Titel „...*ist die Presse frei, die sich zum Gewerbe herabwürdigt?*“ fand die erste Podiumsdiskussion statt, in der die Rolle von JournalistInnen 1848 und heute zur Debatte stand. Karl Marx war in Köln politischer Aufklärung und der Organisation der Arbeitenden verpflichtet. Wie verstehen sich JournalistInnen heute? Haben sie eine politische Mission? Welche Folgen hat ihre Nähe zur Macht? Welche Meinungs- und Handlungsfreiheit haben JournalistInnen noch? Unter der vermittelnden Moderation von *Ulrike Baureithel* von der Wochenzeitung Freitag diskutierten *Daniela Dahn*, Autorin und Journalistin; *Bettina Gaus*, Journalistin; *Walter von Rossum*, Journalist und Medienkritiker; *Frank Überall*, Journalist und Bundesvorsitzender des Deutschen Journalistenverbands (DJV). Im Zentrum standen Homogenisierungstendenzen in der „veröffentlichten Meinung“ und mediale Konzentrationserscheinungen, Beschleunigung und Digitalisierung in ihrer wechselseitigen Wirkungsweise sowie die Rolle der öffentlich-rechtlichen Medien und Medienpolitik.

Homogenisierungstendenzen kämen heute weniger durch einen „eingreifenden“ Journalismus zustande als vielmehr durch vorgängige Selbstunterwerfung als Anpassung an den Mainstream. Hierfür spreche die nahezu synchrone Berichterstattung in den Leitmedien zu Russland und Putin, den aktuellen Giftgaskomplexen oder auch zu Lateinamerika. Lediglich in einigen kleineren Medien gebe es einzelne differenzierende Darstellungen.

Strukturelle Gründe für diese Homogenisierung wurden in den fortschreitenden Konzentrationstendenzen bei den privaten Medien erkannt, was schon 1965 in einem Leserbrief im Spiegel so auf den Punkt gebracht wurde: „Pressefreiheit ist die Freiheit von zweihundert reichen Leuten, ihre Meinung zu verbreiten ... Das ist nicht von Karl Marx, sondern von Paul Sethe“ (siehe Wikipedia). Letztlich monopolisierten diese auch eine Deutungshoheit der Leitmedien. Zudem gebe es unter verschärftem Wettbewerbs-, Profitabilitäts- und Digitalisierungsdruck eine rasante Beschleunigung, die zeit- und kostenaufwendige Recherchen immer weniger möglich machten. Hier sollten – nach allgemeiner Meinung auf dem Podium – die öffentlich-rechtlichen Medien ein Korrektiv bilden, was aber

nur beschränkt der Fall sei. Krimis, Talkshows, Fußballübertragungen bestimmen eine sich verschlechternde Sendequalität. In diese Richtung wirkten auch die wieder auflebenden Diskussionen um Kürzungen der Rundfunkbeiträge. So sei weder eine nachhaltige Medienpolitik in den Parteien noch eine dringend erforderliche medienpolitische Diskussion erkennbar. Hier müsse Gegendruck von unten – wie durch „Democracy now“ in den USA – mit Hilfe der neuen Kommunikations- und Vernetzungsmöglichkeiten aufgebaut werden.

Das Thema „*Commonismus oder Kommunismus – Sozialismus von der Wissenschaft zur Utopie?*“ bildete den Schwerpunkt der zweiten Podiumsdiskussion mit folgenden Fragestellungen: Welchen Wert haben modellhafte Veränderungen der Lebensweise wie damals in frühsozialistischen Utopien und heute in der Share-Economy? Sollten statt der von Marx noch angestrebten revolutionären Veränderung nunmehr kleine Modelle und/oder Inseln gepflegt werden? Andererseits – auf welche Eigentumsformen wollen wir hinaus, zumal Staatseigentum sich nicht bewährt hat? Unter der umsichtigen Moderation von *Sabine Nuss* (Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin) diskutierten *Raul Zelik*, Autor und Sozialwissenschaftler; *Michael Heinrich*, Politikwissenschaftler und Autor einer Marx-Biografie; *Friederike Habermann*, Volkswirtin und Historikerin; *Jan Dieren*, stv. Bundesvorsitzender der JungsozialistInnen. Weitgehend einige waren sich die Beteiligten in der Kritik der realen Verteilungssituation. Mit Blick auf die neoliberal deregulierten Reproduktionsverhältnisse wurden zwei Problemkreise im Staats- und Genossenschaftseigentum herausgestellt: Während im ersteren mit dem Zusammenfallen von Ökonomie und Herrschaft in der Staatsbürokratie totalitäre Tendenzen angelegt seien, liefen genossenschaftliche Insellösungen Gefahr, in einem Marktsozialismus mit eingeschriebenen Konkurrenzverhältnissen aufzugehen. Dagegen erforderten dezentrale Kooperationsbeziehungen zwischen den Betrieben in Richtung einer allseitigen Bedürfnisbefriedigung einen Bruch mit der Profitlogik. Dieser seien bereits größere Infrastrukturbereiche der gesellschaftlichen Grundversorgung in Gesundheit und Bildung, Kultur und Nahverkehr geopfert worden – in einer Art zweiter kapitalistischer „Landnahme“.

Zudem bleibe jedoch die Gewaltfrage, da die gegebenen Eigentums-, Produktions- und Herrschaftsverhältnisse sich nicht von allein vergesellschaften. Es bedürfe vielmehr kollektiver politischer Aktionen, so sehr eine Veränderung der Individuen selbst und lernende Kollektive mit neuen sozialen Beziehungs- und individuellen Lebensformen in einer sich verbreiternden inklusiven Commons-Bewegung wünschenswert seien. In der anschließend ins Plenum geöffneten Diskussion wurden insbesondere angesprochen: das Studium der regionalen Vielfalt genossenschaftlicher Projekte in Deutschland und Europa sowie die grundgesetzliche Unterscheidung zwischen Privateigentum und Gemeineigentum. Hier könnten die verfassungspolitisch eröffneten Handlungsmöglichkeiten den von Heinemann am Ende seiner Einleitung angesprochenen „Gegengewürfen“ in der Commons-Bewegung einen institutionellen Rahmen bieten.

Paul Oehlke

„Marx in Hessen“

Diskussionstagung, Frankfurt am Main, 21. bis 22. April 2018

Am 21./22. April fand an der J. W. Goethe-Universität Frankfurt a.M. eine Tagung „Marx in Hessen“ anlässlich des 200. Geburtstages von Karl Marx statt. Eingeladen hatten Prof. Bernd Belina und Prof. Alex Demirović von der Goethe-Universität in Kooperation mit der Rosa-Luxemburg-Stiftung, der GEW Hessen, der Assoziation für kritische Gesellschaftsforschung, dem Bund demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sowie den in Frankfurt/M. ansässigen Redaktionen „express“ und „Z“. Diskutiert werden sollte über Geschichte und Aktualität des marxischen Denkens und seiner Rezeptionen und Weiterentwicklungen. Die Anknüpfungen an Marx im Nachkriegsdeutschland an den Universitäten Marburg und Frankfurt a.M. waren dabei immer wieder ein zentraler Bezugspunkt. Bei der Begrüßung der ca. 300 Teilnehmenden wurde zunächst die Marx-Rezeption im bürgerlichen Diskurs der Bundesrepublik im Vorfeld seines 200. Geburtstages angesprochen. Der Umstand, dass die doch eigentlich zu erwartende Generalabrechnung ausgeblieben sei, wurde eher als Zeichen der Schwäche einer sich auf ihn beziehenden Linken gedeutet. Neben den zahlreichen bürgerlichen Publikationen zu Marx fehle es aktuell an linken „Standardwerken“ diesbezüglich, weshalb die Tagung es sich auch zum Ziel setzen sollte, zu einer Wirksamkeit der marxischen Theorie in der Praxis der Gegenwart beizutragen.

Stellvertretend für die beiden zentralen Standorte wissenschaftlicher Marx-Aneignung in Hessen, Marburg und Frankfurt a.M., erinnerten dann *Frank Deppe* – in historisch angelegten Streifzügen durch die Geschichte marxistischer Theorie und Bewegung in Hessen – und *Joachim Hirsch* – zu einigen theoretischen Fragen wie Krisen- und Staatstheorie – daran, dass der Marxismus an den Universitäten stets umkämpft und eine Frage politischer Kräfteverhältnisse und Auseinandersetzungen gewesen sei. Da Marxsches Denken bis heute einen zentralen Bezugspunkt emanzipatorischer Politik darstelle, zu der Wissenschaftler beider „Schulen“ Beiträge zu liefern sich bemühten, gelte es angesichts der aktuellen Entwicklungen von globalen Krisen und Konflikten für die Intellektuellen selbst wie auch die politische Bewegung, diese Umkämpftheit im Bewusstsein zu behalten. Im Anschluss an die Differenzen marxistischer Politik zwischen – wie es etwas schablonenhaft hieß – institutionenorientierter Machteroberung und gesellschaftsveränderndem Prozess entstand aus dem Plenum eine Diskussion um zukünftige linke Politik, bei der die Notwendigkeit des Entwurfs einer konkreten gesellschaftlichen Alternative unter Einbeziehung neuer Politikformen wie auch der Beschäftigung mit Machtverhältnissen und ihrer Gewinnung betont wurden.

Themenblock „Politische Implikationen der Marxschen Theorie und Weiterentwicklungen der Herrschaftskritik“: In einem ersten Panel („Umstrittene Interpretationen der Marxschen Theorie und ihre politischen Implikationen“) betonten sowohl *Nadja Rakowitz* (Redaktion Express. Zeitschrift für sozialistische Betriebs- und Gewerkschaftsarbeit) als auch *David Salomon* (Universität Hildesheim und Redakteur von „Z“) die Bedeutung von Marx' Ökonomiekritik als

Beitrag zu einer politischen Theorie, die explizit auch die Sphäre der Ökonomie zur Verwirklichung von Freiheit und Gleichheit mit einzubeziehen habe. Während jedoch Rakowitz eben deshalb davor warnte, den Staat als zentrales Instrument hierfür zu begreifen, betonte Salomon dessen Bedeutung als politische Kampfarena, innerhalb welcher der Kampf um polit-ökonomische Veränderungen unter anderem zu führen sei. An diesen Punkt schloss auch die weitere Diskussion an, bei der vor allem die Frage nach Staatlichkeit in einer sozialistischen Gesellschaft im Spannungsfeld zwischen Überflüssigkeit als konstitutivem Element eben nur der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und einem historisch zu verstehenden Staatsbegriff, der eben nicht mit der kapitalistischen Gesellschaft in eins zu setzen sei, im Mittelpunkt stand.

Im *zweiten Panel* („Herrschaftsverhältnisse: Zusammenhänge von Klassenherrschaft, Sexismus und Rassismus“) sprachen *Kirsten Huckenbeck* (Redaktion Express) über „Gesellschaft oder Identität?“, *Silvia Kontos* (Hochschule RheinMain) über „Perspektiven der linken Frauenbewegung“ und *André Leisewitz* (Redaktion „Z“) über „Aktualität der Klassentheorie“. In Vorträgen und Diskussion gab es durchaus Übereinstimmung darüber, dass die gesellschaftlichen Verhältnisse der Bundesrepublik mit Bezug auf soziale Struktur, Geschlechterbeziehungen und virulente Rassismen nicht in Kategorien von „Disparitäten“ oder „Intersektionalität“ gefasst werden könnten, sondern dass es sich um soziale Verhältnisse und Antagonismen handele. Wieweit diese Klassenverhältnisse darstellten oder durch diese geprägt seien, wurde unterschiedlich akzentuiert. Einigen Raum nahm die Diskussion um die zunehmender soziale Ungleichheit seit Mitte der 1970er Jahre ein (Nährboden rassistischer und nationalistischer Ideologien?) und das Verhältnis von Klassen- und Geschlechterfragen („Eigenlogik und Wechselwirkung“).

Themenblock „Staat, Raum Politik“: Im *ersten Panel* „Staat und Recht“ ging es um die für die bürgerliche Demokratie zentralen Kategorien von Staat und Recht im Anschluss an Marx. So stellten sich für *Andrea Maihofer* (Universität Basel) die Menschenrechte ambivalent dar, da sie einerseits universell und damit emanzipatorisch gegenüber feudaler Willkürherrschaft, andererseits konstitutiv für die bürgerliche Klassenherrschaft gewesen seien. Für eine zukünftige Bezugnahme herrschaftskritischer Politik auf die Menschenrechte gab sie ihren trotz des universalen Anspruchs vorhandenen Charakter partikularer Wertevorstellungen zu bedenken. Ein so reflektierter Menschenrechtsbegriff muss ihr zufolge nicht nur den abstrakten Menschen an sich, sondern das konkrete Individuum in seiner Unterschiedlichkeit mitdenken und somit einen Aushandlungsraum ermöglichen. Für *John Kannankulam* (Phillips-Universität Marburg) war der rote Faden, der sich durch Marx Werk zog, die Erkenntnis, dass gesellschaftliches Handeln den Menschen als äußerlich-fremde und nicht als ihre eigene Macht erscheint. Konkretes Beispiel hierfür sei der bürgerliche Staat als der Gesellschaft äußerliche Verdoppelung ihrer selbst. Eine Vergesellschaftung der Produktionsmittel und die damit einhergehende Durchsichtigkeit von Produktion und Distribution würde daher auch neue, radikaldemokratische Formen der Verwaltung von Gesellschaft möglich und nötig machen. *Sonja Buckel* (Universität Kassel) diskutierte im Anschluss verschiedene Ansätze der Abschaffung oder Transformation von Recht, um dann

zu dem Fazit zu kommen, dass es vor allem die Gestaltung von Politik, Demokratie und Ökonomie sei, auf die es ankomme. Die Diskussion im Plenum ergab vor allem die Erkenntnis, dass es nicht „allein“ um eine Abschaffung des Kapitalismus, sondern auch um die Schaffung neuer Politik- und Demokratieformen im Sinne gesellschaftlicher Aushandlung gehen müsse.

Das zweite Panel behandelte „Raum und Politik“. *Jens Wissel* (Frankfurt University of Applied Sciences) sprach über „Globalisierung und Klassenkampf“, während *Bernd Belina* (Goethe-Universität Frankfurt/M.) fragte „Wo wird rechts gewählt?“. Dazu kommentierte *Janine Wissler* (Vorsitzende der Fraktion DIE LINKE im Hessischen Landtag).

Themenblock „Kapitalismus als Weltsystem und die postkoloniale Konstellation“: Im ersten Panel „Kontroversen zu Marx‘ ungeschriebenen Büchern über Außenhandel und Weltmarkt – von den klassischen Imperialismustheorien zur Globalisierungsdiskussion“ stellte *Thomas Sablowski* (RLS-Stiftung, Berlin; „Zur Analyse der Internationalisierung des Kapitals und der ungleichen Entwicklung“) die gängigen bürgerlichen und linken/marxistischen Außenhandelstheorien vor. Kritisch setzte er sich mit der Dependenztheorie auseinander, die lediglich die Zirkulationssphäre im Auge habe. Die klassischen, an Lenin orientierten Imperialismustheorien seien aber ebenfalls nicht geeignet, die Realität der modernen Globalisierung zu erfassen, weil sie in ihrer Fixierung auf den Zusammenhang zwischen Monopolen und Staat als Periodisierungskriterien neuere Entwicklungen nicht einordnen könnten. *Jörg Goldberg* (Redaktion Z; „Marx‘ Kapital, der Weltmarkt und der Kapitalismus des Südens“) bezeichnete den Aufstieg und die kapitalistische Emanzipation neuer Wirtschaftsmächte wie die BRICS-Staaten als wichtigstes neues Moment. Marx habe zwar die globale Tendenz des in Westeuropa aus dem Feudalismus entstandenen Kapitalismus richtig analysiert. Er sei aber davon ausgegangen, dass sich diese – von ihm durchaus als spezifisch westeuropäisch erkannte – Form auf die ganze Welt ausbreiten würde. Das sei aber nicht der Fall – die sich in anderen Weltteilen herausbildenden kapitalistischen Gesellschaftsformationen wiesen eigenständige Ausprägungen auf. Unter diesem Gesichtspunkt sei daher die im „Kapital“ am englischen Beispiel entwickelte Analyse zu überprüfen. In der sich anschließenden Diskussion stand die Frage im Mittelpunkt, ob tatsächlich, wie von beiden Referenten vertreten, die inneren Verhältnisse entscheidend seien für die Entwicklungen auf den Weltmärkten, oder ob das Verhältnis ‚innen – außen‘ im Mittelpunkt zu stehen habe.

Im zweiten Panel über „Postkoloniale Konstellation und imperiale Lebensweise“ wurde versucht, auf die Leerstellen des Marxismus im Kontext einer postkolonialen Weltkonstellation einzugehen. *Ulrich Brand* (Universität Wien) stellte hier eine globale Arbeitsteilung anhand rassifizierter und ethnifizierter Kriterien fest, die strukturell abgesichert und in sämtlichen Politikentwürfen bis ins linke Lager hinein nicht in Frage gestellt werden würde. *Stefan Gandler* (Universidad Nacional Autónoma de México) ging auf die Verdinglichung des Bewusstsein in den Ländern des globalen Südens ein, welches im Gegensatz zu den Ländern der „imperialen Lebensweise“ viel stärker mit einer subjektiven Identifizierung der

globalen kapitalistischen Ordnung und ihrer Zerstörungsgewalt sowie dem Gefühl der eigenen Minderwertigkeit einhergehe. *Encarnación Gutiérrez Rodríguez* (Universität Gießen) betonte besonders die Bedeutung von Kolonialismus am Beispiel der Plantagenökonomie für den bei Marx analysierten Prozess der Industrialisierung und Arbeitsteilung, der ohne diesen nicht vollständig zu verstehen sei. In der anschließenden Diskussion wurde hieraus maßgeblich auf die Konsequenz geschlossen, dass konkrete Kämpfe wie auch Politikkonzepte stärker den globalen Kontext theoretisch als auch praktisch mit einbeziehen sollten.

Am zweiten Tag eröffnete *Hans Jürgen Urban* (Geschäftsf. Vorst. der IG Metall) das Panel über „Emanzipatorische Perspektiven und die handelnden Subjekte“ mit einem kritischen Befund zum aktuellen Zustand der gesellschaftlichen Linken. Diese sei in Zeiten der Krise des Neoliberalismus fragmentiert und damit nicht interventions- oder gar hegemoniefähig. Das sei zum Teil auch Ursache des Erfolgs des Rechtspopulismus. Urban versuchte, dagegen Wege zur Bündelung linker Kräfte zu einem Projekt sozialer & ökologischer Transformation aufzuzeigen. Dabei dürfe man vor der Möglichkeit von Fehlern nicht zurückschrecken, sondern müsse diese in der eigenen Politik antizipieren. Einer konstruierten Gegenüberstellung von Klassen- und Identitätspolitik wurde eine klare Absage erteilt. So auch *Alex Demirovic* (Goethe-Uni Frankfurt a.M.). Er betonte die Notwendigkeit, Gesellschaft als Gesamtzusammenhang zu begreifen, um deren Aneignung und bewusste Gestaltung es nach Marx zu gehen habe. Die intellektuelle Praxis der Linken an der Uni dürfe sich nicht von der politischen Praxis lösen, da sie sonst Gefahr laufe, Herrschaftswissen zu werden. Hierfür brachte er auch die Idee einer „verbindenden“ Organisationsform wieder ins Spiel. In der Diskussion wurde insbesondere das Spannungsfeld zwischen Homogenisierung und Fragmentierung verschiedener Politiken und Identitäten als entscheidendes Problemfeld ausgemacht.

Das Abschlusspanel sollte die Lage linker, kritischer Wissenschaft konkreter beleuchten. *Anne Titor* (Friedrich-Schiller-Universität Jena) machte sich stark dafür, die Differenzen in der Marx-Interpretation produktiv zu nutzen, *Bettina Gutperl* (Studierendenverband DIE LINKE.SDS) sprach sich für eine stärkere Intervention in studentische Kämpfe an der Uni wie ihr Studierendenverband es versuche aus, *Felix Wiegand* (Goethe-Uni Frankfurt a.M.) schilderte das Institut für Humangeographie in Frankfurt als ein erfolgreiches Beispiel von Kräfteverschiebungen zugunsten der Linken an der Uni, forderte aber gleichzeitig auch ein stärkeres politisches Engagement linker Wissenschaftler vor Ort. *Jenny Simon* (Universität Kassel) stellte aus ihrer Erfahrung heraus fest, dass es offensichtlich eine Diskrepanz zwischen der großen Nachfrage nach marxistischer Gesellschaftskritik und dem vorhandenen Angebot gäbe, weshalb die Schaffung von niedrigschwelligen Möglichkeiten hierzu eine zentrale Aufgabe linker Wissenschaft für die Zukunft sei. Einig waren sich alle darüber, dass im Zuge des Rechtsrucks mit verschärften Angriffen auf kritische Wissenschaft zu rechnen sei und man sich kollektiv und solidarisch dagegen zu verteidigen habe.

Yannik Pein

Marx' „Krisenhefte“ 1857/1858

Karl Marx, Exzerpte, Zeitungsausschnitte und Notizen zur Weltwirtschaftskrise (Krisenhefte) November 1857 bis Februar 1858. Bearbeitet von Kenji Mori, Rolf Hecker, Izumi-Omura und Atsushi Tamaoka unter Mitwirkung von Fritz Fiehler und Timm Graßmann = Karl Marx, Friedrich Engels, Gesamtausgabe (MEGA). Vierte Abteilung: Exzerpte, Notizen, Materialien. Band 14 (MEGA² IV/14). Herausgegeben von der Internationalen Marx-Engels-Stiftung Amsterdam. Berlin/Boston 2017. Walter de Gruyter GmbH. IX/680 Seiten. 149,95 Euro.

Das Erlöschen der europäischen Bewegungen von 1848/49 führte Marx bekanntlich auf die Erholung der Konjunktur, u.a. befördert durch Liquiditäts-Zufuhr aufgrund der Entdeckung von Gold in Kalifornien, zurück. 1850 schrieb er, eine neue Revolution sei nur möglich im Gefolge einer neuen Krise, sie sei aber auch so sicher wie diese. Letztere erwartete er zunächst für 1852, dann verschob er das Datum Jahr um Jahr bis 1855, denn er ging damals noch von einem fünf- bis siebenjährigen Zyklus aus. Nachdem all dies nicht eintraf, war er elektrisiert, als 1857 die erste Weltwirtschaftskrise ausbrach. Nach seiner bisherigen Auffassung konnten revolutionäre Konsequenzen nahe liegen, und dementsprechend stellten sich bei ihm wohl Hoffnungen ein. An Engels schrieb er im November 1857: „So sehr ich selber in financial distress, habe ich seit 1849 nicht so cosy gefühlt als bei diesem outbreak.“ (MEGA² III/8: 193 = MEW 29: 207)

Marx war gerade an der Niederschrift seiner „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie“, verfasste Beiträge u. a. für die New-York Daily Tribune und begann jetzt ein weiteres Projekt, das ihn stark forderte. An Engels schrieb er im Dezember 1857: „Ich arbeite ganz colossal, meist bis 4 Uhr morgens. Die Arbeit ist nämlich eine doppelte: 1) Ausarbeitung der Grundzüge der Oekonomie. (Es ist durchaus nöthig, für das Publikum auf der Sache zu gehn und für mich, individually, to get rid of the nightmare; 2) die jetzige Crisis. Darüber – ausser den Artikeln an die Tribune, führe ich blos Buch, was aber bedeutend Zeit wegnimmt.“ (MEGA² III/8: 221 = MEW 29: 232)

Er habe „3 grosse Bücher angelegt – England, Germany, France.“ (Ebenda) In sie klebte er Ausschnitte und trug Exzerpte aus Zeitungen mit Nachrichten zur Krise ein, insgesamt 1526 Stücke auf 192 Manuskriptseiten, ca. ein Drittel handschriftlich. Meist handelt es sich um pure Wiedergabe, höchst selten mit eigenen Kommentaren. Benutzt wurden vor allem „Economist“, „Manchester Guardian“, „The Times“ und „Morning Star“. Erfasst ist der Zeitraum von Dezember 1857 bis Februar 1858. Marx nannte eine Zweckbestimmung: „Ich denke, dass wir about Frühling zusammen ein Pamphlet über die Geschichte machen, als Wiederankündigung beim deutschen Publico – daß wir wieder und noch da sind, always the same.“ (Ebenda) Aufgrund der Wortwahl „Pamphlet“ ist anzunehmen, dass nicht eine wissenschaftliche Untersuchung geplant war, sondern eine operative Broschüre zu politischem Zweck.

Daraus wurde nichts. Die Krise hatte keinerlei unmittelbar politische oder gar revolutionäre Konsequenzen. Im Vorwort zu seinem Buch „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ von 1859 löste Marx die Verbindung zwischen Wirtschaftskrise und Revolution: Eine Gesellschaftsformation gehe nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, „und neue höhere Produktionsverhältnisse treten nie an die Stelle, bevor die materiellen Existenzbedingungen derselben im Schoß der alten Gesellschaft selbst ausgebrütet worden sind.“ (MEW 13: 9) Als Metapher für eine Revolution wird eine Geburt benutzt, nicht – wie bei Marx und besonders Engels in ihren politischen Schriften für weit weniger wichtige Ereignisse häufig – eine Explosion.

Das Pulver, das Marx in den drei Kontorbüchern (Heften) gesammelt hatte, zündete politisch nicht. Im Februar brach er seine Sammeltätigkeit ab. Aber jetzt noch vermerkte er im Rückblick: „Take all in all, so hat die Crisis wie ein braver alter Maulwurf gewühlt.“ (MEGA2 III/9: 75 = MEW 29: 286) Sie war nunmehr für ihn eine Durchgangsphase in einem Untergrabungsprozess der bürgerlichen Gesellschaft, der längst schon eingesetzt hatte und noch immer im Gange war.

Die „Krisenhefte“ verschwanden in Marx' Nachlass. 2017 wurden sie erstmals in der vierten Abteilung der Marx-Engels-Gesamtausgabe veröffentlicht.

Die Editoren dieses Bandes IV/14 der MEGA sind neben Rolf Hecker Wissenschaftler der japanischen Universität Sendai. Bis 2011 waren u.a. Michael Heinrich und Michael R. Krätke beteiligt.

Marx gab in der Regel die Fundstellen seiner Quellen nicht an. Dies wurde jetzt von den Editoren im Apparat nachgeholt. Sie wiesen, soweit vorhanden, auch die Benutzung der Exzerpte im Briefwechsel und in den Schriften von Marx und Engels nach.

Wenn Marx den mit der Sammeltätigkeit verbundenen Zeitaufwand erwähnte, so ergab sich dieser wohl auch aus dem Bemühen, von vornherein eine Systematik einzuhalten. Diese ist auf den ersten Blick einmal geographisch: Behandelt werden Frankreich, England hier auch „United States“, „Hamburg, Northern Kingdoms, Prussia, Austria (Germany)“, dann, im dritten Heft, noch einmal England, dazu – „Miscellaneous“ – China, Indien, „Australia and Colonies“. Das erste Heft trägt die Überschrift „1875 France“ und wurde vom 7. November bis zum 23. Januar 1858 geführt. Das zweite – „Book oft he Crisis of 1857“ – geht vom 11. oder 12. Dezember 1857 bis zum 23. Januar 1858, das dritte – „The Book oft he Commercial Crisis“ vom 2. Januar 1857 bis zum 20. Februar 1858.

Die Editoren untersuchen in ihrer Einführung (511-559) einen Zusammenhang von Marx' Sammeltätigkeit mit seinen sonstigen Aktivitäten 1857/1858. Er schrieb zehn Artikel für die „New York Daily Tribune“, allerdings „bleibt der Umfang der dafür benutzten Exzerpte verglichen mit dem Gesamtvolumen der Hefte eher begrenzt.“ (555) Gleiches gilt für seine Korrespondenz mit Engels, in der sich beide ausführlich über die Krise austauschten. In einen Artikel hat Marx „die Übersetzung von Briefpassagen“ und „die Paraphrasierung von Exzerpten“ aufgenommen. (532)

Relevanter seien die Beziehungen zwischen der Materialsammlung und den „Grundrissen“. In deren vor Ausbruch der Krise verfasstem Heft II sei eine Einteilung der Märkte – Geldmarkt, Rohstoff-, und Agrar- sowie Industriemarkt (521) – vorgenommen worden, die „in enger Beziehung zu der Gliederung der Krisenhefte“ stehe. (524) Dieser Rahmen habe aufgrund der empirischen Bestandsaufnahme erweitert werden müssen. Im Ergebnis werde in den Krisenheften der Zusammenhang zwischen den Märkten sichtbar. Ein nächster Zugriff darüber hinaus „hätte sogar die Zirkularität der Produktion erfassen müssen.“ (526) Dieser Weg werde in Heft IV der „Grundrisse“ geöffnet, das Marx im Dezember 1857 und Januar 1858 parallel zu den Krisenheften verfasste, bis hin zu einer Krisenerklärung „durch den Begriff der allgemeinen Überproduktion“. (527) Das „theoretische Problem, wie das Netzwerk der unterschiedlichen Teilmärkte in seinen Funktionen und Dysfunktionen agiert, und was seine Dynamik hauptsächlich bestimmt“, habe Marx „in den ‚Grundrissen‘, und zwar in den nach den Krisenheften verfassten Abschnitten, in Angriff genommen“. (556) Allerdings findet sich offenbar kein von diesem in den Krisenheften selbst formulierter Hinweis auf eine solche Verbindung zwischen den beiden Texten.

Gleiches mag für den von Marx nunmehr in den „Grundrissen“ vorgenommenen Übergang zu einem ca. zehnjährigen Krisenzyklus „aufgrund der Periodizität des fixen Kapitals“ (516) gelten. Auch hierfür brauchte er nicht die Krisenhefte. Es kann sich einerseits um eine theorieinterne Wei-

terentwicklung handeln und andererseits um die nachträgliche Erklärung der Tatsache, dass der Zyklus seit 1847 tatsächlich ein Jahrzehnt umfasste. In der „Einführung“ selbst wird darauf hingewiesen, dass theoretische Aussagen der „Grundrisse“ und von „Zur Kritik der Politischen Ökonomie“ sich nicht auf Angaben der Krisenhefte, die sie durchaus hätten stützen können, beriefen, sondern auf neueres Pressematerial und Parlamentsberichte. (570) Die Vermutung liegt nicht fern, dass die Sammlungen von 1857/1858 (anders als von den Bearbeitern angenommen) keine große Bedeutung für Marx' theoretische Arbeit hatten.

Eine digitale Version des nun gedruckt vorliegenden Bandes ist in Vorbereitung und wird dann unter dem jetzt noch nicht eingerichteten Link <http://megadigital.bbaw.de/exzerpte/index.xml?heft=krisenhefte> zugänglich sein. Zu den Vorteilen eines solchen Verfahrens gehört, dass im Nachhinein entdeckte Fehler noch korrigiert werden können. Am Beispiel der Einführung des MEGA-Bandes IV/14: S. 553, Fußnoten 101 und 102: „setze“ (statt „setzte“); S. 555, Fußnote 109: „van den Linden“ (statt „van der Linden“); S. 557, Zeile 40: „Randanstreichen“ (statt „Randanstreichungen“); S. 570, Zeile 1: „approaching“ (statt „approaching“). In Zeile 9 von Seite 523 fehlt offenbar zwischen „Marx“ und „sieben“ das Wort „in“.

Georg Fülberth

Zu Unrecht vergessen

Frank Fehlberg, Arbeitswert und Nachfrage. Die Sozialökonomik von Karl Rodbertus zur Einführung (= Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie, Bd. 47), Metropolis-Verlag, Marburg 2017, 405 Seiten, 38,00 Euro

„Von allen ökonomischen Schriftstellern“ hab’ ich ihn „am liebsten, und ich kann ihn aus rein intellektuellem Vergnügen 100mal nacheinander lesen“, schrieb Rosa Luxemburg. Franz Mehring nannte ihn einen Mann, der es ehrlich meinte „mit der Arbeiterklasse Er hätte wohl ein besseres Schicksal verdient, als so gänzlich vergessen und verschollen zu sein ...“ Gemeint ist Karl Rodbertus (1805-1875), der Theoretiker des junkerlichen oder kleinbürgerlichen utopisch-reformistischen Staatssozialismus, wie die marxistisch-leninistische Theoriegeschichtsschreibung den Ökonomen aus Pommern und Enkel des Physiokraten August Schlettwein sah. Nicht ganz zu Unrecht, schwebte Rodbertus als Repräsentanten des Grundeigentums doch ein harmonischer Bund zwischen seiner Klasse und den Arbeitern gegen das Kapital vor. Frank Fehlbergs Erinnerungen an den Gutsbesitzer von Jagetzow bei Demmin, den linksricardianischen Denker, der beeinflusst von aufklärerischen saint-simonistischen Gedanken seinen junkerlichen Nachbarn als Sonderling galt, sind erschienen im Band 47 der „Beiträge zur Geschichte der deutschsprachigen Ökonomie“. Das ist die verdienstvolle Buchreihe, mit der der Metropolis-Verlag die weitgehend vergessen und verdrängten Teile der deutschsprachigen Wirtschafts-

wissenschaft dem Leser wieder zugänglich machen will.

Verdienstvoll auch, dass Fehlberg die Einzelaussagen der Rodbertusschen Sozialökonomik zusammenfasst und ein geschlossenes Bild der Lehre dieses frühen Kritikers des Kapitalismus zeigt, eine Systematik zumindest seiner zentralen Ideen. (29) Er will den Platz Rodbertus’ in der Geschichte des ökonomischen Denkens bestimmen. Und mit dem Blick zurück „einen Beitrag zum besseren Verständnis der gegenwärtigen Lage“ leisten. (26) Er löst diesen Anspruch ein, ein Vorzug seines Buches. Ein weiterer ist, dass er neben den Originaltexten Rodbertus’ auch die wichtigste Literatur über seinen „Helden“ zu Rate zieht. Selbst die Rodbertus-Rezeption in der DDR, die verbunden ist mit dem Namen Günther Rudolph, der Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften der DDR gewesen war, bezieht er ein. Das ist in einer Zeit, in der Leistungen der DDR-Wissenschaft weitgehend verschwiegen werden, keine Selbstverständlichkeit. Fehlberg stellt in einem umfangreichen Fußnotenwerk viele Verbindungen zu anderen Ökonomen her und bietet so en passant eine Fundgrube theorienhistorischen Wissens. Dass dazu die Arbeiten von Marx und Engels gehören (30), ist zwingend. Auch den unbegründeten Vorwurf Rodbertus’, Marx habe ihn plagiiert, auf den Marx und Engels gelassen reagieren, spart Fehlberg nicht aus.

Der Bewertung der theoretischen Leistungen Rodbertus’ durch Fehlberg kann weitestgehend zugestimmt werden. Diskussionswürdig ist, dass er Rodbertus „einen frühen und eigenständigen Vertreter der histori-

schen Schule“ nennt (67). Dieser sieht sich als kritischen Schüler David Ricardos, worauf Fehlberg selbst hinweist (106, 210). Tatsächlich ist Rodbertus in seiner politökonomischen Lehre Ricardo, dem Vollender der bürgerlichen Klassik, weit näher als der historischen Schule, deren Vertreter sich als Gegner der Klassik begriffen. Allerdings hat auch er seine „Stufentheorie“ – möglicherweise dies der Grund für Fehlbergs Urteil.

Kleinere Mängel sind einige unnötige Wiederholungen (es gibt auch sinnvolle) und Bewertungen, denen man nicht unbedingt folgen muss, so wenn er z.B. in einem Nebensatz Silvio Gesell für seine geldtheoretischen „Leistungen“ lobt.

Im ersten Teil (Theoretische Sozialökonomik) referiert Fehlberg die politökonomischen Grundfragen bei Rodbertus. Dieser bekennt sich 1842 zur *Arbeitswerttheorie* Ricardos, übernimmt auch deren Schwächen. Er kennt weder den Doppelcharakter der Arbeit noch den Zusammenhang zwischen dem Wert und dessen Erscheinungsform, dem Tauschwert. Rodbertus meint, es gäbe nur eine Art Wert, und dies sei der Gebrauchswert. Fehlberg erwähnt die Kritik von Marx an dieser „Seichtbeutelei“. Weshalb er Marx Wertauffassung aber „subjektivistisch“ nennt (87), ist unklar. Verdienstvoll ist, dass Rodbertus seine Sozialökonomik am Arbeitswert verankert. (78) So war er nahe daran, wie Engels schrieb, „dem Mehrwert auf die Spur zu kommen“. (MEW 35: 416) Marx bescheinigt ihm, „das Wesen der kapitalistischen Produktion durchschaut“ zu haben. (MEW 23: 554 Fn) Rodbertus begeht den Fehler der Klassiker, den Mehrwert mit sei-

nen Erscheinungsformen gleichzusetzen. Die Lohnfrage stand im Zentrum seiner Kapitalismuskritik. Er lehnte Ricardos Lohngesetz ab und forderte höhere Löhne über das Existenzminimum der Arbeitenden hinaus. Aber auch in der Lohntheorie überwindet er nicht, was Frank Fehlberg übersieht, die Mängel der klassischen politischen Ökonomie, für die die Arbeit Ware und der Lohn der Preis dieser Ware ist. Erst Marx zeigte den Zirkelschluss und löste den Knoten. Dagegen bringt Fehlberg den Unterschied zwischen beiden Denkern treffend zum Ausdruck, wenn er schreibt, dass „der evolutionäre Sozialökonom Rodbertus Lohnerhöhungen einforderte“, und sich „der Sozialrevolutionär Marx für die Abschaffung der kapitalabhängigen Lohnarbeit“ aussprach. (116) Fehlberg schreibt richtig, dass Rodbertus über die *Differentialrente* Ricardos hinausgeht, der keine *absolute Grundrente* kannte. Bei der Darstellung der Marxschen Lösung der absoluten Grundrente unterläuft ihm der Fehler, den viele begehen, neulich erst Michael R. Krätke, der die Theorie der absoluten Grundrente aufgrund der Technikentwicklung in der Landwirtschaft gar für überholt hält. (Michael R. Krätke, Kritik der politischen Ökonomie heute, Hamburg 2017, S. 124) Sie unterstellen Marx, er habe die absolute Grundrente als das Ergebnis der niedrigen organischen Zusammensetzung des Kapitals in der Landwirtschaft betrachtet. Tatsächlich bringt dieser die Rente auf dem schlechtesten, noch genutzten Boden mit dem hohen Einsatz an lebendiger Arbeit in Beziehung. Aber das ist nicht die Ursache für die Existenz der absoluten Rente.

Die Ursache ist das „bloße juristische Eigentum an Boden“, das dem Eigentümer die Macht gibt, „seinen Boden solange der Exploitation zu entziehen, bis die ökonomischen Verhältnisse eine Verwertung desselben erlauben, die ihm einen Überschuss abwirft ...“ (MEW 25: 765) *„Das Grundeigentum selbst hat die Rente erzeugt.“* (MEW 25: 763) Die im Vergleich zur Industrie relativ niedrige organische Zusammensetzung war nur deren Quelle. In der Krisentheorie bescheinigt Fehlbeg Rodbertus tiefe Einsichten, die der Marxschen Diagnose ähneln (185) und hochaktuell sind. (175 ff) Den tiefsten Grund der Krise sieht Rodbertus im Privateigentum an Boden und Kapital. Obgleich alle großen Krisen „als Geldkrisen oder Börsenkrisen in Erscheinung (treten)“, müsse man festhalten, „dass auch sie nichts sind als Waarenkrisen ...“, schreibt Rodbertus, ein Satz, den man den modernen „Krisenexperten“ des „finanzmarktgetriebenen Kapitalismus“ ins Stammbuch schreiben möchte. Wie Sismondi ist auch Rodbertus der Meinung, dass die Nichtabsetzbarkeit der Produkte mit der Verteilung der Einkommen zugunsten der Produktionsmittel-Eigentümer, mit dem „Gesetz der fallenden Lohnquote“, der sich öffnenden Schere zwischen arm und reich, zu tun habe. In der dadurch im Vergleich zur Produktion zurückbleibenden Nachfrage sah der „Unterkonsumtionist“ Rodbertus, wie Fehlbeg schreibt, nicht nur das Problem der Krise, sondern das des Kapitalismus generell. (198) Widersprüchlich sind die geldtheoretischen Auffassungen. Rodbertus sieht die Verdrängung des Geldes aus der Zirkulation durch den Kredit. (158) Genauer hätte er sagen

müssen, dass die Geldware durch das Kreditgeld verdrängt wird. Das Papiergeld begreift Rodbertus als eine Anweisung auf Geldmetall, während dieses die richtige Anweisung auf Waren sei. (165 f). Andererseits habe Rodbertus die spätere Staatstheorie des Geldes von Georg Friedrich Knapp vorweggenommen. Nach ihr sei das Geld ein Geschöpf der Rechtsordnung. (161) Die Bankzettel ähnelten der Geldschöpfung aus dem Nichts. Die Wirkungen der Zettelbanken sieht Rodbertus positiv. Sie seien die „Wünschelruthen der Industrie“. Ihre Vorzüge seien höher als die Folgen einer „Zettelinflation“, glaubt er trotz des Lawschen Desasters, das er natürlich kannte. Die Grundschwäche – auf die Frank Fehlbeg hätte hinweisen müssen – besteht darin, dass es Rodbertus nicht glückte, die Geldtheorie mit der Werttheorie zu verbinden. So bleibt Geld für ihn lediglich ein „Kommunikationsinstrument“ oder, was oberflächlich gesehen durchaus zutreffend ist, ein „Liquidationsmittel“ der Arbeitsteilung. (101, 163)

Die praktische Sozialökonomik Rodbertus' (Teil II) liest sich wie ein Kompendium moderner linker Wirtschaftspolitik. Von Lohnsteigerungen, die sich am Produktivitätsanstieg orientieren, Arbeitszeitverkürzungen – damals allerdings nur von 12 auf 10 Stunden täglich (216) – und einer Begrenzung der besitzlosen Einkommen über staatliche Wirtschaftsinterventionen und die Verstaatlichung von Großbetrieben bis hin zur Regulierung des Bank- und Börsenwesens, der Erhebung einer Börsensteuer und einer europäisch ausgerichteten Sozialpolitik findet man Forderungen, die auch die heutige Linke unterschreiben

kann. Das gilt weniger für das vorgeschlagene Arbeitsgeld, das die geldtheoretische Schwäche Rodbertus' offenlegt und über das sich Marx und Engels belustigten. Rodbertus' Katalog wirtschaftspolitischer Maßnahmen läuft auf eine Korrektur der ungerechten Einkommensverteilung mit Hilfe einer utopischen saint-simonistischen Zentralbehörde hinaus. Fehlberg nennt ihn daraufhin zumindest in Teilen „einen klaren Befürworter einer Zentralverwaltungswirtschaft.“ (211) Karl Rodbertus habe zwar Klassengegensätze festgestellt, lehnt aber Klassenkampf und Umsturz ab (243); seine angestrebte Harmonie zwischen Grundbesitz und Arbeit mute „blauäugig“ an (153). Sein Ideal: ein Sozialismus durch „friedliche Rechtsetzung“ (244) – sozialreformistische Attitüde, die ihn in eine Reihe mit Saint-Simon (1760-1825), Sismondi (1773-1842) und John St. Mill (1806-1873) stellt.

Im dritten Teil (der Gesellschaftsstaat) würdigt Fehlberg Rodbertus als Politiker, geht ein auf dessen konträren Beziehungen zu Lassalle, seine großdeutsche Haltung, so seine Auffassung über die deutschen Kolonien und gibt Einblicke in die Rezeptionsgeschichte des Rodbertusschen Werkes. Von besonderem Interesse sind dabei die Beziehungen zwischen Rodbertusianern und Marxisten (293-322), aufschlussreich auch die inhaltlichen Verbindungen, die Fehlberg zwischen Rodbertus und Keynes zu erkennen glaubt. Beide seien Anhänger einer Theorie der effektiven Nachfrage und von Staatsinterventionen gewesen. Auch wenn sich Keynes nicht direkt auf Rodbertus bezogen habe, sei die geistige Verwandtschaft

zwischen beiden Denkern offenkundig. (335, 350)

Frank Fehlberg gebührt Dank für seine lesenswerte Erinnerung an einen zu Unrecht vergessenen deutschen Humanisten und Ökonomen, der uns auch heute viel zu sagen hat. Denn dessen Intention, „alle Glieder der Gesellschaft möglichst gleichmäßig am Fortschritt der Produktivität teilhaben zu lassen“, so der Autor, „hat in Zeiten der zahlreichen individuellen und sozialen Krisen nichts von ihrer Dringlichkeit eingebüßt.“ (366)

Klaus Müller

Integrativer Marxismus

Thomas Metscher, Integrativer Marxismus. Dialektische Studien. Grundlegung, Mangroven Verlag, Kassel 2017, 306 S., 25,00 Euro

Dass ausgerechnet ein protestantischer Theologe das fulminante Werk eines marxistischen Philosophen besprechen darf, hat womöglich etwas mit diesem Werk selbst zu tun. Immerhin trägt eines der 6 Kapitel ein Wort des Apostel Paulus: „Prüfet alles, das Gute behaltet.“ (1. Thess. 5, 21). Ein Wort aus der ältesten Schrift des sogenannten „Neuen Testaments“, das völlig angemessen auch als Untertitel zu Metschers neuestem Buch hätte stehen können: Integrativer Marxismus – Prüfet alles, das Gute behaltet. Jedenfalls ist es die Grundmaxime, mit der der Autor ein unglaublich weites Feld durchschreitet, um Antworten auf die Frage zu finden, wie konsistent und universal zugleich der Marxismus heute sein müsste, wenn er den globalen Herausforderungen unserer Gegenwart in Theorie und Praxis gerecht werden

will. Und diese Herausforderungen sind exorbitant, denn: „Unverkennbar tritt die Welt in eine historische Entscheidungsphase, an deren Ende der Rückfall in vorzivilisatorische Lebensverhältnisse, wenn nicht die Auslöschung menschlich bewohnter Welt stehen kann.“ Aber Metscher wäre kein Marxist, wenn er nicht sofort hinzufügen würde: „doch auch der Beginn einer neuen, anderen Welt, die auf den Prinzipien der Kooperation, Gleichheit und eines hegenden Umgangs mit der Natur beruht.“ (25)

Weil ersteres immer wahrscheinlicher zu werden beginnt und letzteres zunehmend utopischer, aber auch alternativlos zu sein scheint, stehen Marxisten heute in einer Situation, in der sie gezwungen sind, den Marxismus neu zu konzipieren – nicht zu reformieren, sondern zu *weiten*. Und Metscher geht für dogmatisch Verengte sehr weit, wenn er sagt: „Die Ausarbeitung des Marxismus, die seine Zukunftsfähigkeit sichern soll, hat nicht allein durch die Aneignung des Universums überlieferten Wissens und überlieferter Kultur wie die Einarbeitung der Ergebnisse der positiven Wissenschaft zu erfolgen. Dazu gehört vielmehr, im vollen Umfang, die Verarbeitung auch nichtwissenschaftlicher Weltanschauungs- und Wissensformen: vom Alltagsbewusstsein und Sprache über Mythos, Religion bis zu den Künsten. Dabei geht es nicht allein und auch nicht in erster Linie um die Ausarbeitung des Falschen und ‚Ideologischen‘ in diesen Formen (dies gehört selbstverständlich immer dazu: die Kritik ist die Bedingung des Gewinns positiven Wissens), sondern gerade um das Herausarbeiten ihrer Wahrheits-

momente. In diesem Sinn ist ein Marxismus der Zukunft als eine *Synthese von Wissensformen* zu konzipieren.“ (43) Prüfet alles, das Gute behaltet – Integrativer Marxismus. So ähnlich hat auch Lenin gedacht – und nicht nur im Blick auf die drei Quellen des Marxismus.

Nicht erst in dem vorliegenden Band hat sich Metscher für eine Konzeption eines integrativen Marxismus eingesetzt. Seine vielfältigen Verweise auf sein überaus opulentes Œuvre sind außerordentlich hilfreich, sein Insistieren auf einen kontextualen Gesamtzusammenhang marxistischer Theoriebildung adäquat einordnen und verstehen zu können. Doch in seinem neuen Werk, das ganz bewusst auch ältere Texte enthält, fokussiert Metscher seine theoretische Perspektive zugleich auf eine Frage, die von manchen Linken womöglich als „Querfront“ denunziert werden wird. Und diese heute alles entscheidende Frage lautet: Ist der Marxismus in der Lage in seiner eigenen Theoriebildung jene bündnispolitische Komponente zu verankern, die allein uns hoffen lassen darf, dass dem weltzerstörenden Imperialismus eine Kraft entgegenwirkt, die ihn nicht zum Ende der Menschheitsgeschichte werden lässt. Damit werden Metschers „Dialektische Studien“, wie er seine einzelnen Untersuchungen im Untertitel nennt, zugleich zu einer eminent politischen „Grundlegung“.

Im Zentrum dieser „Grundlegung“ steht, als könnte es gar nicht anders sein, die *Dialektik*, die heutzutage von anderen marxistischen Autoren bereits ins Exil der Philosophiegeschichte verabschiedet wurde. Für

Metscher hingegen steht und fällt der Marxismus, erst recht ein integrativer Marxismus, mit eben jener Dialektik, die als eine geradezu ontologische Struktur natürlich das Sein und auch das Denken des Menschen bestimmt. Dialektik ist eine „Fundamentalkategorie“ (173), die zum Nukleus marxistischer Theorie und Praxis gehört. „Der entscheidende Schritt dialektischer Erkenntnis ist der des Erkennens der wechselseitigen Abhängigkeit des Einen vom Anderen, eines grundlegenden Reflexionsverhältnisses“, das sich auf einen „unendlichen Progress“ (186) bezieht und deshalb alles Dogmatische kategorisch ausschließt und kein statisches „Entweder – Oder“ (200) zulässt. Das aber heißt: die Dialektik führt in eine Expansion, kraft derer auch der Marxismusbegriff expandiert zu einem „Begriff von Marxismus, der neben dem Kernbereich der Wissenschaft auch Philosophie und Kunst umfasst – der Marxismus als *Trias von Wissenschaft, Kunst und Philosophie*“ (14).

Und mehr noch: Diese „Trias“ eines dialektisch konzipierten Marxismusbegriffs eröffnet Perspektiven und Themenbereiche, die herkömmlicherweise ignoriert oder gemieden oder eskamotiert worden sind. „Felder theoretischer Erweiterung“ (139) nennt Metscher jene Komplexe menschlichen Lebens, die bisher fast ausschließlich zum Besitzstand von Idealismus, Existenzialismus und Religion gehörten. Aber wenn Zeugung, Geburt, Liebe, Glück, Leid, Krankheit und Tod „*Grundtatsachen menschlichen Daseins*“ (140) sind, dann gehören sie ebenso in den Reflexionshorizont marxistischen Denkens wie die sog. Sinnfrage. „Der

Marxismus, will er mehr sein als eine bloß kritische Theorie – der Marxismus als philosophische Weltanschauung – kann solchen Fragen so wenig ausweichen wie den Erfahrungen, aus denen sie hervorgehen.“ (141) Auf dem „*Terrain des Begriffs*“ werden sie philosophisch wohl kaum zu beantworten sein, aber auf dem „*Terrain der Kunst*“ können sie einen Ort der Bewältigung finden. So ähnlich hat das übrigens auch Peter Hacks gesehen, als er seinen „Numa“ sagen ließ: „Wenn sich die Menschheit selbst gerettet hat, / muss sich der Mensch noch immer selber retten.“

Thomas Metscher ist bekanntlich nicht nur Philosoph, er ist Anglist und Germanist, er ist Kunst- und Kulturtheoretiker und wohlbekannt auch als ehemaliger Professor für Ästhetik. Und glücklicherweise spiegelt sich dieses multiple Wissenschaftsprofil auch in seinem Marxismusverständnis: Integrativer Marxismus. Zu dem gehört selbstredend auch die Auseinandersetzung mit der Religion, die für ihn fast unproblematisch ist, solange die Religion nicht Kriegs- und Herrschaftsdienst leistet. Weil zum Marxismus kein prinzipieller Atheismus gehört und weil es sich bei Theismus und Atheismus gleichermaßen um Glaubensfragen handelt, dürfen sie getrost Privatsache sein und bleiben. Für den Marxismus gilt allein das Wissen, auch wenn dieses Wissen an Grenzen gebunden ist, die nicht durch Glaubenssätze überschritten werden dürfen, sondern allein durch mehr Wissen. Ein „religionsförmiger“ Marxismus „deformiert sich zur Ideologie“ (145). Auch in diesem Zusammenhang wird Metschers unbedingtes In-

teresse an einer möglichst breiten und umfassenden Bündnispolitik deutlich: „Der Raum für ‚kommunistische Christen/Innen‘ ..., für jeden Glauben, der die sozialistisch/kommunistische Zielsetzung bejaht, muss seitens des Marxismus wie seiner Organisationen ohne Vorbehalt offen sein.“ (147)

Es ist auch dieses politische Interesse, dass Metschers Umgang mit dem Utopiebegriff bestimmt. Dabei geht es keineswegs um die Annullierung der Engelsschen „Entwicklung des Sozialismus von der Utopie zur Wissenschaft“, wohl aber um die heute immer bedrängender werdende Frage, was der Marxismus dem Imperialismus eigentlich entgegenzusetzen hat – außer Analyse und Kritik. Wir stehen vor und zum Teil auch schon mitten in einer Epochenkrise, die für die zivilisierte Menschheit in Barbarei oder gar im Exitus enden könnte. Der Kapitalismus hat eine Gesellschaft geschaffen, deren Sozialität zunehmend zu Makulatur wird. Die Entwertung aller zivilisatorischen Werte durch die „Vermarktung des Menschlichen“ (Lucien Sève) führt in der finanzgetriebenen Globalisierung in den „konvulsivischen Durchbruch einer ‚Un-Welt‘“, des Hieronymus Bosch. Und deshalb Metschers Frage nach der „konkreten Utopie“: Welche Welt- und Gesellschaftsbilder haben wir dem entgegenzusetzen? Welche „Konstruktion von Möglichem“ (158), welche alternative Perspektive auf das Zukünftige, auf eine andere, eine neue Kultur? Eine Perspektive, die auch anderen zur Orientierung werden könnte! Es klingt geradezu apodiktisch, wenn Metscher schreibt: „Ich plädiere für die Notwendigkeit einer

solchen Utopie. Sie folgt aus der praktischen Notwendigkeit einer anderen Gesellschaft als es die bestehende ist.“ Ich „plädiere dafür, das Moment utopischen Denkens in den Marxismus zurückzuholen – nicht im Sinn von ‚Rezepten für die Garküche der Zukunft‘, wie Marx spottend gesagt hat, sondern als *Denken des geschichtlich Möglichen*, im Hier und Jetzt möglich Gewordenen: der *konkreten Utopie*.“ (156)

Schon jetzt gibt es heftigen Einspruch gegen die Implantierung des Utopiebegriffs in den Marxismus (junge Welt 3./4. 02. 2018, S. 13). Aber dass es bei Metscher um den Weg zurück von der „Wissenschaft hin zur Utopie“ geht, davon steht in seinem Buch wirklich nichts. Ganz im Gegenteil: „Der Marxismus steht als wissenschaftliche Theorie auf dem Boden der Wissenschaften und des von ihnen erarbeiteten positiven Wissens.“ (44) Und er hat dabei alle Ergebnisse der positiven Wissenschaften kritisch und zugleich vorurteilsfrei zu verarbeiten und „kraft der Methode dialektischer Kritik das Wahre und Falsche, Brauchbare und Unbrauchbare sorgfältig zu scheiden“, um das Wahre und Brauchbare „in den Korpus marxistischen Wissens einzuarbeiten“ (42).

Dieser Metschersche Ansatz ist ebenso kühn wie notwendig. Aber es ist schon so: Die Dialektik bringt selbst den Marxismus zum Tanzen, denn Dialektik hat es nicht nur mit dem Widerspruch zu tun, sondern auch mit der integrativen Synthese, die die Wahrheit im Alten in die Wahrheit des Neuen aufhebt und in der Wechselwirkung selbst des Konträren neues Wirken erzeugt. Und Metscher

zeigt in seinem großartigen Buch, dass das für alle Themenbereiche zutrifft, auch für Geschichte, Gesellschaft, Kultur, Ethik, Ideologie... Sein Projekt ist auf 4 Bände angelegt. Der erste liegt uns nun vor, und wir dürfen mit Spannung auf die Fortsetzungen warten, die vieles, was in der „Grundlegung“ nur in Abbreviationen zur Sprache gebracht werden konnte, entfalten und entwickeln wird. An einem Grundsatz freilich können wir uns schon jetzt festhalten. „Der Marxismus ist seinem Wesen nach eine emanzipatorische Theorie. Sein Ziel ist ein diesseitiges: reale Befreiung, ein von Angst, Gewalt und Not befreites Dasein auf der Basis menschlicher Gleichheit. Das bedeutet: *Sozialismus als reale Demokratie*. Für diesen Zweck sollten alle Kräfte, die sich diesem Ziel verpflichten, zusammentreten.“ (285) Für dieses politische Ziel hat Thomas Metscher ein grundlegendes theoretisches Werk vorgelegt.

Dieter Kraft

Harich und Lukács

Wolfgang Harich, Georg Lukács. *Dokumente einer Freundschaft. Schriften aus dem Nachlass Wolfgang Harichs. Band 9. Mit weiteren Dokumenten und Materialien herausgegeben von Andreas Heyer, Tectum Verlag Baden – Baden 2017, 515 S., 39,90 Euro*

Über 100 Texte, Briefe und Dokumente von Wolfgang Harich an, über und zu Georg Lukács werden in diesem Band präsentiert. Beginnend mit dem Zeitungsartikel „Georg Lukács sprach über Goethe“ spannt sich der Bogen bis zu den Rückblicken Wolf-

gang Harichs auf das Erbe Lukács‘ in der Zeit nach der deutschen Wiedervereinigung. Heyer gelang es trefflich, hier ein weitgehend vollständiges Bild der direkten Äußerungen von Harich über Lukács zu zeichnen. Gliedert wird das Schrifttum Harichs zu Lukács in zwei Teilen:

- Die ersten Jahre in der DDR, die Zeit von 1949 bis 1956 nehmen zwei Drittel des Platzes ein. In dieser Periode war Harich sowohl im Aufbau Verlag als auch in der Deutschen Zeitschrift für Philosophie der Hauptansprechpartner für Lukács.

- Der zweite Teil, überschrieben mit „Späte Kämpfe“, umfasst jene Dokumente, Eingaben und Briefe, die sich mit Harichs Kampf für Lukács, für dessen „Rückkehr“ in die Öffentlichkeit der DDR, für eine neuerliche Rezeption seiner Werke beschäftigen.

Die in den Band aufgenommenen, bisher nicht gedruckten Texte, stammen aus dem Nachlass Harichs, der im Amsterdamer Internationalen Institut für Soziale Geschichte (IISG) aufbewahrt wird. Verglichen wurde zudem mit den Beständen des Lukács-Archivs in Budapest und des Aufbau Verlags in Berlin.

Auf mehr als einhundert Seiten führt Heyer in die Thematik ein. Zu Recht nimmt dabei die Hegel-Debatte in der DDR einen zentralen Platz ein. Lukács‘ Hegel-Verständnis stieß schon 1951, noch vor Erscheinen seines Buchs „Der junge Hegel“ in der DDR, auf Kritik der SED. Treffend kommentiert Heyer „Man könnte ja meinen, dass die SED anderes zu tun hatte, als ein ausländisches Buch zu kritisieren.“ (S.22) Aber auch die Diskussionen an der Humboldt Uni-

versität um Harichs Vorlesungen verliefen ähnlich. Niemand kannte sie, aber seine Kollegen kritisierten sie wegen der Nähe von Lukács und Harich. Die Vorwürfe gegen Harich gipfelten gar in einem Parteiverfahren.

Für Lukács und Harich war Hegel der prägnanteste Vertreter des bürgerlich-philosophischen Fortschritts seiner Zeit. Natürlich hatten Marx und Engels Hegel vom Kopf auf die Füße stellen müssen. Auch wenn Hegel Idealist gewesen sei und den deutschen Idealismus zu seiner höchsten und vollendeten Form führte – sein Denken und seine Theorien waren fortschrittlich. Die Gegner der Lukács-Harichschen Hegel-Interpretation beriefen sich auf Stalin, der angeblich der Hegelschen Philosophie vorgeworfen hätte, „aristokratische Reaktion auf den französischen Materialismus und die französische Revolution“ gewesen zu sein. Harich hatte in seiner Hegel-Denkschrift 1952 nachgewiesen, dass es zwar vier Lesarten dieses Stalin-Diktums gab, aber keinen einzigen quellenmäßigen Beleg. Lukács und Harich waren sich in dem Bestreben einig, Hegel aus der Umklammerung Stalins, Scharanows und der SED zu befreien.

Heyer warnt eindringlich vor einer Verflachung der Analyse. Die Vermischung von Partei-Auftrag und eigenen Theorien sei kein Spezifikum des Denkens von Lukács, ganz im Gegenteil bezeichne es einen charakteristischen Zug des fast schon typischen Agierens im Koordinatensystem des real existierenden Sozialismus. Ohne Unterwerfung keine eigene Meinung, ohne Opportunismus keine Opposition – eine merkwürdige, aber durchaus treffende Formel. Die Biographien

von Lukács und Harich (bis 1956) zeigten an, beide mussten zuerst von der Partei akzeptiert werden, dieser helfen, Loyalität beweisen, um dann partielle Kritik üben zu können. Begriffe wie „Kaderphilosophie“ (Kapferrer) oder naive Abrechnungen (von Neubert über Wolle bis zu Herzberg und Maddeis) würden da nicht weiterhelfen, meint Heyer.

Was der Herausgeber zum Schweigen der Intellektuellen 1956/57 ausführte, überrascht, da es eher an die problematische Sicht in Walter Jankas Essay vom Herbst 1989 unter dem Titel „Schwierigkeiten mit der Wahrheit“ erinnert. Es gab damals nur wenige Zeitgenossen, die Jankas Wertungen widersprachen. Zu diesen zählte Wolfgang Harich mit seinem 1993 publizierten Buch „Keine Schwierigkeiten mit der Wahrheit“. Glücklicherweise hat Janka sich selbst nicht auf seine Erinnerung verlassen. Er ging noch in die plötzlich offenstehenden Archive. In dem Buch „Die Unterwerfung“, das kurz nach seinem Tode erschien, ging er auf Archivquellen ein, die seinen Wertungen von 1989 direkt widersprechen. Harich nahm das noch mit freudiger Erregung zur Kenntnis. Über die bei dem Prozess 1957 anwesende Anna Seghers hatte Janka in seinem Essay von 1989 geschrieben: „Anna Seghers sah betroffen zu Boden ... sie schwieg. Und sie schwieg auch nach dem Prozess ... Selbst Ulbricht hätte es nicht gewagt, sie verhaften oder belästigen zu lassen. All das wusste sie. Trotzdem blieb sie stumm.“ In Jankas letztem Buch wird aus einem MfS-Papier zitiert: „Anna Seghers ging nach dem Abschluss der Urteilsverkündung nach vorn, um Janka noch einmal ei-

nen aufmunternden Blick zuzuwerfen." Ein Unterleutnant Paroch hatte am Tag zuvor informiert: „Hierbei konnte ich eine empörte Haltung von Seghers, Weigel und auch teilweise von Bredel feststellen." Bechers Kritik am ZK der SED in seiner Rede auf der 29. Tagung im November 1956 wurde nicht veröffentlicht. Sie liegt als „parteiinternes Material“ im Archiv. Auch zu seinen Stalin verherrlichenden Gedichten äußerte sich Becher. Seine tiefgründige Selbstkritik wurde allerdings erst im Jahre 1988 im Heft 3 von „Sinn und Form“ veröffentlicht.

Nicht ganz schlüssig sind die Ausführungen Heyers zu Harichs Kontakten mit dem Ostbüro der SPD. Harich wünschte in der Krisensituation Anfang November 1956 Kontakte zu führenden Sozialdemokraten in Bonn. Zu diesem Zwecke hatte er am 2. November 1956 den Stellvertretenden Vorsitzenden der West-Berliner SPD, Josef Braun, aufgesucht, der ihm Kontakte zur „Baracke“ in Bonn zusagte. Beim Besuch am folgenden Tag stellte ihm Braun den Genossen Alfred Weber aus Bonn vor, der gelegentlich in Berlin weile. Am 6. November traf Harich Weber in dessen Villa im Grunewald. Er wurde da auch mit einem jungen Mann namens „Siegfried“ bekannt gemacht, der für die SPD in der Hochschulgruppenarbeit tätig sei. Weber überreichte ihm eine Broschüre, die einen Artikel der „SED-Opposition“ über den besonderen deutschen Weg zum Sozialismus enthielt. Harich entdeckte auf der Broschüre den Stempelaufdruck „Ostbüro der SPD“. Letzte Gewissheit, dass er von Braun zum Ostbüro gelenkt worden war, erhielt Harich, nachdem die beiden ihm ihre Tele-

fonnummern diktiert hatten. Sie bestanden darauf, dass Harich sich diese in verschlüsselter Form ins Notizbuch einträgt. Auch sollte er bei Anrufen nur seinen Vornamen nennen. In einem 23 seitigen Schreiben vom 28. März 1980 hatte Harich Willy Brandt dazu zutreffend mitgeteilt, dass er von Josef Braun in einen Kontakt mit dem Ostbüro der SPD förmlich hineingeködert worden sei. Dadurch habe sein Schritt gegen sein eigentliches Wollen einen nach der Verfassung und den Gesetzen der DDR kriminellen Charakter erhalten. Rein politische Gespräche hätten ihm vielleicht einen Parteiausschluss aus der SED eingebracht, so aber erhielt er die hohe Strafe von 10 Jahren Zuchthaus. Brandt antwortete bezogen auf die Vorgänge im Jahre 1956 ausweichend. Er könne sich daran nicht mehr erinnern. Er schlug Harich ein Gespräch mit Egon Bahr vor. Von einer Entschuldigung der SPD ist nichts bekannt. Vollständige Aufklärung schaffte Manfred Rexin am 8. Februar 1999 vor der Historischen Kommission der SPD Berlin. Er wies nach, dass Josef Braun jener hochangebundene SPD-Informant für die HVA war, den Marcus Wolf in seinen Memoiren „Freddy“ nannte. Das bedeutet aber, dass nicht führende Vertreter der SPD Harich in Kontakt mit dem Ostbüro gebracht hatten, sondern das MFS. Harich und seine Mitstreiter mit ihren für die SED-Führung unbequemen Reformvorschlägen konnten so kriminalisiert und isoliert werden. Führende Schriftsteller und Künstler konnten sich dadurch, dass das Ostbüro mit im Spiel war, sich nicht offen mit dem „Kreis der Gleichgesinnten“ solidarisieren.

Der Band 9 des Harich-Nachlasses ist ein wichtiger Baustein für eine noch zu schreibende historisch-kritische Darstellung der DDR-Geschichte. Bei einer zweiten Auflage sollte ein sachlicher Fehler korrigiert werden. Der Geschichtsprofessor, mit dem Harich befreundet war, hieß Joachim Streisand, nicht wie im Buch (einschließlich Personenverzeichnis) ausgewiesen – Jürgen Streisand.

Siegfried Prokop

Geschützte Schutzlosigkeit. Konturen einer Philosophie- politik

Enno Rudolph, Wege der Macht. Philosophische Machttheorien von den Griechen bis heute. Velbrück Wissenschaft, Weilerswist-Metternich 2017, 153 S., 24,90 Euro

Im Fall der Macht ersetzt das Bescheidwissen das Wissen. Ein unwissendes Alltagswissen weiß über ein soziales Phänomen, über eine bestimmte politische Motivation ganz und gar Bescheid: über Macht. Immer wieder werden jedoch auch Theorien der Macht angehäuft und immer wieder vergehen sie irgendwie spurlos. In der Antike wurde einmal befunden, alles Streben nach Macht sei leer, es gebe keine Macht. Das statuierte in der Nachfolge Epikurs der überaus ernst zu nehmende Denker Lukrez, der auch Nietzsche zutiefst beeinflusste. Monografien zum Thema der Macht sind daher das vermutlich Risikanteste, was sich das Philosophieren zumuten kann und darf.

Wird dies bedacht, so mag gewarnte Leser der Monografie von Enno Rudolph mit erstaunter Erleichterung auf

die folgenden Erstsätze stoßen: „Gelingende Ironie ist angewandte Souveränität. Solange jemandem diese Souveränität nicht streitig gemacht wird, hat er Macht – je nachdem, im Kleinen oder im Großen, direkt oder indirekt. Die Macht der Ironie verdankt sich der Ironie der Macht.“ Endlich. Statt der sterilen sozialwissenschaftlichen dogmatisch und kryptodogmatisch dozierenden Diskurse – am Schluss ist die Rede von „der sterilen Methodik der zeitgenössischen Systemtheorie“ (147) – darf nun offenbar wieder das belebende Getränk der Ironie getrunken werden, solange es dem Geist jene Nüchternheit verschafft und erhält, von der einst Montaigne forderte: Um nicht einzusinken, müsse man „glisser le monde“, müsse man die Welt durchgleiten. Ohne sich auf Montaigne zu beziehen, scheint Rudolph dies zu tun, Texte der Macht und Ansprüche auf sie zu durchgleiten im Bewusstsein des ironischen Grundzugs der Macht. Dabei gelangen aphoristisch entlarvend leuchtende Sätze wie: „Das Jüngste Gericht war das Ultimatum der Religion, solange sie an der Macht war. Die Terroristen gleichen apokalyptischen Reitern [...] Sie rauben Allah die letzte Chance zu beweisen, dass Gott doch noch nicht tot ist.“ (147)

Leicht macht es seinen Lesern der Verfasser indes nicht. In einer präzise zuspitzenden und raffenden Prosa wird er mit dichten Deutungen Platons, Thukydides', Hobbbes' Machiavellis, Shakespeares, Kants, Rousseaus Rawls', Benjamins, Blumenbergs, Heideggers, Cassirers, Nietzsches, Habermas' und Rortys konfrontiert. Deutungen, die meist Umdeutungen darstellen und den Leser nicht

– wie es der Mainstream zu tun pflegt
 – mit dem überraschen, was er bereits kennt. Das Buch bildet zudem das Gegenteil des in der Philosophie gern gepflegten Stils der Umständlichkeit. Es bietet unumständlichen Stil. Dies alles in einer Besprechung zu referieren würde Enno Rudolphs geistvolle Präsentation mit dem Frischhaltebeutel einer referierenden Repräsentation überziehen, die er weder verdient noch nötig hat. Der Rezensent wählt daher einen anderen, riskanteren Weg, der dem absichtlich riskanten Unternehmen des Verfassers gerechter wird. Es sei daher eine Vermutung darüber aufgestellt, welche Einsicht dem Buch zugrunde liegt und danach sei an ausgewählten Beispielen demonstriert, wozu ihm Platon, Kant und so fort letztlich dienen.

Zunächst die Vermutung: Keine Bevölkerung schafft es, einer Regierung, wie begründet auch immer, vorzuschreiben, was sie tun und zu unterlassen hat. Ebenso vermag keine Regierung, wie mächtig und listig auch immer, der Bevölkerung dauerhaft und allseitig vorzuschreiben, was sie tun und zu unterlassen hat. Folglich ist Herrschaft weder von unten noch von oben im Sinn einer strikten Über- und Unterordnung möglich. Herrschaft bildet ein Dilemma. Trotzdem scheint es keine Gesellschaft ohne beanspruchte Monopolisierung von Gewalt geben zu können. Wie also lässt sich das Dilemma der Herrschaft lösen? Nicht durch Herrschaft, verstanden als regelförmiges System sozialer Unterordnung. Dies nämlich ist faktisch die Antwort der positivistischen Sozialwissenschaft. Herrschaft vermag nicht – und explizit formuliert ist dies sofort evident – das Herrschafts-

dilemma zu lösen, denn sie ist deren Teil. Der Verfasser lässt sich darauf nicht ein und verwendet das Wort Herrschaft nicht. Er geht davon aus, dass die Weise, wie mit dem Herrschaftsdilemma umgegangen wird, genau das ist, wovon das Buch handelt: Macht. Soll also Macht den doppelten Herrschaftsanspruch von oben und von unten so am Leben erhalten, dass das Dilemma nicht destruktiv wirksam wird? Nehmen wir an, dass es darum gehe, dann ist es aussichtslos, dass Macht allein dies leisten kann. Was aber kann Macht hierbei leisten? Der Verfasser lässt einleitend erkennen, dass mit dem Thema der Macht im Kontext der offenen Herrschaftsfrage noch andere Größen aufgerufen sind: Souveränität, Recht, Moral, Vernunft. Wie lassen sich diese vier Begriffe und die Macht verstehen, so dass sie in ein Bezugsgefüge gebracht werden können, das die offene Herrschaftsfrage weniger offen sein lässt? Manche waren und sind der Ansicht, dass dieses Bezugsgefüge objektiv im Sinn von über-personal sein müsse. Wenn es so wäre, droht dann aber nicht eine Art Determinismus, der die Gestaltbarkeit der sozialen Beziehungen negiert und dessen Anspruch sich totalitär auswirkt? Das gesamte Buch durchzieht die Abwehr sozialen Determinismus, für welche die Sozial- und Geschichtsphilosophie Hegels steht. Somit ist die Entscheidung gegen eine überpersonal verstandene Macht klar und grundlegend. Macht sei personal, wird als „*die Fähigkeit, andere seinen Interessen gefügig zu machen*“ definiert (10f.), und was als notwendige Zusammenhänge von Macht konstruiert werde, entspringe „ursprünglich einem kontin-

genten Zusammenwirken personaler Mächte“, das heißt es handele sich um „Projektionen der personalen Macht auf historische und soziokulturelle Phänomene [...], die durch ihre Schablonisierung den Schein einer absoluten Entwicklung annehmen, an die mancher Hegelianer heute noch glaubt“ (11). Macht sei „ein naturgegebener Vektor“, „eine Naturgabe, ein Talent“ (14). Mit dieser Annahme opponiert er gegen den geläufigen Anti-Naturalismus der Sozialwissenschaften.

Leitend für Rudolphs Konzeption des gesuchten Bezugsgefüges ist eine personale und kommunikative Verbindung von Macht und Ironie zur Souveränität, bei der nicht ausgeschlossen werden dürfe, dass Moral und Vernunft Mitspieler sind. Es sei zwar in der Ironie der Macht begründet, dass das Recht machtabhängig sei, sofern und solange Macht zur souveränen Geltungssetzung werde. Vernunft und Moralität jedoch können verhindern, dass das Herrschaftsdilemma scheinbar vollständig gelöst werde, nämlich auf totalitäre Weise. „Ein totalitärer Regent duldet keine Ausnahmen von der herrschenden Ideologie – ausgenommen diejenigen, über die er selbst befindet“ (13). Machtabhängiges Recht könne und solle daher menschenrechtskonforme Geltung besitzen.

Es zeichnen sich also durchdachte Konturen zu einem Umgang mit dem Herrschaftsdilemma ab. Diese Konturen blieben jedoch abstrakt, wenn sie nicht in Verhältnis gesetzt würden zum makrohistorischen Ereignisverlauf. Mithilfe zweier Phänomene gelingt dem Verfasser eine erhebliche Verstärkung und Vertiefung jener Machtkonturen, nämlich durch Ein-

beziehung der Phänomene von Säkularisierung und Philosophiepolitik. Säkularisierung wird verstanden als der „Prozess des vollständigen Geltungsentzugs von im metaphysischen Sinn transzendent deduzierten, insbesondere religiös legitimierten kulturellen Normen“ (13). Erscheint Säkularisierung irreversibel, so wird mit Philosophiepolitik der Nachweis beansprucht, dass Philosophie politischer ist als ihr Ruf. Beispielsweise haben Rousseau und Kant „beide in intellektuellem Widerstand gegen die herrschende Monarchie“ Philosophie in den Dienst politischen Interesses gestellt (13).

Nochmals, eine Verbindung von Ironie, personaler Macht und politischer, geltungsbestimmender Souveränität ergibt die eine Seite der Milderung des Herrschaftsdilemmas. Diese Milderung vermag jedoch nur dann vor Totalitarismus zu schützen, wenn sie Vernunft und Moral einschließt. Ob und wie Vernunft und Moral hierbei zu Wort kommen, ist Sache der Philosophiepolitik. Auf den Seiten 63 bis 73 liefert der Verfasser, wenn nicht eine Grundlegung, so doch eine grundlegende Analyse, wie Philosophiepolitik unter den Bedingungen von Säkularisierung, Aufklärung und Revolution möglich ist. Mit Recht ist Kant dabei Ausgangs- und Bezugspunkt. Kant nämlich weiß, was zu meiden ist, nämlich zunächst eine Revolution, die zu Feindschaftsverfestigung und Feindesvernichtung ausholt. (Die geschah in Frankreich mit der politischen Justiz der Prairial-Gesetze von 1794 und der Terreur blanche nach dem Thermidor.) Sodann ist eine Geschichtsphilosophie zu meiden, die Aufklärung und Säu-

larisierung als Analogie zur versprochenen heilsgeschichtlichen Erlösung der Menschengattung konstruiert. Drittens ist, damit eng verbunden, nicht nur eine Religionsanalogie, sondern ein Wiedererstarben der Religion selbst zu meiden. Dies sind die Verneinungen. Wie sehen die Bejahungen aus? Konvergenz von Vernünftigkeit und Bürgerlichkeit. Während Rousseau seinen Versuch, Mensch und Bürger zu versöhnen, wegen der Selbstermächtigung der Regierung in einem volkssouveränen Staat wieder aufgab, möchte Kant, wie Enno Rudolph betont, weitergehen. Gesellschaftliche Klassen sind nicht als Feinde zu behandeln, sondern „als Kontrahenten eines diskursiven Rasonnements der Vernunft“ (65). Kant setze auf Fähigkeit und Bereitschaft zu gesellschaftlichem Lernen und dabei auf „*Wandel durch kritische Inklusion*“ (65). Das aber setzt eine Regelung eines Phänomens voraus, das mit Aufklärung und Säkularisierung als Faktum unweigerlich verbunden ist: weltanschauliche Pluralität im Sinn einer Vielfalt „verschiedener Lebensentwürfe und normativer Orientierungen“ einschließlich der damit verbundenen Konflikte (70). Wenn John Rawls als ein zeitgenössischer Kant-Nachfolger unterstellt, die Fliehkräfte des Pluralismus würden von der Integrationskraft des menschlichen Gerechtigkeitssinns reguliert, so sei ihm entgangen, „dass sich der Gerechtigkeitssinn eines jeden menschlichen Individuums von dem eines jeden anderen mindestens so sehr unterscheidet wie der Geschmack“ (69).

Der Verfasser bleibt unerbittlich. Er anerkennt Rawls' Konzept der „civil

disobedience“ zur Behebung ungerechter Freiheitsverteilung im Namen der beiden Gerechtigkeitsgrundsätze von Rawls. Widerstand könne sich jedoch auch gegen diese Grundsätze selbst wenden. Habermas, der zweite heutige Erbe Kants, bemängelt an Rawls die Unveränderlichkeit der Gerechtigkeitsgrundsätze, ohne die kommunikative Kompetenz als unhinterfragbare Voraussetzung zeigen zu können. Wie geht es dann weiter? Es komme darauf an, den Pluralismus nicht nur als Faktum und Norm, sondern als ein Gut zu betrachten, „weil er ein Bewusstsein von der Unverzichtbarkeit weltanschaulicher Toleranz generiert.“ Damit ist der Verfasser bei dem Denker, dem er das letzte Wort gibt, bei Richard Rorty. Dieser aber weise auf den „konstruktiven Skeptizismus“ von David Hume zurück und definiert: „Skepsis ist eine politische Tugend des Verzehrs auf die Einflussmacht in der Zeit nach dem Geltungsverlust universaler Prinzipien“ (73).

Mit seinen ausgedehnten Überlegungen zu Benjamin, Nietzsche, Cassirer, Blumenberg und Rorty antwortet der Verfasser nicht mehr auf die Frage, wie personale Macht und Souveränität mit Moral und Vernunft verbindbar sind. Platon und Kant bieten dafür Modelle. Die weiteren Überlegungen antworten auf eine nicht ausdrücklich gestellte Frage. Als Formulierung dafür sei vorgeschlagen: Welche kulturelle Konstellation gehört zu jener Verbindung von personaler Macht und Vernunft und welche Konstellation scheidet aus? Zugehörig ist Säkularisierung. Ausscheiden sollen, wie uns Nietzsche lehre, Essentialismus und Dualismus. Das Buch schwingt in

eine Atmosphäre der Reflexion aus, die das Denken davor bewahren will, Verbindungen personaler Macht und Vernunft in objektiven Strukturen erstarrten zu lassen, die etwa bei Benjamin drohen oder gar in Heideggers Legitimation des nationalsozialistischen Totalitarismus münden. Weil dieses Urteil mit seinem eigenen Anspruch auf Zutreffen nicht verhindern kann, in Objektivität auszulaufen, deshalb könnte es am Ende eine Ironie meinen, die gedanklichen Schutz der Schutzlosigkeit aussetzten und dieser wiederum mit jenem begegnen möchte.

Bernhard H. F. Taureck

Faschismus in den Niederlanden

Peter Romijn, Der lange Krieg der Niederlande. Besatzung, Gewalt und Neuorientierung in den vierziger Jahren, Wallstein Verlag, Göttingen 2017, 293. S., 15,00 Euro

Als die Niederlande am 5. Mai 1945 von der Besatzung der Deutschen befreit wurden, war dies für das Land nur bedingt ein Ende des 2. Weltkriegs. Denn als Kolonialmacht wollten die Niederlande in Indonesien noch einen Herrschaftsapparat gegen Japan und die indonesische Befreiungsbewegung verteidigen. Auf die niederländische Paradoxie, Opfer einer Gewaltherrschaft gewesen zu sein und eine Gewaltherrschaft gegenüber den Indonesiern ausgeübt zu haben, macht Peter Romijn vom Institut für Kriegs-, Holocaust- und Genozidforschung (insituut voor oorlog-, holocaust- en genocidstudies, NIOD) in seiner Darstellung aufmerksam, ohne die einzigartigen

Verbrechen der Deutschen in den Niederlanden zu relativieren. Romijns Text basiert auf einem Vortrag am Jena Center Geschichte des 20. Jahrhunderts und wird in der dortigen Reihe verlegt. Er stellt die Geschichte der Besatzung der Niederlande aus niederländischer Perspektive dar. Neben der Auflistung der Verbrechen der Deutschen zeigt er dadurch auch, wie die historisch neutralen Niederländer gespalten waren zwischen den Polen des Paktierens mit den Deutschen, um Schlimmeres zu verhindern (Politik des kleineren Übels) und der Option des Widerstands. Die deutsche Verfolgung der Juden traf die Niederlande besonders hart: „In kaum einem anderen Land war die antisemitische Verfolgungs- und Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten so 'effizient' wie in den Niederlanden.“ (103) Die „Opferquote“ lag bei 79 Prozent. Als Gründe führt Romijn fehlende Fluchtmöglichkeiten aufgrund der geographischen Lage, die Populationsdichte der Niederlande, die kaum Versteckmöglichkeiten zuließ, das Versagen des Verwaltungsapparats und die fehlende Solidarität der Exilregierung an. Bedingt durch seine Forschungsbiographie untersucht Romijn besonders das Agieren des niederländischen Verwaltungsapparats und das Verhalten der Bürgermeister. Zum Ende des Krieges verschob sich der Schwerpunkt des Sich-Verhaltens gegenüber den Deutschen hin zum offenen, oftmals bewaffneten Widerstand, was von den Nazis mit brutalem Terror beantwortet wurde. Der Widerstand wurde unterstützt von den Alliierten, aber auch von der Exilregierung in

London, an deren Spitze Königin Wilhelmina stand. Nach dem Krieg setzte sich die Königin wieder an die Spitze, ohne sich von Ministern oder dem ehemaligen Widerstand in ihre Politik hineinreden zu lassen. Romijn würdigt auch den kommunistischen Beitrag zum Kampf gegen die deutschen Besatzer: „Die Kommunisten erbrachten große Opfer im Kampf gegen die Deutschen, und ihre Partei verkörperte den Glauben an eine gerechtere Nachkriegsordnung.“ (209) In der Nachkriegszeit wurde die CPN dann aus weltpolitischen Gründen schnell marginalisiert. Niederländische Nazis waren organisiert in der Nationaal Socialistische Beweging NSB, ab Ende 1941 die einzige erlaubte politische Vereinigung in den Niederlanden. Ihre Geschichte ist eng verknüpft mit dem Namen ihres Vorsitzenden Anton Mussert. Mussert biedererte sich dem Reichskommissar Arthur Seyß-Inquart an und wurde für seine Kollaboration mit der deutschen Verwaltung als einer von 149 Tätern zum Tode verurteilt. Musserts Urteil gehörte zu den 40, die auch vollstreckt wurden. Unmittelbar nach dem Krieg internierte die niederländische Verwaltung in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung zwischen 120.000 und 150.000 Nazi-Kollaborateure. Doch schon Mitte 1947 waren nur noch 25.000 inhaftiert – die Freigelassenen sollten resozialisiert werden, durften jedoch bis Ende der 50er nicht an Wahlen teilnehmen. In den 50ern wurde die niederländische Bindung an Deutschland ökonomisch wichtiger und die Verfolgung der deutschen Täter stockte aus diplomatischen Gründen. Ebenfalls aus diplomatischen

Gründen, insbesondere der Einbindung in die UN, verzichteten die Niederlande nach heftigen Kämpfen und zum Teil extremer Gewaltanwendung im Dezember 1949 auf ihren Anspruch auf Indonesien. Die niederländischen und indonesischen Verhandlungspartner vereinbarten, „die Frage der Kriegsverbrechen auf sich beruhen zu lassen und keine gegenseitige Strafverfolgung einzuleiten“ (182). Romijn stellt das lange gepflegte niederländische Selbstbild in Frage, nachdem die niederländischen Truppen in Indonesien einen gerechten Krieg gekämpft hätten. Der Jenaer Historiker Norbert Frei versucht in einem angehängten Interview erfolglos, mit seinen Fragestellungen Romijns Weigerung einer Relativierung der deutschen Kriegsverbrechen zu durchbrechen, indem er beispielsweise fragt, ob die Deutschen nicht ein europäisches Einigungsprojekt geschaffen hätten, wäre da nur nicht die ausufernde Gewalt gewesen. Romijn bleibt aber im Gespräch wie in seinem Text dabei, die deutsche Besatzungs- und Vernichtungspolitik nicht gegenüber anderen Konflikten und Kriegshandlungen verblassen zu lassen. Der Faschismus ist auch in der Geschichte der Niederlande singulär.

Christoph Horst

KPD-Verbot

Josef Foschepoth, Verfassungswidrig! Das KPD-Verbot im Kalten Bürgerkrieg, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht 2017, 492 S., 40 Euro

61 Jahre nach dem Verbot der KPD durch das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) am 17.08.1956 legt der Freiburger Historiker Josef Fosche-

poth eine neue Studie zum KPD-Verbot vor. Anlass ist der jetzt mögliche Zugang zu den Geheimakten der Bundesregierung aus den 1950er Jahren und zu den Beständen der KPD und SED im Koblenzer bzw. Berliner Bundesarchiv.

Foschepoth untersucht, ob die Bundesregierung politischen Druck auf das Verfahren ausgeübt hat und ob verfassungsrechtliche und gesetzliche Bestimmungen verletzt worden sind, wenn ja, in welchem Umfang und mit welchen Folgen (10 f.). Die materielle Verfassungswidrigkeit des Verbotes, wie sie von der KPD im Prozess selbst vorgetragen wurde, nämlich der Verstoß gegen höherrangiges, vorkonstitutionelles Recht (Potsdamer Abkommen und Lizenzierung der KPD durch die alliierten Siegermächte) sowie das damalige Wiedervereinigungsgebot des Grundgesetzes bleibt unberücksichtigt. Dementsprechend werden maßgebliche politische und juristische Kritiker wie z. B. Wolfgang Abendroth und Helmut Ridder nicht einmal erwähnt.

Folgt man dem Mainstream unter heutigen Historikern und Juristen, dann war der Prozess gegen die KPD ein rechtsstaatlich einwandfreies, nach seinem politischen Sinn jedoch überflüssiges, zumindest aber zweifelhaftes Verfahren. Das BVerfG habe aufgrund der rechtlichen Prämissen nicht anders entscheiden können, nachdem die Bundesregierung den Verbotsantrag gestellt hatte. Inzwischen hat das BVerfG mit seinem Urteil vom 17.01.2017 selbst festgestellt, dass zu einem Parteiverbot ein verfassungswidriges Programm nicht ausreicht, sondern dass die Partei auch über das Potential zu dessen Realisie-

rung verfügen muss. Bei Anwendung dieses Grundsatzes hätte die KPD im Jahr 1956 wohl kaum verboten werden können.

Dem tritt Foschepoth entgegen. Das KPD-Verbot war „politisch gewollt und daher rechtlich notwendig“ (272). Er beschreibt akribisch und belegt durch Archivmaterialien, wie BVerfG und Bundesregierung unter Bruch von Gesetzen und Verstoß gegen elementare Verfassungsgrundsätze der Gewaltenteilung, des rechtlichen Gehörs, der Gleichbehandlung und des fairen Verfahrens das Ziel durchsetzen, die Kommunisten aus dem öffentlichen Leben der Bundesrepublik endgültig zu verbannen. Das Urteil des Verfassungsgerichts ist damit selbst verfassungswidrig. Die Strategie und Taktik zwischen dem Gericht und der Prozessvertretung der Bundesregierung wird in geheimen Besprechungen abgestimmt. Der Verfassungsrichter Stein führt eine illegale Vernehmung durch und das manipulierte Protokoll dient als Beweismittel im Prozess. Allein dieser Vorgang und seine (teilweise faksimilierte) Dokumentation nehmen 41 Seiten des Buches ein. Begleitend zum Prozess werden mit gerichtlicher Ermunterung Polizeiaktionen, Durchsuchungen und Beschlagnahmen in extensiver Form durchgeführt. Das BVerfG, das sich als „Hüter der Verfassung“ versteht, übernimmt – anfangs etwas widerwillig – die Rolle eines Vollzugsorgans der Bundesregierung. Man kann davon ausgehen, dass nicht alle Richter aufgrund ihres Selbstverständnisses diese Rolle akzeptiert haben. Um sie gefügig zu machen, wird den Richtern des Ersten Senats schließlich im

Sommer 1956 angedroht, ihnen das Verfahren gesetzlich zu entziehen, wenn sie bis Ende August 1956 nicht abschließend entschieden hätten. Da kapituliert das BVerfG und fällt termingerecht das gewünschte Urteil. Dieses Gesetz ist als „Lex KPD“ in die Geschichte eingegangen.

Zum Mainstream gehört ebenso der Mythos der „antitotalitären Äquidistanz“¹ als sinnstiftende Ideologie der Bundesrepublik. Er soll seinen Ausdruck unter anderem in den gleichzeitigen Verbotsverfahren gegen die KPD und die offen nazistisch auftretende Sozialistische Reichspartei (SRP) gefunden haben. Demgegenüber beschreibt Foscaphoth den anti-kommunistischen Nationalismus als das politisch-ideologische Fundament der Bundesrepublik (15). In der Tat hat die Bundesregierung beide Verfahren im November 1951 eingeleitet, gegen die SRP allerdings nicht freiwillig. Als die SRP im Mai 1951 bei den Landtagswahlen in Niedersachsen auf Anhieb 11 Prozent erreichte, forderten die Westalliierten energische Schritte gegen die SRP. Weil man dem außenpolitischen Druck nachkommen musste, entschied sich die Bundesregierung für das Verfahren gegen die SRP. Justizminister Dehler (FDP): Wenn sich ein Verbot der SRP nicht vermeiden lässt, dann sollte auch die KPD verboten werden. Ein solches Verfahren hatte Dehler bereits im Februar 1950 als eine der ersten Aufgaben des noch zu gründenden Verfassungsgerichts bezeichnet.

Der Autor versteht seine Arbeit als

„erste wissenschaftliche Erforschung des KPD-Verbots“ (467). Dies scheint ein wenig zu hoch gegriffen. Eine juristische Arbeit will sie sicherlich nicht sein. Foscaphoth sieht das KPD-Verbot als Teil des „nationalen Konflikts um die doppelte Staatswerdung Deutschlands“ (19), als Teil des „Kalten Bürgerkrieges ... von Deutschen gegen Deutsche“ (18). Die Auffassung, dieser „Kalte Bürgerkrieg“ sei Anfang der 1970er Jahre durch einen „historischen“ Kompromiss (20) mit der doppelten Staatswerdung von BRD und DDR beendet worden, werden all diejenigen, die seither Opfer staatlicher Verfolgung und Diskriminierung geworden sind, nicht teilen, wenn auch in einem anderen Verständnis von „Kalttem Bürgerkrieg“ als Foscaphoth.

Dass das KPD-Verbotsverfahren von Gesetzesverstößen und Rechtsverletzungen bestimmt war, haben die Vertreter der KPD bereits während des Prozesses geltend gemacht. Das Verdienst der Arbeit von Foscaphoth besteht darin, diese auf der Basis neu zugänglicher Quellen untermauert zu haben.

Heribert Peters

„Wende und Anschluss“

Günter Benser, Die vertanen Chancen von Wende und Anschluss. Es bleibt eine offene Wunde oder Warum tickt der Osten anders? Verlag am Park in der edition ost Verlag und Agentur, Berlin 2018, 200 Seiten, 14,99 Euro

Die Anzahl der Buchpublikationen zur deutschen Vereinigung von 1990 ist beträchtlich. Um der Komplexität des Themas, ihrer politischen, wirt-

¹ Uwe Backes/Eckard Jesse, Vergleichende Extremismusforschung, Baden-Baden 2005, S. 187.

schaftlichen und kulturellen Seite gerecht werden zu können, wird für derartige Darstellungen oft die Form des Sammelbandes gewählt: Autoren unterschiedlicher Provenienz betrachten die Vereinigung und ihre Folgen ausschnittsweise und schätzen sie fachlich ein. Die Herausgeber der Bände bemühen sich dann im einleitenden oder im Abschlusskapitel um eine Synthese.

Die Zahl der Monografien zur Thematik lässt sich dagegen mit der Hand abzählen. Jüngst hat sich Günter Benser dieser Mühe unterzogen. Der prominente DDR-Historiker – vor knapp 10 Jahren hat er seine Geschichte der ostdeutschen Republik veröffentlicht – beginnt die Darstellung des historischen Ablaufs mit einem Kapitel „Erstarrung in der DDR und eine orientierungslose Führung“. Es folgen Kapitel über die Aktivitäten der Bürgerbewegungen im Herbst 1989, über „die chaotische Öffnung der Staatsgrenze“, die Verhandlungen um eine Vertragsgemeinschaft DDR-BRD um die Jahreswende 1989/90, über den „Jubel in den nationalen Taumel“ und zur „Einheit als Sturzgeburt“. Weitere Buchkapitel sind der Demontage des materiellen und intellektuellen Potentials der DDR gewidmet.

Es geht Benser nicht nur um eine Rekonstruktion der dramatischen Ereignisse. Der Impetus seiner Analyse lässt sich am Untertitel seines Buches erkennen: Er lenkt die besondere Aufmerksamkeit des Leser auf Seiten des Vereinigungsprozesses, die Auskunft darüber geben können, warum der nicht so verlief, wie sich das seine Befürworter in Ost und West gewünscht hatten, warum er bei den zwischen Elbe-Saale und

Oder wohnenden Deutschen offene Wunden hinterlassen hat, weshalb die 1990 propagierte Angleichung des Osten an den Westteil des Landes bis heute nicht gelungen ist. Benser ist dadurch in der Lage, eine Antwort auf die Fragen all jener, – insbesondere junger – Deutscher zu geben, die heute mit den Folgen der Ungereimtheiten der Vereinigung zu-rechtkommen müssen. Damit grenzt sich der Autor ganz bewusst von jenen üblichen Darstellungen des Einheitsprozesses ab, die dessen problematische Züge weitgehend unterdrücken bzw. die Schuld an den nicht zu leugnenden Defiziten des Einheitsprozesses allein bei den ehemaligen DDR-Bewohnern suchen.

Benser ist nicht nur um eine ausgewogene Darstellung bemüht. Er stellt bei der Behandlung der „Wende“ regelmäßig die Frage „Was wäre wenn?“ Was wäre geschehen, wenn diese oder jene Entscheidung nicht so, sondern anders oder früher gefallen wäre. Es sind dies die Fragen, wie sie die Alternativgeschichte stellt, eine wissenschaftliche Forschungsmethode mit deren Hilfe ausgelotet werden kann, welche der historisch gegebenen Möglichkeiten von den damals Handelnden ergriffen wurden bzw. welche zu ergreifen sie versäumten. Ohne Zweifel bietet der deutsche Vereinigungsprozess für die Anwendung dieser Forschungsmethode besondere Voraussetzungen. Benser hat sie konsequent benutzt. Bis Anfang November 1989 sind die versäumten Entscheidungen, die vertanen Chancen fast ausnahmslos bei der SED-Führung zu finden. Benser deckt sie gnadenlos auf. Seit Beginn des ersten Halbjahres 1990

seien sie, so Benser, jedoch fast vollständig bei den westdeutschen Politikern, bei der Kohl-Regierung zu finden. Deren – aus heutiger Sicht – Fehlentscheidungen, ob absichtlich gefällt oder im Einigungsrausch unzureichend durchdacht getroffen, bewirkten in Ostdeutschland Verkrüppelungen und Zerstörungen, die bis heute nachwirken. Sie werden von Benser ebenso rücksichtslos, auch hinsichtlich ihrer mittel- und langfristige Folgen, beschrieben.

Günter Benser, der in seiner Wissenschaftsfunktion – er arbeitete am Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED und übernahm 1989 dessen Leitung – selbst unmittelbar in den Strudel jener Ereignisse gerissen wurde, die er in seinem Buch beschreibt, hat allen Versuchungen, seine Darstellung als Gegenrechnung aufzumachen, widerstanden, hütet sich vor pauschalen Verurteilungen bzw. unverdienter Rechtfertigung der damals Handelnden. Das ist ihm auch deshalb gelungen, weil er mit großer Sorgfalt und in einem achtungsgebietenden Umfang die im vergangenen Vierteljahrhundert zur Thematik entstandene Literatur ausgewertet hat: Publikationen anderer um Seriosität bemühten Fachkollegen, Memoiren der Leiter von Umwandlung und Abwicklung betroffenen DDR-Institutionen in Wissenschaft, Kultur, Politik und Wirtschaft; Bücher in denen Befragungen auch des einfachen Bürgers zur „Wende“ in der DDR vorgestellt und ausgewertet und Interviews mit den damals politisch Verantwortlichen gemacht wurden; Dokumentenpublikationen, die über die Haltung der führenden Politiker in Ost und West zu den Ereignissen und

Entscheidungen der Jahre 1989/90 Auskunft geben. Nicht nur Bücher und wissenschaftliche Zeitschriften hat Benser ausgewertet, er hat sich auch die Mühe gemacht Zeitungen vom „Neuen Deutschland“ bis zur „Frankfurter Allgemeinen“, von der „jungen Welt“ bis zum „Rheinischen Merkur“ nach lesenswerten Beiträgen zum Thema deutsche Einheit zu durchforsten.

Neben den „Wendeereignissen“, die in entsprechenden Darstellungen wiederholt ihren Niederschlag gefunden haben, wenn auch selten so kurz und präzise dargestellt wie bei Günter Benser, enthält seine Publikation auch einige Kapitel über Seiten und Momente des Einigungsprozesses, die der interessierte Leser außer in seinem Buch kaum finden wird. Dazu gehören die Bemühungen der PDS, mit dem Stalinismus abzurechnen, die nach drei im Jahre 1990 der Aufarbeitung gewidmeten Konferenzen in diesem Rahmen abgebrochen werden mussten, weil der Partei, inzwischen unter das Kuratel der Treuhandanstalt/Direktorat Sondervermögen gestellt, die finanziellen Mittel entzogen wurden. Dazu gehört das Kapitel „Die Ohnmacht der SPD“, der es nicht gelang, gegen das Vorgehen vom „Kanzler der Einheit“ Kohl eine eigene gesellschaftspolitische Strategie für das künftige einheitliche Deutschland zu entwickeln und offensiv zu vertreten.

Ebenfalls zu den kaum behandelten Themen gehört Bensers Analyse des wahren Wirkens der entsprechend eines Beschlusses des Deutschen Bundestages im März 1992 eingesetzten beiden Enquete-Kommission zur „Aufarbeitung der Geschichte und Folgen der SED-Diktatur“. Unter bei-

der Obhut entstanden bis 2015 etwa 7.000 Publikationen, statistisch gesehen pro Werktag etwa ein Titel. Die Vorgaben beider Kommissionen, schreibt Günter Benser, „waren alles andere als ergebnisoffen formuliert, sondern in Themenwahl und Sprachgebrauch von Vorurteilen und Vorverurteilungen geprägt. Besonders zwei Formeln dienten der Manipulierung der öffentlichen Meinung. Die Formel von zwei Diktaturen und die Formel vom Unrechtsstaat.“ (148)

Um abschließend meinen Eindruck von der Lektüre der Publikation in einem Satz zusammenzufassen: Es handelt sich bei dem gut lesbaren Buch, das in der Kompaktheit, mit der die Probleme des Zustandekommens und der Folgen der deutschen Einheit mit aller Präzision und erfreulicher Kürze benannt, beschrieben und analysiert werden – um eine bisher beispiellose Darstellung, die jedem an Deutschlands jüngerer Geschichte und den daraus resultierenden gegenwärtigen Problemen Interessierten in West wie Ost unbedingt zu empfehlen ist.

Jörg Roesler

Eurosklerose?!?

Andreas Wehr, Europa, was nun? Trump, Brexit, Migration und Eurokrise. Köln 2018, PapyRossa Verlag, 175 S., 13,90 Euro.

„Sechzig Jahre nach ihrer Gründung befindet sich die Europäische Union in ihrer schwersten Krise“ – so die Diagnose des Autors in seinem neuen Buch zur EU. Ihm geht es um eine nüchterne Analyse und nicht um Modellbasteleien zu einer linken ‚europä-

ischen Zukunftsvision‘. Verständlich geschrieben, gut informiert und mit mehr Tiefgang als viele vergleichbare Publikationen der letzten Zeit in den einzelnen EU-Sachgebieten ist Wehrs neues Buch eine interessante Lektüre, die zu einer kontroversen Diskussion über das Verhältnis der Linken zur EU einlädt.

Zur *Eurokrise* (11-49) fasst er gerafft deren bisherigen Verlauf und ihre Ursachen zusammen. Diese hatte er in seinen vorherigen Büchern bereits ausführlicher analysiert.¹ Die ‚Rettung‘ Griechenlands sieht er als gescheitert an und erwartet eher ein viertes knebelndes Kreditpaket der EU-Gläubiger. Kritisch beleuchtet er die lockere Geldpolitik der EZB (Nullzinspolitik, *Quantitative Easing*, Anleihenkaufprogramm), die Verschärfung des Stabilitäts- und Wachstumspakts und den Fiskalvertrag sowie die Diskussion um Macrons und Schäubles Vorschläge zur Reform der Eurozone. Informativ sind seine Ausführungen zur Diskussion um Alternativen bei Konservativen und Linken (Aufspaltung in Nord- und Süd-Euro, Neues Europäisches Währungssystem EWS II, Transferunion, linke ‚Plan B‘- Initiativen usw.).

Das *Brexit-Kapitel* (50-96) bietet fundierte Informationen über die Hintergründe, warum es zur Volksabstimmung über den EU-Austritt im Juni 2016 kam, in welchem gesellschaftlichen Klima es stattfand und warum das ‚Ja zum Brexit‘ siegte: „Die hohe

¹ A. Wehr, Griechenland, die Krise und der Euro; Köln, 2010; und A. Wehr, Der kurze griechische Frühling. Das Scheitern von SYRIZA und seine Konsequenzen, Köln, 2016

Beteiligung von Unterprivilegierten, und hier vor allem von Angehörigen der Arbeiterklasse hat das Referendum entschieden. In Gebieten, wo das *Leave* überwog, gingen gut drei Millionen mehr zur Abstimmung.“ (62) Es war ein vielschichtig motiviertes Protest-Votum gegen die Folgen neoliberaler ‚Globalisierung‘ und gegen die eigenen britischen Eliten. Viele Linke in Europa waren über den Ausgang des Referendums entrüstet: dahinter stehe der von ‚Rechtspopulisten‘ (UKIP usw.) geschürte Rassismus und Nationalismus. Bei der vorgezogenen Parlamentswahl im Juni 2017 kam Jeremy Corbyns Labour mit einem linkssozialdemokratischen Programm und der Ansage, die Brexit-Entscheidung zu akzeptieren, auf über 40 Prozent der Stimmen. UKIP stürzte auf 1,8 Prozent ab. Dies zeigt zumindest, dass die Sache wohl komplexer ist. Während viele Linke in Europa Corbyn nun als großen Hoffnungsträger feiern, bleibt Wehr eher skeptisch. Labour ist für den Verbleib in der Zollunion und (mit Ausnahmeregeln) im EU-Binnenmarkt. Dies mache es schwierig, die im Labour-Programm vorgeschlagenen Maßnahmen wie die Renationalisierung der Post, der Eisenbahn usw. gegen das geltende EU-Binnenmarktrecht durchzusetzen.

„Die Krise des ‚grenzenlosen Europas‘ wird nirgendwo sichtbarer als im Versagen der Union, ihr Versprechen einer gemeinsamen Asyl- und Migrationspolitik einzulösen“ (97) – so eröffnet Wehr das Kapitel (97-140) über die *„Flüchtlingskrise als Spaltpilz der EU“*. Informativ und kritisch behandelt der Autor den deutschen Asylkompromiss von

1992 als Anker des so genannten Dublin-Verfahrens: Flüchtlinge müssen in dem EU-Land Asyl beantragen, in dem sie zuerst angekommen sind. ‚Gut‘ für Deutschland, weil es in der ‚Mitte Europas‘ liegt: Asylsuchende könnten ja nur mit dem Flugzeug einreisen. Wehr beleuchtet kompetent die Reformen des Dublin-Verfahrens, die ‚Flüchtlingskrise 2015‘ und die Reaktionen darauf, das Scheitern eines europäischen Umverteilungssystems für Flüchtlinge, den EU-Türkei-Deal und die Abkommen mit nord-afrikanischen und weiteren afrikanischen Staaten zur Schließung der Mittelmeerroute usw. Einig sind sich alle EU-Staaten in der verstärkten Abwehr von Flucht- und Migrationsbewegungen. Blockiert ist jeder Versuch eines europäischen ‚Verteilungssystems‘ oder gar einer europäischen Vergemeinschaftung der Asyl- und Migrationspolitik, wie Macron sie anstrebt.

Der im Untertitel des Buchs erwähnte US-Präsident Donald Trump kommt ins Spiel, weil er den Brexit befürwortete, das von seinem Vorgänger Obama und der EU verhandelte Handels- und Investitionsschutzabkommen TTIP auf Eis legte und eine protektionistische Schutzzollpolitik nach dem Motto ‚America First‘ in Angriff nimmt. Die bisherige transatlantische Partnerschaft wird rissig. Die EU traut den bisherigen US-Sicherheitsgarantien für Europa nicht mehr und bastelt an einer eigenständigen ‚Europäischen Verteidigungsunion‘ (PESCO, 155 ff).

Wehr erinnert an frühere Integrationskrisen des ‚europäischen Projekts‘ (171), die damals mit dem

Label ‚Eurosklерose‘ belegt wurden. Gegenwärtig schreitet die EU-Integration in Bereichen wie der ‚Verteidigungsunion‘ und dem Ausbau der ‚Festung Europa‘ im Konsens aller EU-Regierungen zügig voran. Blockaden sieht Wehr zu Recht bei der Asyl- und Migrationspolitik, der Reform der Eurozone, und über das Konzept eines ‚Europas der verschiedenen Geschwindigkeiten‘ usw. Sein Fazit: „In den gegenwärtigen Krisen hängt es daher mehr und mehr von den politischen Entscheidungen der Mitgliedsländer ab, was aus der Europäischen Union wird. Mit einem Wort: Auch in Europa ist der Nationalstaat zurück.“ (173)

Der Nationalstaat als zentraler Akteur war aber in den vergangenen 60 Jahren kapitalistischer europäischer Integration nie ‚weg‘, was Wehr in seinen früheren Publikationen stets überzeugend aufzeigte. Die interessantere politische Frage ist: kann das ‚Deutsche Europa‘ sich weiter behaupten – welches mit Austeritätsunion à la Maastricht bis zum Fiskalvertrag etc. schrittweise mit kalter ökonomischer Dominanz und nicht mit ‚kultureller Hegemonie‘ durchgesetzt wurde? ‚Osteuropa‘ geht von der Fahne wg. Flüchtlingen und Migration, auch gegen ‚westliche‘ Konzepte von ‚Demokratie und Rechtsstaatlichkeit‘ (Rechtsregierungen in Polen und Ungarn, Stichwort ‚illiberale Demokratie‘). ‚Südeuropa‘ beugt sich weiterhin, möchte aber mehr ‚wachstumsfördernde Investitionen‘ als Gegenleistung dafür. ‚Nordeuropa‘ verteidigt Schäubles alte Linie gegen die Reformpläne von Macron und die Orientierungen im

Koalitionsvertrag der neuen Groko in Deutschland.² Das sind erstmals offene Spaltungslinien sogar in ‚Kerneuropa‘.

Klaus Dräger

Imperialistische Kriege im Nahen Osten

Aktham Suliman, Krieg und Chaos in Nahost. Eine arabische Sicht, Frankfurt/Main Verlag Nomen 2017, 225 S., 17,90 Euro.

Aktham Suliman, der aus Syrien stammende Journalist und ehemals Berliner Büroleiter des qatarischen TV-Senders Al Jazeera, bekannt als „Arabischer CNN“, leitete diesen von 2002 bis 2012. Er hat nun eine brillante, sachlich und kritisch geschriebene Analyse der Kriege und des vom US-Imperialismus verursachten Chaos im Nahen Osten vorgelegt. Suliman ist zu bescheiden, wenn er seine, sich nur auf Nahost beziehende Analyse einschränken möchte. Dem Autor gelang es, Ursachen, Triebkräfte und strategische Hintergründe der geopolitischen Katastrophe im Nahen Osten schonungslos bloßzulegen und die strategischen Dimensionen zu analysieren, welche weit über den Nahen Osten hinausgehen. Auch auf den Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern geht er ausführlich ein, wobei er die koloniale Besatzpolitik der israelischen Regierungen und ihrer internationalen Verbündeten kritisch beleuchtet (34 ff.).

Al Jazeera war der einzige unabhängige arabische Sender, der permanent live über die Brutalität des US-

² Siehe: Nordallianz stellt sich gegen Euroideen, FAZ vom 7.3.2018.

geführten imperialistischen Krieges gegen Irak berichtete, womit über 50 Millionen arabische Haushalte erreicht wurden. George W. Bushs in Europa agierende „Pudel“, der britische Premierminister Tony Blair, war darüber so wütend, dass er seinerzeit dazu aufrief, die Zentrale von Al Jazeera in der qatarischen Hauptstadt Doha zu bombardieren. Soweit kam es zwar nicht, aber die Zentrale des Senders in der irakischen Hauptstadt Bagdad wurde zerstört.

Mit der „Arabellion“ änderte sich die politische Orientierung des Senders. Er wurde von einer offen und objektiv informierenden Institution zu einem Instrument der islamistischen Bewegung der „Ekhwan al Muslemin“, der Muslimbruderschaft, und der Außenpolitik der Regierung des Emirats Qatar und der Interessen der USA (18).

Suliman analysiert messerscharf die von den USA inszenierten Kriege am Golf, weist nach, wie UN-Beschlüsse instrumentalisiert, die Vereinten Nationen durch die US-Administration permanent gedemütigt wurden. Die UN-Resolution Nummer 678 vom 29. November 1990 wurde so interpretiert, dass über Nacht aus dem scheinbaren Schutzschild für die Zivilisten eine Aggression gegen Irak geworden ist (25).

UN-Inspektoren konnten nachweisen, dass Irak keinerlei Massenvernichtungswaffen besaß. Dennoch, so der Autor, hätte die US-Armee die nuklearen Fähigkeiten Iraks „in die Steinzeit zurückgebombt“ (27). Sie haben in Irak „eine größere Bombenlast abgeworfen als während des gesamten Zweiten Weltkrieges“ (26). Der CNN-Reporter Bernhard Shaw be-

richtete: „Der Himmel über Bagdad leuchtet.“ (39).

Die Schrecken des Krieges, dessen Ende nicht absehbar ist, werden minutiös beschrieben (113–161). Angefangen von der Folter im CIA-Gefängnis in Abu Ghraib bis zur Erschießung von Zivilisten aus einem Hubschrauber auf der Straße in Bagdad durch US-Söldner informiert Aktham Suliman sehr präzise über die Kriegsverbrechen der USA und ihrer Alliierten (28 ff.).

Suliman belegt, dass sowohl durch die US-Botschafterin in Bagdad, April Glaspie, als auch durch das US-Außenministerium der Regierung Saddam Hussein grünes Licht für den Überfall auf Kuwait gegeben worden ist (S. 32). Dadurch wurde die irakische Regierung in die Kuweiter Falle gelockt und später vernichtend geschlagen. Selbst beim Rückzug aus Kuwait gab es für die irakischen Militäreinheiten keine Gnade. Dies kommt meines Erachtens einem Kriegsverbrechen ganz nah.

Francis Fukuyama mit seiner These vom „Ende der Geschichte“ und Samuel P. Huntington mit dessen brachialen Begriff vom „Kampf der Kulturen“ werden als geistige Brandstifter eingestuft, die dann auch den heißen Krieg unterstützten (49). Die gängige Version der Ereignisse des 11. Septembers 2001 stellt Suliman stark in Frage und rückt ausführlich die Verbindungen von Al Qaida-Chef Osama bin Laden und dem palästinensischen Theologen und Führer der Muslimbruderschaft Dr. Abdallah Azzam mit der CIA in den Vordergrund (65–110).

Im letzten Kapitel beschreibt er als guter Beobachter den so genannten Ara-

bischen Frühling, der keiner wurde. Wer sich über die nationalen, regionalen und internationalen Zusammenhänge und Verflechtungen der Kriege und Konflikte in und um den Nahen Osten aus erster Hand informieren möchte, dem sei das Buch von Aktham Suliman wärmstens empfohlen.

Matin Baraki

Anatomie der AfD

Gerd Wiegel, Ein aufhaltsamer Aufstieg. Alternativen zu AfD & Co. PapyRossa Verlag Köln 2017, 128 Seiten, 12,90 Euro

Dass die unter dem Namen „Alternative für Deutschland“ (AfD) firmierende Partei ein gravierendes Symptom des Verfalls der repräsentativen Demokratie im 21. Jahrhundert ist, dürfte mittlerweile offensichtlich sein. Die politischen Verfechter des Marktradikalismus haben die letzten dreißig Jahre genutzt, um System und Prinzip der bürgerlichen Demokratie auf reines Verwaltungshandeln zu reduzieren. Die Wahlmöglichkeiten werden zunehmend eingeschränkt, die politische Agenda wird auf kapitalhörige Machbarkeitskriterien verengt, maßgebliche politische Akteure werden ununterscheidbar und kritische Öffentlichkeit findet nur noch in kleinen publizistischen Nischen oder im Kabarett statt. Etwas unglücklich ist diese Situation als „Post-Politik“ bezeichnet worden; das Irreführende des Begriffs besteht darin, er ein Ende von Politik suggeriert, während tatsächlich eine unzureichende Politik betrieben wird, deren Schwach- und Leerstellen massiv von der AfD besetzt worden sind.

Da es keinerlei Anzeichen dafür gibt, dass die etablierten Parteien, Verbände und Bewegungen diesen Zustand tatsächlich verändern wollen oder können, ist relativ klar, dass die AfD in ihrer jetzigen Zusammensetzung und Stoßrichtung kein kurzlebiges Phänomen darstellt. Vielmehr fehlt, so auch die Kernaussage der instruktiven Analyse von Gerd Wiegel, eine grundsätzliche gesellschaftspolitische Alternative zu kapitalistischer Ausbeutung und spätimperialistischer Herrschaft. Zu Recht wird konstatiert, dass der Aufstieg der Rechten in Deutschland und Europa „auch ein Versagen der Linken“ ist (105). Wiegel, Politikwissenschaftler und ausgewiesener Kenner rechter und neofaschistischer Politikbestrebungen, untersucht in drei Hauptkapiteln den Aufstieg und Durchbruch der AfD, ihre Position im Spektrum der europäischen Rechten und die inhaltlichen Gründe für den Aufschwung rechtsgerichteter Politik. In einem knappen Schlusskapitel werden Gegenstrategien angedeutet. Als wesentlich muss festgehalten werden, dass die AfD in ihrer sozialen Struktur und Ausrichtung eine Partei des Kleinbürgertums ist, die alle Ängste, Verwerfungen und Ressentiments der vermeintlich Zu-kurz-Gekommenen im Lande bündelt und artikuliert. Dabei wird von ihr nicht einfach nur mit faschistischen Einstellungen, rassistischen Überzeugungen und entsolidarisierenden Thesen gespielt, diese gehören vielmehr zum Markenkern der AfD. Der Zerfall herkömmlicher Politikformen aus den sich verschärfenden gesellschaftlichen Widersprüchen manifestiert sich nach Wiegel u.a. in Desintegration und Kontrollverlust (16), wodurch eine politische Repräsentations-

lücke bei all jenen entstanden ist (S.24), die keine Chance mehr sehen, von der parlamentarischen Politik überhaupt gehört zu werden, geschweige denn Einfluss auf Entscheidungen nehmen zu können. Von dieser Repräsentationslücke sind mittelständische Kapitalfraktionen ebenso betroffen wie Angestellte und prekär Beschäftigte.

Ein wichtiger Punkt ist dabei die Ethnisierung der sozialen Frage durch die AfD und die europäischen Rechte (S.60). Wiegels hat Recht, wenn er die Unterschiede zwischen den AfD-Positionen und historischen faschistischen Bewegungen hervorhebt, vor allem im Hinblick auf einen defensiven Nationalismus, auf das Konzept des sogenannten Ethnopluralismus und auf die fehlende Unterstützung des Großkapitals (109-111). Aber schon beim Eindringen in öffentliche Diskurse, in der Themensetzung und bei der Aufwallung affektiver Empörung ist die AfD auf dem Weg, ihre publizistische Isolation hinter sich zu lassen, so dass ein „Umkippen“ der veröffentlichten Meinung wie zum Ende der Weimarer Republik nicht mehr ganz so weit hergeholt erscheint. Insofern wird man realistisch-weise vorsichtig mit der These sein müssen, nach der die AfD „von Machtausübung weit entfernt“ sei (111). Neo-Nationalismus, Neo-Rassismus und Neofaschismus sind mit der neoliberalen Ideologie durchaus kompatibel und marktfähig. Damit werden Szenarien einer bürgerlichen „Einhegung“ in Mehrparteienkoalitionen denkbar oder die Usurpation der Exekutive innerhalb des formaldemokratischen Rahmens. Dadurch würde sich phänotypisch am politischen System so viel gar nicht

ändern, die Substanz der Demokratie wäre jedoch unwiederbringlich zerstört. Geprüft werden sollte, ob sich im Faschismus vor der Machtübergabe Parallelen finden lassen, was die Unterwanderung demokratischer Institutionen und die Passivität ihrer Verantwortungsträger betrifft. Es ist an die Mahnung von Peter Hacks zu erinnern, der in einem Brief an den Präsidenten der Akademie der Künste der DDR, Konrad Wolf, anlässlich einer Faschismuskussion schon 1979 betonte, „dass der Imperialismus eine vergleichbar unvermittelte Diktatur fast zu jedem Zeitpunkt, erwartet oder unerwartet, wieder einrichten könne. Aber bei deren äußerer Erscheinungsform wird jedenfalls für Unähnlichkeit mit dem Nazistaat gesorgt sein.“

Wiegels Buch ist ein hilfreicher Leitfaden zur Einordnung der AfD und ein leidenschaftliches Plädoyer für die Wiederherstellung des so dringend benötigten universalistischen Menschenbildes in unserer Zeit.

Detlef Kannapin

Klasse, Identität, Migration

Sandro Mezzadra, Mario Neumann, Jenseits von Interesse und Identität – Klasse, Linkspopulismus und das Erbe von 1968, Laika-Verlag Hamburg, S. 72, 9,90 Euro

„Lauft Genoss*innen: Die alte Linke ist hinter euch her“, diesen Spruch haben Sandro Mezzadra und Mario Neumann als Leitspruch ans Ende der Einleitung ihres Buches gesetzt. Doch ihr Debattenbeitrag ist in positivem Sinne weniger polemisch als der Spruch vermuten lässt.

Mezzadra/Neumann versuchen aus

postoperaistischer Perspektive in die derzeitige Debatte um Klasse, Identität und Migration einzugreifen. Sie zeichnen dafür die Entwicklung der alten Linken theoretisch und organisatorisch bis 1968 nach. Die alte Linke in Parteien und Gewerkschaften seien bis heute männerdominierte Industriearbeiterorganisationen. 1968 ist für die Autoren dagegen der Fixpunkt des Wandels der Linken. Mit dem Aufkommen der neuen sozialen Bewegungen veränderten sich die Linke und die Gesellschaft grundlegend. Feministische und migrantische Kämpfe traten nun verstärkt in den Vordergrund – auch, wenn es sie eigentlich schon immer gab. Die alte Linke konnte mit dieser Entwicklung nichts anfangen.

Um diesen Gedanken kreist die zentrale These des Buches: Die alte Linke vermochte die neuen Impulse nicht aufzunehmen und sich zu modernisieren. Bis heute hätte sie daher keine Antworten auf die Fragen der Zeit. Der Befund ist erstmal nicht neu und auch nicht völlig falsch. Auch Lucio Magri, langjähriges Mitglied der Kommunistischen Partei Italiens, argumentierte in seiner brillanten Studie zur KPI, „Der Schneider von Ulm“, ähnlich. Allerdings geraten Mezzadra und Neumann in der Darstellung der Ökonomie, der Klassenentwicklung und der Organisationsfrage mächtig ins Straucheln.

In der Analyse der zunehmenden Kämpfe neuer sozialer Bewegungen verpassen sie es, den Wandel der Arbeit und der beginnenden Globalisierung darzustellen. Die Zunahme migrantischer und weiblich geprägter Streikauseinandersetzungen war letztlich ein Ergebnis der verstärkten Einbindung dieser Beschäftigtengruppen

in den Arbeitsmarkt. Aus der Verlagerung der Produktion und dem Umbau der Arbeitswelt ergeben sich veränderte Kräfteverhältnisse zwischen Kapital und Arbeit. Die Linke geriet in der Folge insgesamt ab Mitte der 1970er Jahre in die Defensive.

Zwar entstanden in der Folge von '68 allerlei linke Kleinstgruppen, Bürgerinitiativen, soziale Bewegungen und NGOs neben den Parteien. Doch setzten diese alle progressiven Errungenschaften zumeist im Verbund mit Parteien und Gewerkschaften durch. Ab ca. 1975 gerieten auch diese Gruppen mit der alten Linken in die Defensive (oder verschwanden wie die operaistischen Organisationen sogar ganz). Den wichtigsten Bezugspunkt sehen Mezzadra/Neumann daher in den Neuen Sozialen Bewegungen. Nur diese Bewegungen schafften es seit den 1980er Jahren ernsthaft Widerstand gegen die Verhältnisse zu organisieren und sich veränderten gesellschaftlichen Verhältnissen anzupassen. Als Beispiel nennen sie die globalisierungskritische Bewegung um 2000 und sprechen von der Bewegung der Bewegungen.

An diesem Punkt gewinnt ihr Buch eine merkwürdige Schräglage. Gerade die globalisierungskritische Bewegung rekrutierte sich im Westen vielfach aus akademischen Milieus. Die IG Metall hingegen hat 500.000 migrantische Mitglieder, mehrheitlich aus der Arbeiterklasse, und kann als größte migrantische Organisation Deutschlands bezeichnet werden. Ver.di ist sicherlich eine der größten Organisationen weiblicher ArbeiterInnen. Die IG BCE hat einen migrantischen Vorsitzenden. Damit hat die „alte Linke“ der Bewegungsklinken einiges voraus.

Zudem ist völlig unklar, was mit der „Bewegung der Bewegungen“ gemeint sein soll. Mezzadra und Neumann erhöhen die Unklarheit weiter. Statt der Arbeiterklasse sei die „Multitude“ das Subjekt der „Bewegung der Bewegungen“. Den Begriff der „Multitude“ richten sie gegen die klassische Stellung der Arbeiterklasse: Die Multitude würde die Klassenverhältnisse nach der Krise des industriellen Massenarbeiters besser fassen. Migranten, Frauen und die Massenintellektualität ließen sich ebenso wie ihre – über ihre Interessen hinausgehenden – Kämpfe mit diesem Begriff besser beschreiben, ohne, dass es zu Ausschlüssen komme. Letztlich versuchen die Autoren mit dem Begriff der Multitude in Anlehnung an Hardt/Negri ein neues revolutionäres Subjekt zu beschreiben. Das Anliegen ist zwar ehrbar, stiftet aber mehr Verwirrung als es Nutzen bringt. Offenkundig agieren die Klassenfraktionen, die Beschäftigten der verschiedenen Bereiche und die neuen sozialen Bewegungen ja eben gerade nicht zusammen. Die Trennung und Spaltung kann nicht durch mystische Begriffs-konstruktionen zusammengekleistert werden.

Mezzadra/Neumann werfen die richtigen Fragen der Zeit auf, unterbreiten jedoch außer ungenauen Analysen und gut gemeinten Appellen inhaltlich keine Angebote für die Zukunft.

Janis Ehling

Autorinnen und Autoren, Übersetzer

Heiko Balsmeyer – Berlin, Politikwissenschaftler, wiss. Mitarbeiter MdB
Ingrid Remmers Linksfraktion

Dr. Matin Baraki – Marburg, Lehrbeauftragter für Internationale Politik

Dr. Stefan Bollinger – Berlin, Politikwissenschaftler und Historiker, Mitglied der Historischen Kommission beim Parteivorstand Die Linke

Dr. Holger Czitrich-Stahl – Berlin, Historiker und Lehrer

Klaus Dräger – Köln, Publizist, Z-Beirat

Janis Ehling – Berlin, Politikwissenschaftler, Mitglied im Parteivorstand DIE LINKE

Prof. John Bellamy Foster – Eugene/USA, Prof. für Soziologie, Herausgeber von Monthly Review

Prof. Dr. Georg Fülberth – Marburg/L., Politikwissenschaftler

Franz Garnreiter – Rosenheim, Dipl. Volkswirt, Energiewirtschaftler

Dr. Jörg Goldberg – Frankfurt/M. Wirtschaftswissenschaftler, Z-Redakteur

Dr. Richard „Rick“ Heede – Snowmass/Colorado, USA, Physiker, MS Geog., Dir. Climate Accountability Institute; Climate Mitigation Services

Prof. Dr. Joachim Höslér – Marburg, Lehrer und Hochschullehrer, Osteuropa-Historiker

Christoph Horst – Bad Lippspringe, Dipl.-Sozialarbeiter

Alexander M. Hummel – Heidelberg, Soziologe, Doktorand

Dr. Detlef Kannapin – Neuenhagen, Kulturwissenschaftler

Alan Ruben van Keeken – Siegen, Student der Musikwissenschaft

Juri Kilroy – Jena, Student der Politikwissenschaften

Bernhard Knierim – Berlin, Biophysiker und Politikwissenschaftler, wiss. Mitarbeiter MdB Sabine Leidig, Linksfraktion

Prof. Dr. Dieter Kraft – Berlin, Theologe

Dr. André Leisewitz – Weilrod, Dipl. Biol., Z-Redakteur

Wolfgang Lohbeck – Hamburg, langjähriger Verkehrsexperte von Greenpeace Deutschland

Dr. Gert Meyer – Marburg, Historiker

Prof. Dr. Klaus Müller – Lugau, Wirtschaftswissenschaftler

Dr. Paul Oehlke – Köln, Sozialwissenschaftler

Yannik Pein – Göttingen, Student der Soziologie und Politikwissenschaft

Prof. Dr. Helmut Peters – Berlin, Sinologe

Heribert Peters – Marburg, Jurist

Prof. Dr. sc. Siegfried Prokop – Bernau, Historiker

Michael Reckordt – Berlin, Dipl. Geograph, Powershift e.V., Koordinator des Netzwerks AK Rohstoffe

Dr. Jürgen Reusch – Frankfurt/M., Politikwissenschaftler, Z-Redakteur

Prof. Dr. Jörg Roesler – Berlin, Wirtschaftshistoriker, Z-Beirat

Joachim Schubert – Mannheim, ehem. Betriebsrat ALSTOM

Dr. Winfried Schwarz – Frankfurt/M., Sozialwiss., tätig in der Umweltforschung

Lea Schneidemesser – Jena, Studentin der Soziologie

Prof. Dr. Bernhard H. F. Taureck – Braunschweig, Philosoph, Hochschullehrer

Dr. sc. Carl-Erich Vollgraf – Berlin, Politökonom, langjähriger MEGA2-Redakteur

Dr. Gerd Wiegel – Berlin, Politikwiss., Fachreferent Rechtsextremismus /Antifaschismus der Linksfraktion, Z-Redakteur

Uwe Witt – Berlin, Volkswirt, Referent für Klima- und Energiepolitik der Bundestagsfraktion DIE LINKE

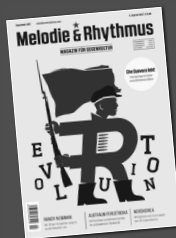
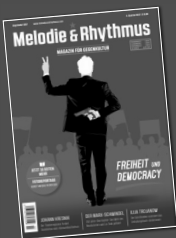
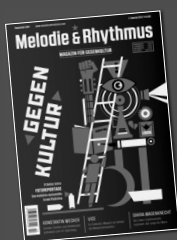
Prof. Dr. Zhang Guangming – Beijing, School of International Studies, Hochschullehrer

Dr. Michael Zander, Dipl.-Psych. – Berlin, vertritt derzeit eine Professur im Fach Rehabilitationspsychologie an der Hochschule Magdeburg-Stendal, Z-Redakteur

Prof. Dr. Jörg Rudolf Zimmer – Girona, Philosoph, Hochschullehrer

DIE WAFFE DER KRITIK BRAUCHT EIN MAGAZIN

MAGAZIN FÜR GEGENKULTUR
1.000 ABOS JETZT!



Das Projekt *Melodie & Rhythmus* kann nur weitergeführt werden, wenn die Mittel dafür erwirtschaftet werden. Um das Magazin herstellen zu können, brauchen wir vor allem zusätzliche Abonnements. Wenn Sie *M&R* unterstützen möchten, bestellen Sie online das Perspektivabo. Die Abobestellung wird erst wirksam, wenn *M&R* wieder erscheint.

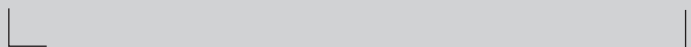


Als Dankeschön für den Abschluss eines Abonnements erhalten Sie den limitierten *M&R*-»Gegenkulturbeutel« (ausschließlich für Abonnenten. Nicht im Handel erhältlich)

Jetzt das Perspektivabo bestellen:
melodieundrhythmus.com/perspektivabo

Postvertriebsstück D 2841 F

Gebühr bezahlt



Z-Vertrieb, Postfach 700346, D-60553 Frankfurt/M.

„... der ganze Geist der kapitalistischen Produktion, der auf den unmittelbaren nächsten Geldgewinn gerichtet ist, widerspricht der Agrikultur, die mit den gesamten ständigen Lebensbedingungen der sich verkettenden Menschengenerationen zu wirtschaften hat. Ein schlagendes Beispiel davon sind die Waldungen, die nur da zuweilen einigermaßen dem Gesamtinteresse gemäß bewirtschaftet werden, wo sie nicht Privateigentum, sondern der Staatsverwaltung unterworfen sind.“

Karl Marx, Das Kapital, Bd. 3, MEW 25, S. 631

Internet: www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de
e-mail: redaktion@zme-net.de

ISSN 0940-0648